

Neue Folge

Quantitäts-Bestimmung

Erkrankungen und Tod

Med. Dr. H. H. H.

Zweiter Jahrgang — Zweiter Band.

München, 1838.

Verlag von J. G. Neumann, Neudamm.

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt
von
Med. Dr. H. H. Veer.

Zweiter Jahrgang. — Zweiter Band.

Wien, 1838.
Gedruckt bei S. P. Collinger.

Dem Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Johann Christoph Schiffner,

Doctor der Heilkunde, k. k. nied. österr. Regierungsrathe, Director des k. k. allgemeinen Krankenhauses, emeritirtem Decan der k. k. Wiener medicinischen Facultät, Mitgliede derselben Facultät und Societät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, correspondirendem Mitgliede der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin, der medicinisch-botanischen Gesellschaft in London, Ehrenbürger der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien 2c. 2c.

widmet in tiefster Ehrfurcht und Hochachtung
den zweiten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Dem Buch- und Pöblicheden

Sein Herrn

Jo hann Christoph Schilner,

Doctor der Medicin, I. d. nied. öffentl. Medicin, Director der I. d. obgemeinen
Krankenkasse, emeritirter Herr der I. d. Medicin, medicinischer Facultät, Mitglied der
kaiserl. Facultät und Societät und der I. d. Medicin der Facultät in Wien, correspondirendes
Mitglied der medicinisch-physiologischen Gesellschaft in Berlin, der medicinisch-societät
Gesellschaft in Göttingen, der I. d. Medicin und Chirurgie in Wien u. s. w.

lehret in dieser Sprache und Sprache
den zweiten Band seiner Vorlesung

der Sprachlehre.

Arbeitsblätter des zweiten Semesters

Die 24. und 25. Ausgabe der Zeitschrift "Gesundheits-
Zeitung" sind für das Jahr 1900 erschienen.
Die 26. und 27. Ausgabe sind für das Jahr 1901 erschienen.
Die 28. und 29. Ausgabe sind für das Jahr 1902 erschienen.
Die 30. und 31. Ausgabe sind für das Jahr 1903 erschienen.
Die 32. und 33. Ausgabe sind für das Jahr 1904 erschienen.
Die 34. und 35. Ausgabe sind für das Jahr 1905 erschienen.
Die 36. und 37. Ausgabe sind für das Jahr 1906 erschienen.
Die 38. und 39. Ausgabe sind für das Jahr 1907 erschienen.
Die 40. und 41. Ausgabe sind für das Jahr 1908 erschienen.
Die 42. und 43. Ausgabe sind für das Jahr 1909 erschienen.
Die 44. und 45. Ausgabe sind für das Jahr 1910 erschienen.

Neue Folge
der
Gesundheits-Zeitung.

Neue Folge

111

Geographische Zeitung

Inhaltsanzeige des zweiten Bandes.

Nr. 27. Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Bilder aus dem Leben. — Diätetische Winke für junge Officiere. — Miscellen.

Nr. 28. Der Trinker ex officio oder der Muster-Kaufsch. — Wohlthätigkeits-Anstalten. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Miscellen.

Nr. 29. Der Parvenu. — Zur Geschichte der Sinnestäuschungen. — Wohlthätigkeits-Anstalten. — Miscelle.

Nr. 30. Der Parvenu. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. Von Dr. Ehrlich. — Miscellen.

Nr. 31. Der April und seine Lehren. — Zur Geschichte des Vampyrismus. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Miscelle.

Nr. 32. Der Parvenu. — Zur Geschichte des Vampyrismus. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Nr. 33. Das Schiefwachsen der Kinder. Von Dr. Insl. — Einige Worte über populäre medicinische Schriften. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Miscellen.

Nr. 34. Die drei Grade der Trunkenheit. — Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irnsinnes. — Magendie's Vorlesungen über die Phänomene des Lebens an Collège de France. — Miscellen.

Nr. 35. Von dem Einflusse der Mode auf das physische Wohl des Menschen. Von Dr. Adler. — Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irnsinnes. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Beilage: Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Bulletin außerordentlicher Naturerscheinungen.

Nr. 36. Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Ueber Malaria. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscelle.

Nr. 37. Das Honorar der Aerzte. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Die Medicin bei den Hindus. — Miscelle.

Nr. 38. Leiden und Freuden eines Wasserfreundes. — Das Honorar der Aerzte. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 39. Ueber den Einfluß der Erziehung auf das Nachtwandeln. Von Dr. Schönau. — Bericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der ägyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders auszeichneten. — Das Erbeessen. — Miscelle.

Nr. 40. Ueber die Mollenanstalt zu Ischl. — Bericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der ägyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders auszeichneten. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Miscellen.

Nr. 41. Bemerkungen über Enthusiasmus und Fanatismus einiger Nicht-ärzte, in Bezug auf Verbreitung und Bekämpfung neuer Heilmethoden. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Trinker und Schmaucher. — Neue Folge der Curiosa. — Miscellen.

Nr. 42. Einige Worte über Rettung der Scheinlebenden. — L. und C. Harbmuth's Kochgeschirre mit metallfreier Glasur. — Neue Folge der Curiosa. — Miscellen.

Nr. 43. Ueber Idiosyncrasie. — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfluscherwesens. — Neue Folge der Curiosa. — Analogisches Seitenstück zum Tabak. — Miscellen.

Nr. 44. Die Phantase: Cur. — Ueber Idiosyncrasie. — Neue Folge der Curiosa. — Miscelle.

Nr. 45. Eine nächtliche Familien: Scene. — Ein ärztliches Consilium in London. — Ueber den Rauch. — Miscellen.

Nr. 46. Die Heilkraft des Willens. — Neue Folge der Curiosa. — Paganini. — Miscellen.

Nr. 47. Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät. — Das „Estou de diéta“ der Portugiesen. — Ueber das Einbalsamiren. — Literatur. — Miscelle.

Nr. 48. Das künstliche Schwimmen. — Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in der Steiermark. — Miscellen.

Nr. 49. Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt, I. — Ueber das Einbalsamiren, von G a n a l. — Die Somnambule. — Miscelle.

Nr. 50. Schnell-Leben und Eisenbahnen. — Ueber die Unschädlichkeit der Stearvin und Margaritin: Kerzen. — Quarantaine in der Türkei. — Heilung von Taubstummen durch Musik und Gesang. — Miscelle.

Nr. 51. Die Cur des Grafsitratu. — Die wahre Philanthropie. — Der Rohlfäher Sauerbrunnen. — Correspondenz: Nachricht. — Jourdan. — Miscelle.

Nr. 52. Ueber Tafelmusik. — Neue Folge der Curiosa. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Miscellen.

Nr. 53. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 54. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 55. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 56. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 57. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 58. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 59. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 60. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 61. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 62. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 63. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 64. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 65. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 66. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 67. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.

Nr. 68. Ueber die Heilkräfte der Erde auf das menschliche Leben. — Miscellen.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 27.

Montag, den 2. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Bilder aus dem Leben. — Diätetische Winke für junge Officiere. — Miscellen.

Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Am 24. März d. J. fand im Consistorial-Saale der k. k. Wiener Universität eine Feierlichkeit Statt, die durch die dabei anwesenden höchsten und hohen Gäste, durch die Würde, mit der sie begangen wurde, und durch einen Verein von Gelehrten, Naturforschern und Aerzten vollkommen dem hohen und menschenfreundlichen Zwecke entsprach, welcher zu dieser Versammlung Veranlassung gab. Es hat sich nämlich an dem genannten Tage um 1 Uhr die mit allerhöchster Bewilligung Sr. k. k. apost. Majestät neu gebildete „Gesellschaft der Aerzte in Wien“ feierlich und zum ersten Male versammelt, so daß dieser Tag als der Stiftungstag der Gesellschaft zu betrachten ist. Ihre k. k. Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge Carl, Ludwig und Franz Carl, Se. Durchlaucht der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst von Metternich, Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenz-Minister Graf von Kollowrat, Se. Excellenz der Herr Oberst-Hofmarschall Graf von Goëß, Se. Excellenz der Herr Präsident der k. k. Polizei- und Censur-Hofstelle Graf von Sedlnizki, Se. Excellenz der k. k. Hofkanzler Herr Graf von Inzaghi, Se. fürstliche Gnaden der k. k. Hofkammer-Präsident Fürst von Lobkowitz, Seine fürstl. Gnaden der Hochwürdigste Herr Fürst-Erzbischof W. E. Milde, Ihre Excellenzen die Herren Grafen E. von und zu Clam-Martinič, Salis, Palfy, Ihre Excellenzen die Freiherren von Pillerersdorf, Salaske von Gestietics und viele andere ausgezeichnete Staatsbeamten, Directoren und Professoren aus allen vier Facultäten, und Gelehrte aus allen Fächern des Wis-

sens, gaben durch ihre erhabene Anwesenheit der zum ersten Male versammelten „ärztlichen Gesellschaft“ einen Glanz und eine Würde, der jedem der anwesenden ordentlichen und außerordentlichen ärztlichen Mitglieder einen neuen, freudigen Beweis von der hohen Achtung lieferte, in welchem der edle Beruf des wahren Arztes bei jedem hochgebildeten Manne von jeher gestanden und noch immer steht. Der Präsident der Gesellschaft, Herr Med. Dr. Malfatti Edler von Montereggio, der Präsident-Stellvertreter, Herr Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach, so wie der erste und zweite Secretär derselben, der Herr Regierungsrath und Landes-Protomedicus Dr. Kholz und der k. k. Herr Professor Czermak, sorgten für den würdevollen Empfang der höchsten und hohen Gäste in dem zwar einfach aber geschmackvoll decorirten geräumigen Saale. Es war ein erhebender Gedanke, einen so erhabenen Verein von kaiserlichen Prinzen, Staatsmännern und Gelehrten aus allen Fächern des Wissens zu überblicken, und dieses bei einer Gelegenheit, wo es sich um die neubeginnende Wirksamkeit einer Gesellschaft handelte, deren einziges und reinstes Bestreben darin bestehen wird, ärztliche Kunst und Wissenschaft in ihrer angestammten Würde aufrecht zu erhalten, so wie das Wohl der leidenden Menschheit durch die vereinten Kräfte vaterländischer Aerzte zu fördern. Der obgenannte Herr Präsident der Gesellschaft eröffnete die Feierlichkeit mit einer Rede in deutscher Sprache, welche durch Klarheit, Ideenreichtum, Präcision, Lebendigkeit und Blüthe des Styls, durch zeit- und ortgemäßen Inhalt, und durch den würdevollen und festen Vortrag des Redners die gespannteste Aufmerksamkeit und Theilnahme der höchsten und hohen Anwesenden von Anfang bis zu Ende rege und wach erhielt.

Er sprach vor Allem in den rührendsten Ausdrücken, und im Namen der „Gesellschaft der Aerzte in Wien,“ gegen Se. Majestät unsern allergnädigsten Landesvater, gegen Ihre k. k. Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge, und endlich gegen jene hohen und edelgesinnten Minister und Staatsbeamten den ehrfurchtsvollsten und innigsten Dank aus, für die so baldige und gnädigste Gewährung und Unterstützung eines wissenschaftlichen Vereines unter den Aerzten der Hauptstadt. Der Redner deutet auf das immer rege und großmüthige Bestreben des österreichischen Kaiserhauses, seiner Regenten und Staatsmänner hin, wahres Wissen zu fördern, sobald es auf das Heil und Gedeihen der Menschheit einen wohlthätigen und durch Erfahrung bewährten Einfluß ausübt. Nach dieser herzlichen Einleitung suchte er den Nutzen, welchen gelehrte Corporationen stiften, — und aus dem viel umfassenden Beruf des Arztes das Bedürfniß einer ärztlichen Gesellschaft in kurzen, aber tief gedachten und überzeugenden Umrissen

nachzuweisen. Der Uebergang der Rede auf die Würde und hohe Wirksamkeit des Arztes im Staate und im Leben, seinen Einfluß auf geistige und materielle Interessen seiner Mitbürger betreffend, ward eben so klar nachgewiesen, als die besondere Wichtigkeit ärztlicher Vereine zur Zeit großer Epidemien, wie wir sie leider in unsern Zeiten so oft erlebt haben. Bei dieser Gelegenheit machte der vielerfahrene Arzt (mit Bezugnahme auf die Erlebnisse so vieler hochgeachteten und erfahrenen Veteranen in der Kunst, wie sie die Versammlung in so edlem Vereine darbot) auf eine Epidemie aller frühern und besonders unserer Zeiten aufmerksam, die er *Systemsucht* nennt, und die Schilderung, mit der er das Eitle und Vergängliche der *Systeme* eben so wahr als überzeugend entwirft, fand gewiß allgemeinen Anklang in den Herzen so vieler anwesenden Hippokratischen Aerzte. Aus jedem Worte dieses Theiles der Rede ging klar und mit freudiger Anerkennung aller Anwesenden hervor, daß kein Schwindel des momentanen system- oder gewinnlüchtigen Schaffens und Umstoßens, sondern der lebendige Geist echter Erfahrung, getragen und genährt von der Basis und der Quelle der Wissenschaft, und wahre ärztliche Würde die Mitglieder der neuen Gesellschaft beseelen wird, indem sie es sich vor Allem zur heiligsten Aufgabe machen will, die Liebe zur Hippokratischen Medicin, die von jeher von den größten Klinikern und Aerzten Oesterreichs in deren wahren Jüngern und Schülern gepflegt wurde, in ihrer Reinheit zu erhalten; den Aerzten Oesterreichs Gelegenheit zu geben, die Früchte ihrer eigenen und fremder Erfahrung zum Heile der Wissenschaft und der leidenden Menschheit sich wechselseitig mitzutheilen, und endlich jenen Geist der Collegialität *) zu beleben, der von jeher wahre Aerzte beseelte. —

So viel über den kurzen Inhalt der mit allgemeiner Theilnahme angehörten Rede, mit deren Ende die eigentliche Feierlichkeit geschlossen war, wobei sich jedoch das interessante Schauspiel einer wahrhaft herzlichen, beinahe halbstündigen Unterredung Ihrer kaiserlichen Hoheiten, der P. T. Herren Staatsminister und der übrigen hohen Staatsbeamten, sowohl unter sich, als mit den anwesenden ärztlichen Notabilitäten und Gelehrten aller andern Fächer darbot, und es that gewiß jedem anwesenden jüngern Mitgliede wohl, zu sehen, wie sehr noch ärztliche Kunst und Wissenschaft geschätzt wird.

*) Einen Beweis dieser collegialen Gesinnung gab Herr Hofrath Dr. von Wizer gleich in einer der vorläufigen Sitzungen der Gesellschaft, indem er eine Summe von 2000 fl. E. M. zu dem Behufe auf sein Haus intabuliren ließ, damit die Interessen hievon irgend einem Mitgliede zur Unterstützung dienen, und das Capital der Gesellschaft angehöre.

Jeden der Weggehenden besetzte nur der einzige Wunsch, daß die neue Gesellschaft den edlen Zweck, der ihrer Bildung zu Grunde liegt, erreichen, und daß ihre Thätigkeit die gehofften segensreichen Früchte tragen möge. Mit gebührender Hochachtung wird die Nachwelt jene würdigen Männer nennen, deren schöpferischem Geiste, thätiger Verwendung und Menschenliebe die Gesellschaft theils ihre erste Idee, theils deren wirkliche Realisirung zu verdanken hat. —

Dr. Beer.

Bilder aus dem Leben.

III.

Der Cigarren-Raucher.

Mein Freund Ludwig ist ein liebenswürdiger Mensch. Sein feuriger, reich ausgebildeter, obwohl etwas unstäter Geist, sein gutes, treues Gemüth und seine heitere Laune machten mir ihn von Jugend an werth. Sein Aeußeres ist angenehm, männlich; — doch trägt es einen Anstrich von Ungelenkigkeit und Verbeibheit, die fast an Plumpheit gränzt. Da mein Freund sich selbst kennt, so trachtete er in früheren Jahren diesen Fehler durch ein genial-burleskoses Wesen zu bemänteln. Er trug Hüte mit breiten Krempe, sprach mit starker Stimme, trank starkes Bier, rauchte stark Tabak und machte stark Wis. Als er späterhin zu freien anfing, sah er wohl ein, daß dies Verfahren ihn in der Gunst des schönen Geschlechtes nicht hebe, schlug daher stracks ein ganz entgegengesetztes ein, lernte tanzen, sprach mit lispelnder Stimme, kleidete sich nach dem letzten Modejournale, trank viel Wasser, warf seine guten Pfeifenköpfe in den Winkel und ward ein Cigarren-Raucher nach der Mode.

Ludwigs Eden und Eldorado, das Land seiner Sehnsucht, das allein seine Wünsche befriedigen konnte, und aus dem ihm alles Glück erwuchs, war von nun an — Havannah. Mit unsäglichlicher Mühe und mit großen Kosten suchte er die verschiedensten Arten von Cigarren anzukaufen, um endlich in Besitz der echten Havannah-Sorte zu kommen. Um seiner Sache gewiß zu sein, bot er Jedem aus seiner wohlgefüllten Cigarren-Büchse an, und stets war es ein Anlaß zu recht tiefer Betrübniß für ihn, wenn ein kundiger Tabakschmaucher die ihm offerirte Cigarre nicht für echte Havannah-Waare erkennen wollte, oder ihm gar bewies, daß er nun für sein vieles Geld abermals betrogen sei.

Ohne dem dampfenden Röhrchen im Munde war Ludwig beinahe nie zu sehen. Besonders possierlich anzuschauen war er, wenn er — fleißig, wie er ist, emsig beschäftigt am Schreibtische saß, die kurz gerauchte Cigarre in dem stark zugespitzten Munde, den Hals weit vorgestreckt, die Stirne voll furchtbarer Falten, die Augen so klein als möglich zugekniffen, und voll Thränen, hustend, keuchend und nach Athem schnappend, um nicht in selbsterzeugtem Dampfe zu ersticken.

Ganz so saß er eines Tages, als ich mit Rudolph, dem Bruder Emilien's, seiner liebenswürdigen Braut, in sein Zimmer trat. Dieser, ein herrlicher Reiter-Officier, mit einem der schönsten Schnurbärte, die ich je sah, hatte

Ludwig aufgesucht, um ihm Emilie's längstsehnte Ankunft von einer Reise zu melden, die sie zur Begleitung ihrer Tante hatte mitmachen müssen. Ludwig erfährt die frohe Kunde, stürzt in der Aufwallung der Freude auf Rudolph zu, und preßt ihn entzückt in seine heiße Umarmung — ohne vorher die brennende Cigarre aus dem Munde genommen zu haben, verbrennt und verunstaltet dem Freunde dessen schönste Gesichtszierde so jämmerlich, daß wahrscheinlich durch den Sähhorn des Verstümmelten ein heftiger Austritt veranlaßt worden sein würde, wenn ich nicht besänftigend ins Mittel getreten, und die Abnahme des unglücklichen Schnurbartes nicht schon seit einigen Tagen beschlossen gewesen wäre.

Ludwig hatte das brennende Kraut, nachdem er dies Verderben angerichtet, auf das eigens hiezu bestimmte elegante Tellerchen gelegt, im Eifer des Gespräches und der Freude aber, und während er uns Staunenden das namenlose Glück zweier Liebenden, die nach langer Trennung sich wiedersehen, mit begeisterter Beredsamkeit schildert, es wieder zur Hand genommen: „Gewiß, ihr Freunde,“ spricht er, „mich durchströmt das Gefühl des reinsten Glückes, und niegefühlte Wonne — Himmeldonnerwetter, o weh!“ unterbricht er sich plötzlich, denn er hat die Cigarre mit der brennenden Spitze voran in den Mund gesteckt, und sich Lippe und Zunge so schmerzhaft verbrannt, daß er eine Weile schweigend und ganz ungeberdig im Zimmer auf und nieder läuft; dann aber wüthet, bei dem Gedanken, das heißgewünschte Wiedersehen so schmählich verunstaltet zu feiern und sich der Geliebten mit hochaufgeschwollener Schnauze zeigen zu müssen.

Doch diese empfängt ihn liebevoll, die Tante freundlich; von der verunstalteten Wunde ist kaum die Rede, das alte, bräunliche, vertrauliche Verhältniß ist wieder hergestellt. Die Tante, dieser Phönix unter den Frauen, liebt den Geruch des Cigarren-Dampfes, und gibt dem Glücklichen die Erlaubniß, in ihrer Gegenwart zu schmauchen, um den Geliebten zu erfreuen, läßt es auch Emilie sich gefallen. Ludwig darf in der Nähe der Geliebten mit allen Sinnen genießen, darf seinen Engel in Wolken hüllen und die zärtlichen Gefühle seines Herzens mit Tabakrauch ausblasen.

Wie aber auf Erden kein Glück vollkommen ist, so fängt Ludwig um diese Zeit öfter über leichte Brustschmerzen und Mattigkeit zu klagen an, auch sein Appetit ist vermindert; dabei wird sein Sehvermögen merklich schwächer, das Auge gegen Licht empfindlich, oft thränend, das Weiße des Auges leicht geröthet. Da ich den Freund von beinahe eijernem Gesundheitswohle wußte, und mir solche Symptome äußerst befremdend an ihm vorkamen, so wurde ich besorgt, und suchte durch alle Mittel der Beredsamkeit ihn dahin zu bewegen, den Rath eines Arztes einzuholen. Der befragte Arzt erklärte nach einer kurzen aber vollständigen Untersuchung meinem Freunde ganz trocken, daß alle seine Leiden vom übermäßigen Cigarren-Rauchen herrühren, daß er es daher gänzlich unterlassen müsse, wenn ihm seine Gesundheit lieb sei, und daß, wenn ihm Rauchen ein Bedürfniß sei, er es nur selten aus einer Pfeife mit langem Rohre dürfe. Kaum war der Arzt fort, so ergoß sich Ludwig in Schmähsungen über den guten Mann. „Der rohe Materialist,“ sprach er, „kennt den Einfluß der Psyche auf den Körper nicht; er weiß nicht, wie despotisch starke Gefühle

die Alleinherrschaft im Wesen des Menschen behaupten, wie strenge und vernichtend sie sich das Physische unterordnen, und je mehr vernichtend, wie mehr befehlend sie sind! Darum mundet leibliche Nahrung mir nicht, darum schwinden meine Kräfte; die Brust schmerzt mich, weil ich so viel Glück nicht zu fassen vermag, und die Augen! Ist nicht Emilie meine Sonne? Muß ich nicht unaufhörlich in den strahlenden Glanz ihrer Schönheit und Anmuth schauen, und sollte ich darob erblinden? Wer liebt, lebt ein anderes Leben, hat also auch eine andere Gesundheit, wie jeder andere Mensch. Mir ist wohl, so wie mir ist, und ich werde mich den philistischerhaften Anordnungen dieses Doctors gewiß nicht fügen, der sehr gelehrt sein mag, der aber nie geliebt hat!^{*)}

Gegen so viel Poesie in einem Athem konnte ich nichts erwidern, und mußte es geschehen lassen, daß Ludwig nach wie vor Cigarren rauchte. Der glückliche Bund des schönen liebenden Paares hatte nicht wenig die Theilnahme aller Freunde und Verwandten angeregt, und wurde natürlich mit Ballen und Soirées gelegentlich gefeiert. Als an einem Ballabende Ludwig mit brennender Cigarre im Munde zur Tante kam, um diese und die Braut zu einem glänzenden Ballfeste abzuholen, trat ihm Emilie im Ballkleide und so glänzend geschmückt entgegen, daß er wähnte, sie noch nie so schön gesehen zu haben. Im Drange des Gefühls umfaßte er die ätherische Gestalt, und in süßem Vergessen und selbigem Beschauen hält er sie sich nah. Da entwindet sich Emilie nach einer Weile der Umarmung mit den Worten: „Es muß etwas brennen, ich rieche Rauch,“ und suchte besorgt im Zimmer. Doch kaum wendet sie Ludwig den Rücken, so steht dieser mit Entsetzen die Brandstelle. Die Falten von Emilien's zartgewebtem weißen Ueberkleide hatten an der glimmenden Cigarre, die Ludwig zwischen den Fingern der umfassenden Hand hielt, Feuer gefangen und die Gluth furchtbar schnell fort in die Weite und Breite geleitet. Es war da nicht lange zu zögern, die Geliebte vom Feuertode zu retten. Einige kühne Kisse Ludwig's beseitigten wohl die Gefahr, allein das liebliche Gewand, das vor wenig Augenblicken nett und jungfräulich den schönsten Leib umschloß, saß nun schief und hing in schwarzgesäumten Fetzen herab. Emilie eilte, still weinend, ohne ein Wort des Vorwurfs auf ihr Zimmer, um da die Kleider zu wechseln; die Tante schmälte; vom Balle war die Rede nicht mehr, und Ludwig rannte in wilder Verzweiflung nach Hause, nahm seinen ganzen Vorrath von Cigarren, warf ihn ins Caminfeuer, und schwur, als die Flamme hellknisternd aufloderte, allen Feuer- und Rauch-Göttern zu, nie mehr eine Cigarre in den Mund zu stecken, und sollte er König von Cuba oder Havannah werden.

Er hat bis jetzt Wort gehalten, raucht nur manchmal einen von seinen guten Pfeifenköpfen am langen Rohre, und ist recht gesund dabei. M. z.

Diätetische Winke für junge Officiere.

Aus Walter Scott's Briefen an seinen ältesten Sohn Walter *).

„Erzähle mir etwas von deinem Tische. Ich weiß, daß du nicht die Gewohnheit hast, viel zu trinken. Bewahre dich auf jeden Fall vor der Gewohnheit, tags-

*) Zur Zeit, als W. Scott die Briefe schrieb, denen wir diese Fragmente entnehmen, war dessen Sohn, Walter, Officier in dem Regimente des Obersten Murray.

Sich Wein oder geistige Getränke zu genießen, wenn auch nur in geringer Menge. Das greift den Magen zu sehr an, und der deinige verträgt von Natur nicht viel.“ —

„Ich muß mich schämen, zu deiner Belehrung dir zu sagen, daß die Gewohnheit, Wein zu trinken, die in meinen jungen Jahren so allgemein war, gewiß (ich bin davon überzeugt) eine der Hauptursachen meiner heftigen Magenschmerzen ist. Ich möchte dir lieber rathen, gelegentlich eine ganze Flasche zu trinken, als täglich bei Tische eine halbe Pinte zu leeren.“ —

„Es wird in Irland wahrscheinlich nicht an Gelegenheit fehlen, deine Jagdflinten zu gebrauchen. Die Jagd ist eine vortreffliche Übung. Sie wird deinen Körper entwickeln und dich zum guten Reiter machen, besonders die Hezjagd. Ausflüge ins Freie haben auch noch den Vortheil, dem jungen Krieger die Gewohnheit zu geben, Entfernungen zu beurtheilen und das Land aufzunehmen.“ —

„Die Vergnügen ländlicher Streifereien verdienen unter allen andern Beziehungen den Vorzug vor den Zerstreuungen eines Billard-Saales, wo junge, unbeschäftigte Officiere gewöhnlich ihre Zeit zu tödten pflegen, und wo man beinahe immer die Hefe der Gesellschaft antrifft *). Ich rede von den öffentlichen Billards. Denn das Billardspiel an und für sich ist recht angenehm, wenn es von anständigen Leuten gespielt wird, und nicht in Sucht ausartet. Aber die öffentlichen Billards sind Stelldichein und Sammelpuncte von Spitzbuben, oder der zahlreichen Classe Individuen, welche die Franzosen „Industrie-Ritter“ und wir „Schandpfahl-Ritter“ nennen.“ —

„Ich billige es sehr, daß du anatomische Vorlesungen beiwohnt. Das Studium unserer sonderbaren Maschine ist ein wichtiger Zweig des menschlichen Wissens.“ —

„Die Jugendzeit, lieber Walter, ist zu kostbar, um in Vergnügungen vergeudet zu werden. Wir müssen uns während diesem Zeitraume Kenntnisse einsammeln, die uns nicht allein unser Fortkommen im Leben erleichtern, sondern es auch gegen das Ende desselben erheitern und befriedigen. Sei klüger, als ich es gewesen bin. Ich denke niemals, ohne mich selbst zu verurtheilen, an jede versäumte Gelegenheit, wo ich mich noch mehr hätte unterrichten können, und die für mich gänzlich verloren gegangen ist.“ —

„Wenn du etwas besser die Welt kennen gelernt hast, wirst du einsehen, daß Pedanten allein — und es gibt Pedanten in allen Ständen — sich absondern und eine Clique bilden. Wer sich auf solche Weise benimmt, wird von der guten Gesellschaft verachtet. Glaube mir, als einem Manne, der mehr vom Leben und von der Gesellschaft gesehen hat, als einen Officiertisch, daß ein Officier, der mit Niemand Umgang hat, als mit seinen Kameraden, durchaus nicht in der Lage ist, die Welt kennen zu lernen.“

* Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß dieses strenge Urtheil W. Scott's über öffentliche Billards nur auf die in England und Irland bestehenden vollständig bezogen werden darf und kann.

Miscellen.

(Eine gesunde Erholung.) Mad. Sigourny hält die Cultur der Blumen für eine dem weiblichen Geschlechte am meisten angemessene Beschäftigung, und man beobachtete auch zu wiederholten Malen den günstigen Einfluss, welchen die Besorgung eines Gartens durch den häufigen Aufenthalt in der freien Luft und den herzerhebenden Umgang mit der Natur auf die Gesundheit ausübt. Die Mutter des großen Washington war eben in ihrem Garten beschäftigt, als sie der junge Marquis Lafayette aufsuchte, um ihren Segen zu erhalten, bevor er in sein Vaterland zurückkehrte. Besonders für junge blühende Mädchen scheint die Pflege der Blumen am angemessensten zu sein, denn sie wohnen da unter ihren Ebenbildern, und an ihr Ohr dringt manche Stimme der Weisheit aus jenen Blüten, denen sie Thau und Sonnenschein zuthellen.

— (Die Wasserscheu.) Diese fürchterliche Krankheit ist während der heftigen Sommerhitze in manchen Theilen von Süd-Amerika etwas sehr Gewöhnliches, da dieses Land nur mäßig mit Strömen versehen ist, und dieselben noch dazu während des langen Sommers vertrocknen. Sie befällt besonders die Wölfe und Hunde, aber sie ergreift auch die Jaguars und Tiger, und vielleicht alle Thiere, welche die sandigen Ebenen durchstreichen. Es ereignen sich daher häufige Unglücksfälle unter den Jägern, Hirten und Menschen niederen Standes, welche jedoch ihrer Häufigkeit und der einfachen Heilung wegen nur wenig Schrecken verursachen. Zur Cur dieses Uebels bedient man sich einiger Gaben von einer gepulverten Wurzel, welche in das Nieswurzgeschlecht zu gehören scheint, und deren nähere Kennzeichen Lieutenant Hardy angegeben hat. Diese Wurzel versetzt den Patienten in den größten Schweiß, und die Cur ist gewöhnlich schon am zweiten Tage beendigt, obwohl der Patient noch eine Weile schwach bleibt. Unsere englischen Wundärzte haben dieses Alles gehört; man brachte die Wurzel nach England und stellte Versuche damit an, welche jedoch ohne Erfolg gewesen sein sollen. Wir wissen ja, wie schwer es ist, irgend einen Menschen, selbst einen Spitalchirurgen gegen seinen Willen zu überzeugen, welche kleinen Umstände man oft hervorhebt, während die wichtigsten vernachlässigt werden, wenn der Experimentator nicht zu Gunsten eines Verfahrens gestimmt ist. Man wird doch wohl nicht glauben, daß die Wurzel, welche die Heilung in Süd-Amerika so sicher bewirkte, auf der Fahrt durch das atlantische Meer ganz unwirksam werde! Der Mann, dem es gelingen wird, die Wasserscheu zu heilen, verdient den Dank von ganz Europa, und er wird ohne Zweifel von England die höchsten Beweise der Freigebigkeit erhalten. (Blackwood.)

— Man schreibt aus Berlin, vom 3. März: „Der Verein für Blinden-Unterricht zu Breslau hat kürzlich seinen 19. Jahresbericht herausgegeben. Die Zahl der Pflöglinge betrug voriges Jahr 34, also um 3 mehr als im Jahre 1836. Die Arbeiten der Zöglinge brachten etwa 300 Reichsthaler ein.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Muprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 28.

Donnerstag, den 5. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der Trinker ex officio oder der Muster-Kausch. — Wohlthätigkeits-Anstalten. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Miscellen.

Der Trinker ex officio oder der Muster-Kausch.

Concordia res parvae crescunt.

Salustius.

„Wenn die neuere Zeit es so weit gebracht zu haben vorgibt, daß sie durch die kleinsten Arzneigaben die hartnäckigsten Krankheiten heilt, warum sollte man sich nicht auch einen Kausch in Kleinen Gaben trinken können?“ so sagte ich zu mir selbst, als ich neulich folgende Thatsache beobachtete: Es wurde ein Brustkranker in eines der hiesigen Spitäler gebracht. Als ihn die Wärterleute ins Bett legen wollten, bemerkten sie, daß aus einer Tasche der eben abgelegten, ziemlich löcherigen Kleidungsstücke ein Fläschchen hervorguckte, das bei näherer Untersuchung beiläufig ein halbes Seitel Schnapps enthalten mochte. Ganz natürlich wurde diese Contrebande alsogleich in Beschlag genommen; der Kranke aber wollte sich anfangs in diese Maßregel gar nicht finden. „Es ist ja nur ein Muster,“ sagte er ganz kaltblütig. Auf ein näheres Befragen von Seite des Spitalarztes gestand er mit jener gemüthlichen Offenherzigkeit, wie sie Trinkern ex professo eigen zu sein pflegt, „daß er sich nicht selten ein Käuschchen antrinke, daß dieses aber blos daher rühre, weil er mit geistigen Getränken Geschäfte mache, und von den vielen Mustern, die bei dem Kauf und Verkauf vorgezeigt werden, ex officio verkosten müsse. Da komme denn bei diesen kleinen merkantilischen Experimenten oft so viel zusammen, daß es ihm den Kopf einnehme, er einen Thurm für einen Zahnstocher ansehe oder mit deutlicheren Worten: einen Hieb bekomme.“ — Ich habe diesen Hieb einen Muster-Kausch genannt, und will damit überhaupt

jene Gattung von Trunkenheit bezeichnen, die bei gewissen Menschen durch den öfteren Genuß kleiner Gaben geistiger Getränke entsteht, und wobei diese Trinker ihr Gewissen damit beschwichtigen, daß sie nur ihrem Beruf, ihrem Erwerbe, oder irgend einer gesellschaftlichen Pflicht zu trinken, nachzukommen glauben. Mehr als ein Säufer wahnsinnig wird bei Wirthseuten oder Weinhändlern beobachtet, die sich in das Trinken so ganz wissenschaftlich hinein experimentirt haben. Sie haben nämlich Anfangs nur mit ihren Collegen oder mit ihren Gästen über die Echtheit des Jahrganges fleißige Beobachtungen und Versuche im Keller angestellt; das kann doch nicht schaden, von dieser und jener Gattung zu verkosten; man bleibt noch immer Herr seiner selbst, und muß nur über die Aengstlichkeit der Frau lachen, die für unsere Gesundheit bei dieser homöopathischen Versuchsmethode besorgt ist; aber nach und nach werden die Gaben, ohne daß man es weiß, allopathisch; die vielen Besuche, die man täglich erhält, das freundschaftliche Zutrinken auf unsere Gesundheit, und die fleißig eintretende Nothwendigkeit, sich von der Güte der Waare überzeugen zu müssen, bieten willkommene Gelegenheit dar, einen Schlucker zu machen. Dieses Wenige, aber fleißig und lege artis getrunken, ist eben so gut im Stande, uns einen Haarbeutel anzuhängen, als wenn man auf einem Sitz viel nach einander trinkt. Vor diesem Muster rausch müssen sich also Jene in Acht nehmen, die ihr Beruf zu den vielen und häufigen Versuchen verleiten kann. Wirthe, Weinhändler, Liqueurbrenner, Unterhändler bei Geschäften mit geistigen Getränken u. s. w. gehören in diese Classe. Aber noch mehr müssen Jene, die eigentlich nicht zur Kunst gehören, die größte Vorsicht bei dem Genuße solcher kleinen, aber wiederholten Gaben anwenden, um nicht früher oder später von der Charybdis der Trunkenheit verschlungen zu werden. Bei großen Tafeln wird mehr als Einem, der übrigens gar kein Trinker ist, dadurch hart zugesetzt, daß fleißig „auf seine Gesundheit“ getrunken wird. Zubringliche Gäste glauben, er müsse bei jedem solchen Toaste wenigstens mitnippen; und am Ende der Tafel — spricht der sonst Nüchterne das dummieste Zeug durcheinander. Man darf nicht vergessen, daß das laute Zutrinken, der dabei oft Statt findende Lärm, die lebendige Conversation und selbst manche Speisen den Kopf ohnehin schon erhitzen, und denselben schon bei kleinen Gaben geistiger Getränke für den Rausch empfänglich machen. Besonders sind die verschiedenen Gattungen berauschender Getränke zu fürchten, weil diese, selbst in geringen Portionen, vorzüglich den Ungewohnten, bald schwach machen. Ich kenne einen sehr nüchternen Arzt, der während seiner Studienjahre nichts als Wasser trank, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten sich etwas Wein erlaubte. Seinem eigenen Geständnisse zu Folge war es nicht Lugend, sondern die

Unmöglichkeit, den Wein auch nur in kleinen Gaben zu vertragen, die ihn zu dem festen Entschlusse brachte, dem Wasser ewige Treue zu schwören. Eines Tages rühmte er sich gegen seine Collegen, unter denen einige lustige Brüder waren, daß er niemals einen Rausch gehabt, und daß es nicht so leicht sein dürfte, ihn zu betrinken. Alsogleich beschloß die Gesellschaft, ohne daß der gute Mann es wußte, die erste beste Gelegenheit zu benützen, um dem Prahler einen tüchtigen Rausch anzuhängen. Die Gelegenheit blieb nicht aus. Ein Abschiedschmaus, den ein Schulfreund gab, wurde in einem Gasthause veranstaltet. Man wurde herzlich, jovial, und es wurde mit dem nüchternen Wassertrinker bloß fleißig „Gesundheit“ getrunken, wobei jeder der Anwesenden verabredeter Maßen eine andere Weingattung zutrank. So gelang es der Gesellschaft bald, ihren Zweck zu erreichen. Der sonst Nüchterne soll, wie ihm später seine schelmischen Collegen erzählt haben, nach dem Genusse dieser kleinen Gaben gar nicht Er selbst gewesen sein; und nach der Hestigkeit, mit der er sich geberdete, schrie und tobte, fingen sie an zu fürchten, daß aus ihrem Scherze eine Gehirn-entzündung werden könnte. Nur mit Mühe gelang es ihnen, ihren Freund zur Ruhe zu bringen, und die Folgen dieses Spasses hätten die traurigsten werden können. Darum soll man Personen, die an geistige Getränke nicht gewohnt sind, selbst kleine Gaben derselben nicht aufdringen; und solche, die wirklich etwas mehr vertragen, sollten nie an das Sprichwort vergessen: „Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo“ *). Wenn sie auch für den Augenblick keine Nachteile von diesem Genusse spüren — die Folgen bleiben nicht aus. — Um aber auf die zu Anfang dieses Aufsatzes erzählte Thatsache zurückzukommen, will ich nur noch bemerken, daß der Mustertrinker selbst gestand, er sei bei den kleinen Versuchen nicht immer geblieben, und daß er oft, angelockt von dem Muster, einen Versuch im Großen damit anstellte; daß er auf diese Weise das, was er bei dem abgeschlossenen Geschäfte verdiente, bald wieder vertrunken, und ihn also gerade das, was ihn ernähren sollte, zur Armuth und Arbeitscheu führte. So geht es mit allen diätetischen Versuchen. Man bleibt gewöhnlich nicht dabei stehen, ein- oder zweimal zu sehen, wie man dies oder jenes vertrage, sondern man redet sich nach und nach ein, man könne es vertragen, weil es wirklich in kleinen Gaben nicht schadet; aber diese kleinen Gaben verlieren durch die Macht der Gewohnheit ihren frühern Reiz, und unsere abgestumpfte Empfänglichkeit verlangt immer größere Gaben. „Die Versuche sind gefährlich,“ sagt Hippokrates gleich im ersten seiner Aphorismen, und in derselben Aphorisme heißt es auch: „Das Leben

*) „Ein Tropfen hohlt einen Stein aus, nicht durch gewaltfames, sondern durch fleißiges Auffallen.“

ist kurz." Denn sobald wir nur den ersten Ring der Kette versuchsweise berühren, ist der electriche Schlag unvermeidlich, und wir werden in einen Zauberkreis gezogen, dem wir nicht so leicht mehr entgehen können. Also lieber Leser: „Principiis obsta, sero medicina paratur.“

Dr. Beer.

Wohlthätigkeits-Anstalten.

III.

Professor Fr. Hermann Czech's Vorschläge zur Bildung sämmtlicher Taubstummen, sammt den bisherigen Resultaten.

(Fortsetzung von Nr. 24 dieser Zeitschrift.)

Bei dem neuen, allen hohen Regierungen und edlen Menschenfreunden vorgelegten Plane zur Bildung aller unterrichtsfähigen Taubstummen ist es vor Allem von höchster Wichtigkeit, den rechten Gesichtspunct aufzufassen, von welchem der würdige Verfasser, gestützt auf zwanzigjährige Erfahrung und Beobachtung, und auf ein tiefes Studium der Bedürfnisse und Bildungsfähigkeit der Taubstummen, bei Vorlegung desselben ausgeht. Dieser Gesichtspunct wird aber am Besten in sein klares Licht gesetzt, wenn man sowohl die Einwürfe, welche gegen die allgemeine Verbreitung der Taubstummenbildung durch ihre eigenen Ortsseelsorger unter Mitwirkung der Ortschullehrer, erhoben hat, als auch deren Widerlegung unparteiisch prüft, und zu diesem Behufe wollen wir zuerst die Haupteinwürfe gegen obigen Plan anführen, um daran deren Widerlegung anknüpfen zu können. Man sagt:

1. So groß die Wohlthat der Taubstummenbildung ist, und so sehr der Staat dieselbe mit Recht begünstigt, so müsse sie dennoch bloß ein Werk der Privatwohlthätigkeit bleiben; der Staat könne jedoch die Sorge für die gesammte Classe dieser Unglücklichen nicht übernehmen, da er theils keine Versorgungsanstalt ist, theils nicht bloß für diese Classe von Unglücklichen, sondern auch für Blinde, Sieche, Krüppel, Eretins u. s. w. eine gleichmäßige Sorge tragen müsse.

2. Der aus der Bildung aller Taubstummen dem Staate entstehende Nutzen stehe bei Weitem in keinem entsprechenden günstigen Verhältnisse zu dem hiermit verbundenen Kostenaufwande; ist es daher (so fragt man) nicht besser, die vielen unvollkommenen Menschen zu veredeln, als Thiere (mit denen die Taubstummen leider verglichen zu werden pflegen) zu unvollkommenen Menschen heranzubilden?

3. Die Zahl der Geistlichen in der österreichischen Monarchie übersteige die der bildungsfähigen Taubstummen (4 — 5000 unter 20,000 Taubstummen) beinahe um das Dreifache, eben so die Zahl der Schullehrer. Daher wäre die Befähigung aller Seelsorger und Schullehrer zum Taubstummenunterricht eine Verschwendung von Kräften und Mitteln.

4. Warum soll man der ohnehin bei Ausübung ihrer Berufspflichten so sehr in Anspruch genommenen und beschäftigten Geistlichkeit noch durch die Uebernahme der Taubstummenbildung eine neue Last aufbürden?

5. Kann man bei allen, oder doch den meisten Seelsorgern und Schullehrern jene streng individuelle Gabe und Lehrgeschicklichkeit, Geduld und Hingabe, wie sie der Taubstummenunterricht eigenthümlich verlangt, mit Recht voraussetzen?

Auf diese Einwürfe, die theils auf einer unrichtigen Ansicht von der Natur des Unglückes der Taubstummheit, theils von falscher Auffassung der Verhältnisse der Taubstummen zu Staat und Kirche, und endlich auf Unkenntniß der bis jetztigen Resultate der Taubstummenbildung beruhen, antwortet der hocherfahrene Verfasser im Wesentlichen Folgendes:

1. Die Taubstummenbildung ist nicht bloßes Werk der Barmherzigkeit, sondern ein Act der Gerechtigkeit gegen einen Theil der bürgerlichen Gesellschaft, und kann daher als solcher der Privatwohlthätigkeit nicht überlassen werden. Es handelt sich hier nämlich nicht um Heilung oder Vinderung eines physischen Uebels, oder um Unterstützung und Versorgung, auch nicht um Bevorzugung der Taubstummen vor anderen Unglücklichen, sondern um Gleichstellung jener mit diesen, folglich darum, daß sie zur Erreichung ihrer menschlichen und staatsbürgerlichen Bestimmung gleichen Antheil an den Mitteln und Anstalten haben mögen, welche in civilisirten christlichen Staaten in Betreff vollsinniger Menschen bestehen. Der Taubstumme hat gerechten Anspruch auf Gewährung dessen, was der Staat allen seinen hörenden Mitgliedern zukommen läßt, nämlich auf den Beistand zur Entwicklung, Ausbildung und zweckmäßigen Anwendung ihrer geistigen, intellectuell-sittlichen Kräfte; ohne diese menschliche Entwicklung — mag man ihn immerhin lebenslänglich versorgen — bleibt der Taubstumme für sein ganzes Leben ein elendes Geschöpf, in einem rohen Naturzustande, in welchem er nicht als Mensch, sondern als Thier in Menschengestalt behandelt wird. Ist er in diesem Zustande nicht elender als ein Slave? Dieser ist sich wenigstens seiner Menschenwürde bewußt; er kann früher oder später frei werden; wenigstens in der Religion Trost finden. Alles dies ist bei dem von aller menschlichen Bildung ausgeschlossenen Taubstummen nicht der Fall; er kann, wenn er von wirklichen oder vermeintlichen Unbilden gekränkt, seine Angehörigen verläßt, oder von ihnen verstoßen, heimatlos in der Welt herumirrt, den Behörden keine Auskunft über seine Verhältnisse geben, und muß, gleich einem verlaufenen Hausthiere, oder gleich einer in Verlust gerathenen Sache, oder gleich dem Leichname einer unbekanntenen Person durch öffentliche Blätter signalisirt werden. Kann man sich einen solchen Zustand eines mit menschlichen Anlagen begabten Menschen als sittlich und rechtlich denken? Darf eine gerechte Staatsverwaltung eine ganze Menschenklasse in diesem Zustande lassen? Kann sie den Beistand, den sie allen übrigen Mitgliedern des Staates zur Erreichung ihrer Bestimmung leistet, den armen Taubstummen ohne Inconsequenz und ohne Verläugnung der Grundsätze der Gerechtigkeit versagen? Keinesfalls! sondern die Bildung der sämtlichen unterrichtsfähigen Taubstummen muß von der Staatsverwaltung, eben so wie dies in Beziehung auf die vollsinnige Jugend geschieht, auf sichere und feste Basis gestellt und unter ihre Obhut genommen werden.

2. Die Bildung der Taubstummen ist für den Staat in jeder Beziehung von reellem Nutzen. Es liegt schon im Interesse einer

weisen Staatsökonomie, unbrauchbare Mitglieder des Staates, die der bürgerlichen Gesellschaft lebenslänglich zur Last fallen würden, durch zeitweilige Unterstützung zu einem künftigen Beruf und selbstständigen Erwerb zu befähigen. Wäre aber auch dieser Nutzen — die Umwandlung von 20,000 Bettlern und Taugenichtsen in selbstständige Staatsbürger — von geringem Belange, so wird ja dennoch eine weise Staatsverwaltung niemals den Hauptzweck einem Nebenzwecke unterordnen, und die Gerechtigkeit, als sein Lebensprincip, einem vorübergehenden materiellen Nutzen aufopfern. Wer jedoch die Bildungsversuche, die mit Taubstummen gemacht worden sind, unparteiisch würdigt, wird auch den Erfolg und den für den Staat hieraus entspringenden Nutzen in einem vollkommen entsprechenden, ja lohnenden Verhältnisse zu dem erforderlichen Mühe- und Kostenaufwande anerkennen. „Man kann,“ sagt der würdige Verfasser, „man kann im Gegentheile sagen und mit Recht beweisen, daß keine Wissenschaft oder Kunst edlere und werthvollere Früchte aufzuweisen hat, und daß sich keine Auslagen besser rentiren, als die auf die Taubstummenbildung verwendeten.“ Diese Kunst hat aus Taubstummen, die früher im rohesten Naturzustande waren, Menschen gebildet, die nicht nur fähig waren, alle Menschen- und Bürgerpflichten zu erfüllen, sondern auch alle Menschen- und Bürgerrechte zu genießen. Dem Eifer der Taubstummenlehrer ist es gelungen, daß diese hilflosen Wesen als geschickte Handwerker, einsichtsvolle Geschäftsführer, ausgezeichnete Künstler, Staatsbeamte, Lehrer ihrer eigenen Unglücksgefährten, Directoren öffentlicher Bildungsanstalten, Schriftsteller, Familienväter, kurz als Staatsbürger gegen ihre vollsinnigen Mitbrüder ihre Pflichten erfüllen. Die Taubstummen sind daher nach genossener Bildung keineswegs als unvollkommene Menschen zu betrachten. Die geredete oder Tonsprache ist ja nicht das alleinige Merkmal der menschlichen Natur, sondern das vernünftig moralische Handeln. Es ist übrigens ein Irrthum,“ sagt Professor Czech, „dem Taubstummen Mangel an Sprache zuzumuthen. Wenn die Sprache der Menschen in wechselseitig verständlicher Mittheilung der Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen besteht, so haben ja auch schon die ungebildeten Taubstummen menschliche Sprache, nämlich die natürliche Geberdensprache; die gebildeten Taubstummen hingegen unterscheiden sich auch nicht einmal durch die Verschiedenheit der Sprechart von ihren vollsinnigen Mitmenschen; denn sie können ihre Gedanken eben so, wie diese, schriftlich und selbst mündlich ausdrücken.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen.

(Von K. Doué.)

(Nach dem Französischen des „Echo du monde savant.“ *)

Seit 20 Jahren war die Türkei von keiner so heftigen und so ausgedehnten Pest heimgesucht worden, als im Jahre 1837. Im vorangegangenen Jahre hatte

*) S. „Ausland.“ Februar, 1838.

diese Seuche nur zu Constantinopel, Adrianopel, Smyrna und in andern Theilen Asiens gewüthet, und zu Ende des Sommers und im Herbst erreichte die Krankheit ihre größte Stärke. Sie drang sehr weit in Asien vor, und war auch in einigen Orten Armeniens und Macedoniens ausgebrochen. In dem letztgenannten Lande waren Keuprili und Jenische=Vardar inficirt; diese Städte wurden durch Militär cernirt, welches Niemand ein noch auspassiren ließ, und täglich brachte man den Einwohnern die Lebensmittel. Einige vereinzelte Pestfälle zeigten sich auch zu Salonichi, und man bemerkte unter den angestechten Orten mehrere Dörfer in der Ebene von Seres, so wie andere auf der Straße von Seres nach Constantinopel. Zu Anfang des Octobers zeigte sich die Pest auch zu Dubniza am nördlichen Fuße des Rhodope. Ein Tartar oder Curier war daselbst an der Krankheit gestorben, und wie es in der Türkei gebräuchlich ist, wurden seine Kleider an den Meistbietenden öffentlich verkauft, wodurch denn die Krankheit ausbrach. Dschumaa am Strymon, in der Nachbarschaft von Dubniza, wurde in Folge dessen angestecht, und man sprach schon in jener Zeit, wenn auch unbestimmt, von Pestfällen, welche zu Philippopolis und zu Warna vorgekommen waren.

Im Jahre 1837 dagegen trat die Pest in Folge der türkischen Nachlässigkeit in einer weit größern Ausdehnung und mit weit stärkerer Intensität auf. Sie herrschte während des ganzen Winters zu Constantinopel und zu Adrianopel mit mehr oder weniger Heftigkeit, und vielleicht im Verhältnisse mit dem Wechsel der Atmosphäre. Im Frühlinge verpflanzte sich dieselbe in Folge der Waarenversendungen und der Reisen, welche zu dieser Zeit gewöhnlich gemacht werden, auf eine ziemliche Anzahl neuer Orte, sowohl in Rumelien als auch in Bulgarien,

Im Juni wurde die Stadt Scharloe an der Straße von Nissa nach Sophia, in Folge von Baumwollen- und Wollenzusendungen, von der Pest befallen. Diese Stadt, mit einer Bevölkerung von 6 — 8000 Seelen, hat eine gesunde Lage in einem wohl bewässerten Thale; sie ist nicht schmutzig und hat keine bedeckten und überliehenden Bazars. Ihre Bewohner sind größtentheils Teppichfabrikanten. Man versicherte, daß dort täglich 70 Personen starben. Zu Anfang des Septembers hatte die Krankheit daselbst bedeutend abgenommen. Der Pascha von Nissa hatte auf der Straße von Scharkür einen Militärposten aufgestellt und ließ Niemand eintreten. In einem solchen Gebirgslande würde man indes, wenn man gewollt hätte, leicht andere Wege als die große Landstraße gefunden haben, — trotz dessen habe ich nicht erfahren können, daß die Pest in der großen Stadt Nissa aufgetreten wäre, oder daselbst Verheerungen angerichtet hätte. Meine letzten Nachrichten gehen bis zum November. Uebrigens ist Nissa eine bulgarische und für die Türkei sehr reinliche Stadt.

Am 6. Juni kam ich zu Sophia an. Ich wußte, daß die Pest dort eben ausgebrochen war; ein Gang durch die Kirchhöfe, mit welchen alle türkischen Städte umgeben sind, und ein Blick auf die Anzahl neuer Gräber unterrichtete mich indessen, daß das Uebel noch nicht groß sei. Die Pest war von Philippopolis gekommen. Um dem Pascha vorgestellt zu werden, mußte man sich in einem eigens dazu erbauten Häuschen mit Wachholderbeeren durchräuchern lassen. Der Pascha, ein aufgeklärter Mann, hatte den Befehl erteilt, daß kein einziger Bewohner die Stadt verlassen solle; eine vortreffliche Maßregel, wenn sie in der Türkei

allgemein angenommen wäre; aber äußerst verderblich für diese armen Einwohner, da in andern Städten die Flucht erlaubt war. Die Vorurtheile der Türken und ihr Fanatismus erlauben kaum, durch energische Maßregeln die Krankheit in der Geburt zu ersticken. Die Christen ihrerseits beherbergten Reisende nur mit Widerwillen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— (Die Schönheit der Nationen.) Der Afrikaner bewundert die dicken Lippen, die Corpulenz und öhlige Haut, und hält schwarz für die Vollendung der Farbe, wenn man es eine Farbe nennen darf. Der Chinese, dessen Augen, der tartarischen Abstammung gemäß, geschlikt sind, hält das große Auge des Europäers für abscheulich; der Franzose verehrt die gewölbte Stirne, eine aufgestülpte Nase und ein Paar rappesfarbene Augen; Andere halten die braune Farbe für die ursprüngliche der Eva im Paradiese, und halten ohne diese jede Liebenswürdige für unmöglich. Dem Engländer ist die Verbindung der Lilie und Rose, das Roth und Weiß, welches die Natur mit reiner und gewandter Hand aufträgt, das unentbehrliche Attribut der Schönheit. Es ist ein Glück, daß Verschiedenheit im Geschmacke herrscht, und daß jeder die Schönheit seiner eigenen Nation am meisten schätzt; denn diese Verschiedenheit der Farbe und Bildung ist die nothwendige Folge der Zeit und des Clima's. Die brennende Sonne Afrika's und Indiens schwärzt jede Gesichtsfarbe, und schon im südlichen Europa färbt sich die Wange dunkler. Eben so sind die Gesichtszüge ein Werk der Umstände; die Senkung der afrikanischen Augenbraunen, das tiefliegende Auge, die vorragenden Lippen und die hohen Backenknochen verdanken diese Gestalt dem Bemühen, sich dem grellen Sonnenscheine zu entziehen. Das wohl in allen Ländern gleich zart gebaute Auge wird auch in allen gleich beschützt, und die ganzen Züge scheinen nur zu dem Schutze desselben da zu sein. Dasselbe finden wir in kalten und stürmischen Ländern eben so, als in jenen, welche unter der tropischen Sonne glühen.

— (Die Nachtluft.) Niemand kann die Straßen Londons in den Stunden der Mitternacht und jenen des frühen Morgens durchwandelt haben, ohne den großen Unterschied zwischen der elastischen Natur der Atmosphäre nebst der durch sie zu dieser Zeit erregten angenehmen Empfindung und dem drückenden, überladenen Zustande derselben am Tage empfunden zu haben. Alles, was das Gefühl beleidigt (Roth, Unflath, Krankheit und übler Geruch), ist zu dieser Zeit in die Häuser verschlossen, und der nächtliche Wanderer athmet den Hauch des Himmels ein, geschwängert mit dem Dufte der Feldblumen und dem Arom der fernen Wiesenplätze.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 29.

Montag, den 9. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der Parvenu. — Zur Geschichte der Sinnesstäuschungen. — Wohlthätigkeits-Anstalten. — Miscelle.

Der Parvenu.

Als ich noch meine Kunst in dem kleinen Städtchen X . . . ausübte, lernte ich in einer achtbaren, aber nicht sehr wohlhabenden bürgerlichen Familie einen jungen Mann kennen, der sich oft und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit über Aerzte und über die Ohnmacht ihrer Kunst lustig machte. Sein kräftiger Körperbau, seine Liebe zur Thätigkeit, sein solides Leben und seine Freude an Oekonomie, die frohe Laune seines Geistes und meine damaligen Verhältnisse ließen es weder ihn noch mich damals ahnen, daß wir uns einst in der Hauptstadt unter ganz andern Verhältnissen wiedersehen werden. „Das Landleben,“ sagte er oft zu mir, „das Landleben hat für mich so unwiderstehliche Reize, die unschuldigen Freuden, die es gewährt, sind mir so theuer geworden, daß ich mich unter keinerlei Verhältnissen entschließen könnte, mein stillen, ruhiges Dasein mit dem tumultuarischen Treiben in der großen Stadt zu vertauschen. Bestehen Sie es nur, Herr Doctor!“ fuhr er fort, „daß, je mehr Aerzte in einer Stadt wohnen, desto größer die Lockung, einen derselben bei jeder Kleinigkeit zu rufen; und kann es da fehlen, früher oder später Hypochonder zu werden? Ich war in meinem Leben immer kerngesund, frohen Muthes; mein mäßiges Vermögen läßt es nicht zu, über die Schnur zu hauen, und so beneide ich keinen König.“ — Mehr als einmal dachte ich, der junge Mann mag nicht ganz unrecht haben, und sein stilles Loos dürfte wirklich beneidenswerther sein, als das so vieler scheinbar glücklichen und reichen Großstädter. — Durch einen Umschwung von Verhältnissen, deren Auseinandersetzung hier über-

gangen, mußte ich mich entschließen, meinen Landaufenthalt mit dem in der Hauptstadt zu vertauschen. So schwer der Kampf eines jeden jungen Arztes ist, sich in einer großen Stadt eine praktische Bahn zu brechen, eben so tröstend ist für ihn der Gedanke, durch die Fülle der Zufälligkeiten, die das großstädtische Leben jeden Tag, jede Stunde darbietet, sein Glück machen zu können. Ich war so glücklich, einem der ersten Aerzte der Residenz, dem es Freude gewährte, jungen, aufstrebenden Männern auf ihrer dornenreichen Bahn unter die Arme zu greifen, näher bekannt zu werden. Mit jenem edlen, uneigennütigen Sinne, den man leider selten bei Männern meines Faches beobachtet, empfahl er mich, so oft sich nur irgend eine Gelegenheit hierzu erbot, als einen thätigen und erfahrenen Arzt, und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, in wenigen Jahren einer der gesuchtesten Aerzte der Hauptstadt zu werden. Mein äußerst bewegtes Leben als beschäftigter Praktiker ließ mich indessen keinesfalls an die wenigen Bekannten meiner frühern Landpraxis vergessen. Oft und mit Vergnügen las ich in meinem ehemaligen Tagebuche, daß ich bei meiner reichen Muse auf dem Lande geführt hatte. Als ich darin eines Abends, müde von den Tagesgeschäften, zu meiner Erholung gelesen, und so ganz vertieft an jene trüben Zeiten zurückdachte, wo ich den Sarkasmen des obgenannten jungen Mannes leider nur die magerste Landpraxis und eine ziemlich sparsame Jahresernte entgegen zu setzen hatte, läutete es an der Hausglocke. Es war ziemlich spät in der Nacht, als mein Bedienter eintrat, und mir meldete, daß eine Equipage bereit sei, mich zu einem Kranken zu bringen, von dem das Nähere ein mitgebrachtes Billet enthalte. „So spät in der Nacht,“ sagte ich, indem ich die mir ganz unbekanntenen Schriftzüge der Adresse las. Mit jener Gleichgültigkeit, die sich der beschäftigte Arzt angewöhnet, erbrach ich das unbekanntes Siegel und las Folgendes: „Mein Herr! Vor zehn Jahren würden Sie kaum vermuthet haben, daß ich Sie hier so spät in der Nacht werde rufen lassen. So rächt die Natur die Sünde, die ich an der Kunst beging. Ich frevelte gegen Arzneikunde und deren Jünger, und bin jetzt leider selbst in der traurigen Lage, zu bekennen, daß ich nur von Ihrer Kunst die Herstellung meiner Ruhe, meiner Zufriedenheit, meines Schlafes, kurz aller Bedingnisse eines erträglichen Daseins mit Sehnsucht erwarte. Mein Wagen ist bereit, Sie in mein Haus zu begleiten. Sind Ihre ehemaligen Bekannten in X . . . nicht ganz Ihrem Gedächtnisse entfallen, wird es Ihnen leicht sein, zu errathen, wer Sie ruft, wenn ich nur noch hinzufüge, daß ich bin — ein ehemaliger Feind aller Arzneien.“ — Der Umstand, daß der Schreiber dieses räthselhaften Briefes sich als einen „Spötter meiner Kunst“ unterzeichnete, ließ mich zwar in dem Patienten

jenen jungen Mann vermuthen, der sich einst nur zu oft in die beißendsten Satyren gegen den Beruf des Arztes ergoß. Aber diese Hypothese konnte mir bei seiner ehemaligen beschränkten Lage, seiner Vorliebe für das Landleben, seiner damals blühenden Gesundheit und frohen Laune durchaus nicht den melancholisch-vornehmthuenden Ton des Briefes, die Equipage, den Bedienten mit der Livrée und die Eile, mit der ich gerufen wurde, vollständig erklären. Dessenungeachtet stieg ich in den Wagen und gelangte vor ein palastähnliches Haus; eine breite, hellbeleuchtete Treppe führte in ein geräumiges Vorzimmer, wo eine Art von Haushofmeister mich höflich empfing und zu dem Herrn (wie er sich ausdrückte) durch eine Reihe von reich und geschmackvoll verzierten Zimmern führte. Wir gelangten endlich in ein schwach beleuchtetes Kabinet. „Hier ist der Herr Doctor,“ sagte der Haushofmeister, und ließ mich mit dem vorgeblichen Patienten allein. Eine blasse, hagere Gestalt, mit tief eingefallenen Augen, mattem Blicke, lag auf einem Ruhebetto; seine heisere Stimme, das schwache Hüfteln, das seine Rede fast jeden Augenblick unterbrach, die krankhaften rothen Wangen und die brennend heiße Hand, die er mir reichte, ließen mich zwar bald erkennen, mit welcher Krankheit ich es zu thun habe; aber nur mit Mühe konnte ich in den Zügen des Patienten jenen lebensfrohen, jungen Mann finden, der sich auf seine blühende Gesundheit einst so viel zu Gute that. Noch weniger aber konnte ich die ihn umgebende Pracht, den Glanz seines Ameublements, das palastähnliche Aussehen seines abgeschlossenen Hauses, das vornehme Wesen der zahlreichen Dienerschaft, überhaupt das ganze Ensemble eines auf hohem Fuße lebenden Mannes mit dessen frühern Umständen und Verhältnissen vergleichen, ohne mir selbst das höchste Erstaunen zu bezeigen. — Ich sage: „Mir selbst;“ denn dem Kranken selbst, und gleich bei der ersten Visite, eine solche Bewunderung nur durch ein Wort oder eine Miene zu verrathen, wäre, meinen Erfahrungen zufolge, höchst unklug gewesen, da ich das „Nil admirari“ in dieser Beziehung zu den ersten Attributen eines beschäftigten Arztes in der Residenz rechne, und jedem jungen Askulap rathe, ja niemals derlei Ausrufungszeichen in seinen Blicken merken zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Sinnesstänkungen.

V o r w o r t.

Die Labyrinth, in welche eine zu hoch fliegende Speculation den mit der Natur der Dinge zu wenig vertrauten Forscher verführte — die Irrthümer einer ausschweifenden Theorie, die vor allem Praktischen zurückbebt, weil sie darin instinctmäßig den Felsenriff ahnet, an dem sie totalen Schiffbruch leiden

müsse, — gaben natürlich zu dem andern Extreme Veranlassung. Daher gab es abwechselnd Perioden in der Geschichte des menschlichen Geistes, wo man nichts für wahr annahm, als was man mit seinen fünf Sinnen, mit sogenannter objectiver Gewisheit nachweisen konnte. Leider machte diese Lehre Manchen, der sie nur halb verstanden, zum Epikuräer oder zum revolutionären Träumler. Man vergaß, daß das Zeugniß unserer Sinne nur dann zur Wahrheit führen kann, wenn sie gesund sind; daß diese Gesundheit der Sinne von dem sittlichen Leben des Menschen, von seiner Erziehung, Körperconstitution, Temperament, Gewerbe, Jahres- und Tageszeiten, Alter, Leidenschaften und so vielen andern Nebenumständen abhängt. Während man also mit Aufklärung, Zweifelsucht und dem Hasse gegen alles Speculative und sittlich Höhere grob that, und sich nicht wenig darauf einbildete, durch das Haften an den Aussagen der fünf Sinne dem Aberglauben, dem Schwindel der Hypothesen, und so vielen andern Irrthümern der Aferweisheit entgangen zu sein, sängen eigentlich erst die Gefahren der Täuschung an. Man beging hierbei zwei große Fehler. Erstens hat man bei der frühesten Bildung der Jugend zu wenig Rücksicht auf die Erziehung der Sinne genommen. Zweitens wollte man nicht begreifen, daß das Leben und die Gesundheit der Sinne mit dem ganzen Menschen, mit seinem sittlichen Wandel, mit seinem höhern Denken und Sein in untrennbarem Zusammenhange steht. Daher waren die Täuschungen der Sinne von jeher eine um so ergiebigere Quelle von Irrthümern, Aberglauben und sittlichem Verderbniß, je mehr man sich bloß auf ihr Zeugniß verließ und jede andere Quelle der Erkenntniß als verdächtig verschrien. Die zwei traurigsten Folgen eines solchen unbedingten Hingebens an die Zeugnisse der Sinne waren theils rohe Sinnlichkeit, theils Wahnsinn; die jedoch oft so zusammenhängen, daß die sinnliche Ausschweifung zuerst zur Sinnestäuschung, und diese zum Wahnsinn führt. Indessen geschieht es nicht selten, daß ein krankhafter Zustand unsere Sinne trübt, so daß sie uns von der Außenwelt etwas ganz Anderes berichten, als was wirklich in derselben vorgeht; unaufhaltsam stürmen alsdann Irrthum, Wahn, Aberglaube, Schrecken und krankhaftes Traumleben auf unser Thun und Lassen ein, und wir können von Glück sagen, wenn wir nicht ganze Familien, Länder und Staaten in den Strudel unserer Täuschungen mit fortreißen. Wir wollen als warnende Beispiele vor dem unbedingten Vertrauen zu den Aussagen der Sinne, und als thatsächliche Belege zu dem eben Gesagten, einige ausgezeichnete Fälle von Sinnestäuschungen unsern Lesern vorführen, weil wir gesonnen sind, in einem spätern Aufsätze an diese Thatsachen einige für das Leben und die Gesundheit höchst wichtige Beobachtungen zu knüpfen.

I.

Der Berliner Gelehrte Nicolai war zwei Monate lang durch verschiedene unangenehme Vorfälle sehr gekränkt worden, und hatte versäumt, sein gewohntes Aderlassen vorzunehmen. Familienverhältnisse, besonders Vergehen eines seiner Söhne, hatten ihn am 24. Februar 1791 tief erschüttert. Plötzlich stand, ungefähr 10 Schritte entfernt, vor ihm die Gestalt seines verstorbenen ältesten, ihm sehr lieb gewesenem Sohnes. Seine Frau, die er fragte, ob sie die Gestalt nicht

sehe, suchte ihn zu besänftigen und schickte nach dem Arzte. Nach einer halben Viertelstunde, während welcher er die Gestalt noch immer sah, verfiel er äußerst erschöpft in einen Schlummer. Nachmittags erschien dieselbe Gestalt wieder, und zwar immer sehend. Nach 6 Uhr erschienen ihm auch verschiedene andere, einzeln wandelnde Gestalten; zuweilen Bekannte und Unbekannte, Lebende und Verstorbene; diese Sinnestäuschungen traten auch in den folgenden Tagen, meistens um die Zeit der anfangenden Verdauung, übrigens auch unter den verschiedensten Orts- und Zeitumständen hervor. Die Phantasmen erschienen unwillkürlich und er sprach zuweilen mit seinem Arzte und seiner Frau über die ihn umgebenden Gestalten. Nach etwa einer Woche fing er auch an, reden zu hören. Die Reden hörte er auch zuweilen mitten in Gesellschaft, mitten unter den Gesprächen wirklicher Personen. Während dieser Zeit war sowohl sein körperlicher als sein Gemüthszustand ganz erträglich; er ward nach und nach mit diesen Phantasmen so bekannt, daß sie ihm nicht die geringste unangenehme Empfindung verursachten; daß er sich sogar mit der Betrachtung derselben amüsirte, und mit seiner Gattin und seinem Arzte darüber scherzte. Am 20. April wurden Blutegel am After gesetzt. Da begannen die Gestalten nach und nach an Zahl und Bestimmtheit der Umrisse und Farben abzunehmen, und endlich gleichsam in die Luft zu zerfließen. Ungefähr um 8 Uhr Abends war gar nichts von den Gestalten mehr da, und — nie hat er dergleichen mehr gesehen. Nicolai hat selbst die Geschichte dieser Phantasmen ausführlich beschrieben *).

II.

In Charenton (erzählt Esquivos) befindet sich ein Mensch, der überzeugt ist, daß er alle Nächte in die unteren Gewölbe des Opernhauses geführt werde; daß man ihm da Dolche und Messer in den Rücken und in die Brust einstecke, und ihm bald einen Arm, bald ein Bein, bald den Kopf abschneide. Gibt man dem Kranken zu verstehen, daß sein Kopf sich noch immer auf den Schultern befinde, daß er alle seine Glieder besitze, so antwortet er: »Es sind Schurken, Magnetiseurs, Freimaurer, die das Geheimniß besitzen, alle Glieder wieder anzusetzen, ohne daß eine Spur der früheren Verstümmelung bleibt.« Will man ihn aber zur Vernunft bringen, so erwidert er: »Sie verstehen sich mit diesen Ungeheuern, mit diesen Räubern! Tödten Sie mich! Ich kann weder den Leiden widerstehen, die Sie mir anthun, noch Ihren Grausamkeiten.« Er betrachtet seinen Vater und seinen alten Herrn als den Anführer aller der Schurkereien, die ihn jede Nacht martern.

III.

Bei einer Dame war einer von den linken Backenzähnen so abgenutzt, daß er gegen den geringsten Druck höchst empfindlich war, und doch in anderer Hinsicht gesund, so daß sie sich des Kauens mit ihm enthielt. Sie gewöhnte sich daher daran, sämtliche Nahrung auf die Zähne der rechten Seite zu werfen. Dieser Zustand dauerte zwei Jahre, wo es dann nöthig wurde, den Zahn anzureißen. Die Dame fand zu ihrem Erstaunen, daß die Nahrungsmittel, die sie

*) Berliner Monatschrift. Mai 1799.

gern genoß, wenn sie auf der linken Seite des Mundes gekaut wurden, einen ganz verschiedenen, ja unangenehmen Geschmack annahmen; dasselbe war bei dem Kaffee, Thee und andern Flüssigkeiten der Fall, und noch ein Jahr nach dem Ausziehen des Zahnes war der Geschmackssinn dieser Seite von geringer Schärfe, und sie vermochte durchaus nicht, den wahren Geschmack von dem, was ihm vorkommt, zu beurtheilen.

(Wird fortgesetzt.)

Wohlthätigkeits-Anstalten.

III.

Professor Fr. Hermann Czech's Vorschläge zur Bildung sämmtlicher Taubstummen, sammt den bisherigen Resultaten.

(B e s c h l u ß.)

3. In einem ganz eigenen Paragraphe sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Taubstummen, als Mitglieder der christlichen Kirche, gleichen Anspruch mit vollsinnigen Menschen und Christen auf den Genuß aller Güter der Kirche haben, und daß die Seelsorger von Berufs- und Amtswegen Lehrer der Taubstummen ihres Kirchsprengels unter Mitwirkung der Ortschullehrer sind. Es liegt nicht in der Tendenz unseres Blattes, die vom Verfasser für diese Ansicht angeführten Gründe näher anzuführen; nur so viel bemerken wir, daß hier unter Anderem von den Pflichten des Arztes auf die des Seelsorgers, wie a minori ad majus, geschlossen wird. Die Behauptungen, die der Verfasser in den folgenden Paragraphen zu beweisen sucht, sind: a) Die Seelsorger und Schullehrer besitzen die zum Taubstummen-Geschäfte erforderliche Fähigkeit. Es ist irrig, wenn man zum Unterrichte der Taubstummen eine vorgängige Kenntniß der Geberdensprache für nöthig erachtet; die Kenntniß der Mittheilung durch natürliche Geberden reicht eben so wenig aus, als die Kenntniß mechanisch erlernter Geberden zum Unterrichte der Taubstummen. Hierzu wird vielmehr die Kenntniß des naturgemäß fortschreitenden Stufenganges bei der Entwicklung, Ordnung und Verbindung der Begriffe wesentlich erfordert. Mit diesem folgerichtigen Stufengange entwickelt sich das jedem Menschen angeborne Vermögen, sich, wo es nöthig ist, durch Geberden mitzuthellen; man braucht alsdann nur einige Winke, um sich dieser Kraft bewußt zu werden und sie äußern zu können. Die Taubstummen-Bildungswissenschaft ist folglich eine Vervollständigung der Didactik, Methodik, Katechetik und Pastoral, Wissenschaften, die Theologen und Lehramtsandidaten am meisten cultiviren; daher sind diese, in Verbindung mit Geduld, Milde und Hingebung, die bei den genannten Ständen durch Beruf und Uebung vorausgesetzt werden können und sollen, zu dem besprochenen Unterrichte der Taubstummen am geeignetsten. b) Um jedoch die Seelsorger und Schullehrer hierzu noch mehr zu befähigen, macht Professor Czech den Vorschlag zur Errichtung von Lehrkanzeln für die Taubstummen-Bildungswissenschaft an allen Universitäten, theologischen Lehranstalten und Schullehrer-Seminarien. Im Interesse der Menschheit, und in der Absicht, diese wichtige Angelegenheit in dem Centralpunkte der österreichischen Monarchie auf feste Basis zu gründen, hat der würdige

Verfasser sich anheischig gemacht, diese mit praktischen Uebungen verbundene Vorträge sowohl an der Wiener Universität, als auch an der Normal-Hauptschule bei St. Anna, ohne Anspruch auf Besoldung, so lange zu halten, bis sich die betreffenden Professoren zur Uebnahme des Unterrichtes gehörig vorbereitet haben. (Die Ausführbarkeit seiner Vorschläge sucht übrigens der Verfasser durch die theilweise schon ausgeführte Verwirklichung derselben zu Leimerig zu beweisen.) c) Das Studium der Taubstummenwissenschaft und die Frequentation der öffentlichen Vorträge darüber müsse für alle Theologen des vierten Jahrganges und für alle Lehramtsandidaten obligat sein.

Zu den Mitteln zur unverzüglichen Bildung der jetzt im bildungsfähigen Alter befindlichen Taubstummen durch ihre eigenen Seelsorger und Ortschullehrer rechnet der Verfasser ferner: 1) Die Verbreitung der zum Selbstunterrichte in diesem Fache geeigneten Lehrbücher unter die Geistlichkeit und den Lehrstand. 2) Errichtung von Nothschulen an jenen Orten oder Bezirken, wo mehrere Taubstumme sind. — Für Staatsbeamte und Staats-Ökonomen dürfte es ferner sehr interessant sein, was der Verfasser in Bezug auf den Kostenüberschlag der Auslagen bei der Bildung der sämtlichen Taubstummen an ihren Wohnorten, speciell in der Anwendung auf Niederösterreich, ferner in Bezug auf die Fonds zur Deckung dieser Kosten; in Bezug auf adjuvirende Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Unterrichtes. Nicht minder beherzigenswerth und praktisch ist das Treffliche, das der Verfasser über die Vortheile der Bildung der Taubstummen an ihren Wohnorten mittheilt; allein die Raumverhältnisse unseres Blattes setzen uns in die Nothwendigkeit, unsere Leser diesfalls auf die Paragraphe 193 — 198 des Ezech'schen Werkes zu verweisen.

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit den Worten des würdigen Verfassers: »Wir hegen,« sagt er, »die zuversichtliche Hoffnung, daß der Zeitpunkt nicht ferne ist, wo in unserem Vaterlande diese, durch Jahrtausende verkannten und vernachlässigten Unglücklichen, durch den ihnen von Seite der Staatsverwaltung und der Kirche zu leistenden Beistand sämtlich zum Besitze ihrer Menschenwürde gelangen, und in Gottes weiser Schöpfung, wie auch im Staate diejenige Stelle einnehmen werden, die ihnen vermöge ihrer Abstammung und Bestimmung als moralischen Vernunftwesen, als Bürgern dieser und jener Welt gebührt. Wir erwarten die baldige, vollständige Realisirung dieses, unter Gottes Beistande bereits so weit vorgerückten Zweckes um so zuversichtlicher, als namentlich die hohe niederösterreichische Landesregierung in ihrer Weisheit bei der Erstattung des ihr von der hohen Studien-Hofcommission abgeforderten Gutachtens, über den Vorschlag wegen der größten Ausdehnung des Taubstummen-Unterrichtes in der österreichischen Monarchie, die diesem Vorschlage zum Grunde liegende Hauptidee dahin aufgefaßt hat, daß der Lehrmethode eine unbeschränkte, d. h. solche Ausdehnung gegeben werde, daß alle diese Unglücklichen, so weit sie einer Bildung fähig sind, durch Unterricht zur möglichsten intellectuellen und moralischen Entwicklung und bürgerlichen Brauchbarkeit gebracht werden. Wird aber dieser hochwichtige Zweck nach dem hier aufgestellten, mit dem Geiste des Christenthums und der Lehre der katholischen Kirche im reinsten Einklange stehenden, den Bedürfnissen dieser Unglücklichen, nach dem Erkenntnisse

der einsichtsvollsten Freunde derselben *) einzig und allein auslangende Abhilfe sichernden Principe, in einem der großen europäischen Staaten vollständig ausgeführt, dann werden unfehlbar auch die andern, von der Vorsehung zur Ausführung ihrer Absichten auf Erden verordneten Regierungen civilisirter Staaten nicht ansehen, die ihnen von Gott überlassene und übertragene höchste Aufgabe auf Erden, die Vollendung der Schöpfung an diesen Unglücklichen, zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschheit, zu vollbringen.

*) Neue theologische Zeitschrift, herausgegeben von Herrn Dr. Joseph Pleß, Abte zur heil. Jungfrau von Pagrany, k. k. Hof- und Burgpfarrer und Nied. Oest. Regierungsrathe, Director und Referent der theologischen Studien bei der k. k. Studien-Hofcommission 2c. IX. Jahrgang, 1. Heft, S. 5. „Ein Wort über den Unterricht der Taubstummen 2c. von Herrn Joseph Pandschuh, Director des Wiener Fürst-erzbischöflichen Alumnates, vormaligem Taubstummen-Institut-Director in Brünn. Wien 1836. u. a. m.

Miscelle.

In einem längern Artikel, in welchem das „Journal des Debats“ vom 5. März den Gesetzesentwurf vertheidigt, den der Minister des Innern wegen des Baues, der Vollendung oder Ausbesserung verschiedener öffentlicher Gebäude und Monumente, der Deputirtenkammer vorlegt, heißt es unter Anderem: „Es handelt sich in diesem Entwürfe keinesfalls um den Bau von Palästen und Monumenten des Luxus. Die Regierung verlangt drei Millionen für das Verforgungshaus zu Charenton. Das Gebäude, in welchem jetzt die irr sinnigen Männer leben, verfällt in Ruinen und gleicht mehr einem Gefängnisse als einem Aufenthalte für Kranke. Die Kranken sind daselbst in einer Art von feuchten und ungesunden kleinen Kerfern eingeschlossen, die eher geeignet sind, ihren elenden Zustand zu verschlimmern, und das bischen Verstand, das sie noch zuweisen äußern, gänzlich zu zerrütten, als ihren kranken Geist zu heilen. Wissenschaft und Vernunft verlangen dringend die Abstellung eines Mißbrauchs, der die Geburt eines unentschuldbaren Leichtsinns, unser auf Civilisation Anspruch machendes Zeitalter entehrt. — Die für geisteskrankte Frauenpersonen schon früher errichteten Anstalten können als Muster dienen, und es handelt sich jetzt, nach gleichem Plane auch für irr sinnige Männer ein angemessenes Local herzustellen. Dies kann man doch nicht Luxus, nicht Bauwuth, nicht Verschwendung nennen.“ — Eine ähnliche Vertheidigung spricht der obgenannte Artikel für die zum Bau eines Hauses für junge Blinde geforderte Summe von einer Million und 600,000 Franken, für 700,000 zur Herstellung der Veterinärtschule von Alfort, und für die 300,000 zur Veterinärtschule in Lyon.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 30.

Donnerstag, den 12. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der Parvenu. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Miscellen.

Der Parvenu.

(Fortsetzung.)

Obwohl ich es aber streng vermieden, dem Kranken auf irgend eine merkbare Weise mein Erstaunen über dessen glänzende äußere Lage auch nur im Entferntesten anzudeuten, unterließ derselbe dennoch nicht, mir hierüber einen kleinen Aufschluß zu geben. Aus einer ziemlich weitläufigen Einleitung ging so viel hervor, daß er theils durch bedeutende Gewinne in großen Lotterien, theils durch glückliche Speculationen mit Getreide zur Zeit eines mehrere Jahre fortdauernden Krieges, sich einen Reichthum erworben, der bei Weitem alle Hoffnungen übertraf, in die sich seine, noch so sehr erhitzte Phantasie jemals versteinern konnte. „Aber wie sehr verkannte ich die Wohlthaten der Vorsehung,“ fügte er tief seufzend hinzu; „wie wenig sah ich bei dem Aufgange meines Glücksternes ein, daß er auch ein Irrlicht werden kann. Glauben Sie es meiner Erfahrung, lieber Doctor, nicht Jeder vermag die ihm gewordenen Reichthümer zu verdauen. Als ich noch im engen Kreise des stillen, ruhigen Landlebens jeden Abend genau nachrechnen mußte, wie es mit meiner Cassé aussieht, damit ich auch für die Zukunft ein Sümmchen zurücklegen könne, ließ ich es mir nicht im Schlafe einfallen, bei einer solchen Fülle von Gold kein Herz zu finden, das mich liebt, keinen Tag ohne Enttäuschung und Kummer, ohne physischen oder geistigen Schmerz zu leben. Damals, als ich noch die Quelle meines Glückes in mir selbst, in meiner Zufriedenheit, Eingezogenheit und dem unbefleckten Sinne für Tugend und häusliches Glück suchte und fand, damals, sage ich, ahndete ich nicht, wie schön der Kreis

der Liebe und des Friedens war, in dem ich lebte. Das Geräusch des Tages und der Arbeit verscheuchte nicht die heitere Ruhe, die in meinem Herzen wohnte. In meinen beschränkten Verhältnissen, die mir nur so viel Genuß gewährten, als ich durch meine rastlose Thätigkeit mir verdiente, kannte ich keine übermäßigen, keine widernatürlichen Bedürfnisse; der Luxus war mir fremd; Einfachheit in Kleidung und Geräthschaften, Ordnung und Reinlichkeit waren mit Bedürfniß, und Mäßigkeit würzte jeden meiner Genüsse. Noch kannte mein Herz nicht den nagenden Wurm der Langweile und des Müßigganges; Arbeit war mir Vergnügen und ich wetteiferte mit meinen wenigen Freunden um den schönen Preis der Arbeitsamkeit. Ich war in meinem beschränkten Wirkungskreise wie in meinem Elemente, lebte ganz meinem Berufe, war unverdrossen, ernst, kräftig, gesund und heiter. Aber alle diese Seligkeit schwand allmählig mit dem Zunehmen meiner Reichthümer. Wäre das ganze Unglück, das mir durch mein Reichwerden drohte, alsogleich ganz vor meiner Seele gestanden; hätte eines Freundes Stimme gleich Anfangs mich vor dem Labyrinth gewarnt, in das mich die Sirenenstimme der geldsüchtigen Verführung täglich mehr und mehr gelockt, — wie stünde es ganz anders mit mir! Aber wie sich das Absterben eines Baumes zuerst in den äußersten kleinen Zweigen des Wipfels zeigt, und von da aus erst sich weiter bis zu den größern Aesten verbreitet, bis endlich der Baum kahl dasteht, um nie wieder zu grünen, so ging es mir mit meinem bis dahin unentweihten Sinne für die stillen Freuden des Hauses. Das tägliche Zunehmen meines Vermögens lockte eine Schar falscher Freunde herbei, die mir Vorzüge anschwichelten, die ich nie besaßen. Mein vermöhntes Ohr hörte auf, die ernste Stimme wahrer Freunde zu verstehen; jede aufkeimende Erinnerung an meine frühern Verhältnisse, an die Niedrigkeit meines Standes, und an die bis jetzt geführte thätige Lebensart, wurde hart zurückgewiesen; nur ein Wunsch durchdrang und belebte mein ganzes Thun und Lassen, und dieser war, meinen Wohlstand zeigen zu können. In einen unaufhaltsamen Strom von Zerstreungen unwillkürlich hineingerissen, verlor ich nach und nach jeden Sinn einer geregelten und gedeihlichen Thätigkeit, und diese regellose Lebensart führte bald eine Reihe von Kränklichkeiten herbei, die endlich in Mißmuth, Menschenhaß und Ekel an jeder Freude ausartete. Nur eine Tugend blieb mir noch aus der frühern, bessern Zeit, nämlich die des Hasses gegen jede Verschwendung. Denn so groß der Aufwand war, den ich seit meinem Emporblihen zu einem reichen Manne zu machen nicht unterließ, so stand er dennoch in keinem Verhältnisse zu den jährlichen sichern Einkünften, die mir mein Vermögen abwarf, und ich konnte mir am Schlusse eines jeden Jahres bis jetzt das

Zeugniß geben, daß meine Ausgabe niemals meine Einnahmen übertraf. Meine wahren Freunde, die meine täglich wankender werdende Gesundheit sahen, machten mich ernstlich auf die Quelle meiner Gemüthsverstimmung bei solcher Wohlhabenheit aufmerksam, und verlangten, daß ich einen Arzt, dem ich meine frühere Lage nicht verhehlen dürfte, zu Hilfe rufen sollte. Aber die mich umgebenden Schmeichler meinten, die Ursache dieser düstern Stimmung liege einzig und allein in dem Mangel an entsprechenden Reizen, die meiner hohen Empfänglichkeit für sogenannte höhere Freuden gleichen Schritt halten. — „»Nur in Paris,““ hieß es bei einer solchen Consultation von Laien, „»nur in Paris wird sein dürstendes Herz volle Befriedigung finden. Die Gemüthskrankheit, die unsern Freund so tief verstimmt, ist nichts Anderes, als die ungestillte Sehnsucht nach dem hohen Kreise, für den er geboren. Lasset ihn nur ein Jahr mit Seinesgleichen in die Schranken treten — und Ihr werdet sehen, wie er blühen und die frühere Heiterkeit erlangen wird. Die gestern versammelt gewesenen Aerzte sagen freilich, er müsse, wenn er wieder gesund werden will, zu seiner ehemaligen arbeitsamen Lebensart zurückkehren; er könne seiner frühern Erziehung nach unmöglich bei dem genußreichen Leben der Hauptstadt gedeihen; aber was verstehen die Aerzte; diese leben beständig unter Kranken, hören nichts als Seufzer, und meinen, alle Welt müsse zur Schaufel und Harke greifen, wenn sie gesund bleiben wolle. Das sind veraltete Ideen; gehen Sie nach der Hauptstadt Frankreichs, lieber Freund, und diese Göttin der Freude wird auch für Sie einen Trunk erfinden, der Ihr wundes Herz heilen wird.““ —

„Die Stimme der redlich warnenden Aerzte ward von dem stürmischen Beifalle, den alle meine falschen Freunde jenem Vorschlage zollten, übertäubt, und in acht Tagen war ich auf dem Wege in jene Stadt, wo meine körperlichen und geistigen Leiden erst tiefere Wurzel schlugen.““

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen.

(Fortsetzung.)

Sophia, eine Stadt von 20 bis 23,000 Seelen, einst ein Juwel der bulgarischen Krone, liegt auf einer großen Ebene, zwei Stunden weit von schönen Bergen entfernt, und hat vortreffliches Wasser. Früher hatten die Straßen Trottoirs, jetzt sind sie aber dergestalt vernachlässigt, daß man jeden Augenblick in Gefahr steht, ein Bein zu brechen.

Die Mitte der Straßen ist bedeckt mit Kechrichthausen, mit Schmutz, und voller Löcher. Der Bazar, zum Theile bedeckt, ist ein widerwärtiger und übel

riechender Ort; auf einigen Plätzen liegen verwitterte Haufen von Unrath aller Art. Hie und da findet man Ruinen von bulgarischen oder selbst türkischen Gebäuden, von großen Karavanserais aus den Zeiten der siegreichen Osmanlis, und unter diesem Wüste von Mauerwerk, unter diesen zur Hälfte eingefallenen Dächern überall zahlreiche Haufen von Unrath. Bei dem Schmutze dieser Stadt war es nicht schwer vorauszusehen, daß die Pest daselbst große Verheerungen anrichten würde, und in der That nahm die Krankheit, welche sich zuerst bei den Türken zeigte, täglich zu. Wenn im Juni zuerst 3, 5 oder 7 Personen täglich starben, so sprach man in der Mitte des Augusts schon von beinahe 7000 Todesfällen, eine Zahl, welche die Reisenden wie gewöhnlich verdoppelten. Als wir in Sophia eintraten, hatten wir gleich das Vergnügen, drei Pestsleichen zu begegnen, welche an demselben Morgen gestorben waren. Sie wurden von ihren Verwandten und guten Freunden, welche sich ablösten, in offenen Särgen, mit unbedeckten Gesichtern, auf Tragbahren zu Grabe getragen, wie es sowohl bei Türken als Christen üblich ist. Die entstellten Züge der an der Pest Verstorbenen sind wohl im Stande, schwache Seelen zu entsetzen; man würde weit besser thun, den Leichen das Gesicht zu bedecken; auch ist das übrige Ceremoniel des Begräbnißes gegen die Sanitätsvorschriften. Ein Zman oder türkischer Priester wäscht den Körper des Verstorbenen, und die Erfahrung hat seit langer Zeit gelehrt, daß diese Operation die Pest nicht mittheilt. Wenn die Sterblichkeit nicht sehr bedeutend ist, so legt man die Leichen in Särge, während man sie bloß in Tücher einwickelt, wenn zu viele Todesfälle vorkommen.

An einigen Orten ist es in diesem Jahre sogar geschehen, daß man bei dem Mangel an Leinwand die Leichen ohne Weiteres in die Gräber geworfen hat. Zwei Türken, welche sich an einem solchen Grabe befinden, empfangen und arrangiren die Cadaver, berauben sie dann ihres Turbans und ihrer werthvollsten Effecten, schließen hierauf das Grab und belegen es mit einem großen Steine. Die Gräber selbst sind aber nicht tief genug, und der Erdhügel auf denselben verhindert es nicht, daß die türkischen und christlichen Begräbnißplätze, selbst zu Constantinopel und in andern großen Städten, einen sehr üblen Geruch verbreiten. Ein anderer, sehr tadelnswerther Gebrauch ist, daß man die Todten zu rasch begräbt; denn kaum haben sie aufgehört zu athmen, so sucht man sich ihrer nach Verlauf einiger Stunden zu entledigen. Man wendet dagegen wohl ein, daß man vorher versuche, ihnen zur Ader zu lassen; diese und ähnliche Operationen werden indeß größtentheils von unerfahrenen Leuten, von Barbieren und alten Weibern vorgenommen, und der Stein auf dem Grabe macht es einer nicht todten, sondern bloß in Lethargie versunkenen Person im Falle des Wiedererwachens unmöglich, daraus wieder hervorzukommen.

Gleich dem systematischen Fatalismus haben sich alle diese Gebräuche so sehr im Gemüthe des Türken eingenistet, daß die türkische Jugend noch der einzige Theil der Nation ist, von welchem man hoffen könnte, daß andere Ideen bei ihnen Eingang fänden. Neben ihrem Koran bedürften sie unserer Bücher, welche die Elemente der Physik, der Naturgeschichte und der Medicin abhandeln. Daran aber denkt in der Türkei noch Niemand. Die europäischen Bibelgesellschaften, und hauptsächlich die englische, dürften wohl einen Theil ihrer Mittel auf die Vertheilung solcher Bücher verwenden, ohne übrigens die Fundamental-Princi-

pien des Islam zu berühren; dieses wäre wenigstens wahre Philanthropie ohne Fanatismus. Die Verbreitung solcher Abhandlungen fände vielleicht einen Mäcen in der Türkei, und in jedem Falle würden sie mehr zum Fortschritte der Civilisation beitragen, als diese Schiffeladungen von Bibeln, womit man nutzlos und zur Belustigung der Türken die Häfen der Levante überschwemmt.

Mehrere Dörfer zwischen Sophia und Lofotscha glaubten sich vor der Pest zu schützen, indem sie bei den bedeutendsten Eingangsorten eine todte Gans oder ein todttes Huhn befestigten. In der Mitte des Monats Junius starben zu Lofotscha 10 bis 15 Personen täglich. Die Krankheit, welche durch macedonische Baumwolle eingeschleppt wurde, war zuerst bei den bulgarischen Christen ausgebrochen. Während unserer Durchreise litten besonders die Türken davon. Diese Stadt mit 15 bis 17,000 Seelen liegt an dem Ausgange einer von der Osma durchströmten Schlucht im Kalkgebirge; die Straßen sind daselbst ziemlich unreinlich, obgleich nicht in dem Grade wie in Sophia.

Wenn die Pest zu Lofotscha milde austrat, so war dieß nicht der gleiche Fall zu Plewea, einer Stadt von 20,000 Seelen, sechs Lieues nördlicher. Diese war verödet, die Gewölbe geschlossen, und man behauptete gegen das Ende des Junius, daß seit dem Ausbruche der Pest 8000 Personen daran gestorben seien, eine wahrscheinlich übertriebene Zahl. Man darf überhaupt im Allgemeinen dergleichen Angaben keinen Glauben beimessen. Die Türken verheimlichen fast immer die Wahrheit oder vermindern die Zahl der Opfer; sie wollen zeigen, daß sie die Pest nicht fürchten, oder sie wollen die Furcht schwächen, welche diese Seuche einflößt. Nur wenn man sich mit ihnen allein befindet, kann man öfters die Wahrheit erfahren, und man findet sie dann dem Tode eben so abgeneigt, als die Christen. Diese letzteren dagegen haben die Gewohnheit, die Zahl der Pestopfer zu übertreiben. Sie behaupten oft, die Krankheit sei nur unter den Türken oder den Juden vorhanden, wie die Türken daselbe von den Juden behaupten. Die Christen, welche nicht so fatalistisch sind und viel furchtsamer als die Türken, sind weit mehr zur Flucht und zur Auswanderung geneigt, als die übrigen Bewohner der Türkei. Ueberdem sind sie reinlicher als die Befenner des Islam, und wenden selbst hin und wieder Mittel an, um die Luft ihrer Wohnungen zu reinigen, so daß man mit Gewisheit die im Lande verbreitete Idee für richtig halten kann, daß, im Verhältnisse zur Anzahl der verschiedenen Einwohner der Türkei, die Pest weniger Christen als Mohamedaner tödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

Von Dr. Ehrlich.

Ueberzeugt, daß kritische Untersuchungen über einen Gegenstand, der in seinen Feinden und Verfechtern ein gleich aufmerksames Interesse wach erhält, unsern Lesern angenehm sind, entlehnen wir der „Gazette médicale de Paris,“ Nr. 34 vom Jahre 1837, einen der königlichen medicinischen Akademie eingesendeten Bericht, um daraus das Geschichtliche in sofern zusammenzufassen, als es die Momente beleuchtet, von welchen eine allgemeine Würdigung dieses Gegenstands des abhing.

Erst im Jahre 1784, und da auf Befehl des Königs, nahm die Akademie der medicinischen Wissenschaften in Paris den Magnetismus zum Gegenstande ihrer Untersuchungen auf. Den vier, ihrerseits erwählten, ausgezeichneten Aerzten gab der König noch fünf Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften an die Seite, und trug ihnen auf, die Theorie und das Verfahren des damals in Ruf stehenden Magnetiseurs Deslon bis zur absoluten Aufklärung zu untersuchen.

Deslon, ein Schüler Mesmers (ob einer, der ihn verstanden hat, ist eine andere Frage), versprach Beweise zu liefern für die Existenz des Lebensmagnetismus und für den ungemeinen Nutzen seiner Heilanwendung, und nahm die Forderung der Commission, daß ihre Mitglieder selbst magnetisirt, von keinem Fremden in den Sitzungen gestört, und am Schlusse einzig und allein competente Richter sein wollten, als vollgiltig an. Allein Deslon's große Versprechungen endeten in Nichts; denn einer weitläufig auseinandergesetzten Theorie fehlten alle verheißenen Beweise; die Commissionsglieder erklärten einstimmig, an sich selbst durchaus nichts empfunden, und an den sieben Kranken aus allen Ständen, welche bei Franklin in Gegenwart der Commission magnetisch behandelt wurden, keine andere Einwirkung als jene erregter Einbildung gesehen zu haben.

Es war daher die natürlichste Folge, daß die Akademie folgende Schlußklärung erhielt: »Das magnetische Fluidum existirt nicht, der Lebensmagnetismus ist leerer Wahn, und die Mittel, ihn hervorbringen zu wollen, sind gefahrvoll.«

Derselbe Erfolg ging aus den Untersuchungen hervor, welche zu derselben Zeit ein Privatverein von Aerzten, worunter Andry und Poissonnier, mit Deslon und seinem Vertrauten, Lafisse, über den fraglichen Gegenstand angestellt hatten. In praktischerem Sinne als die Akademie beobachteten sie den Heileinfluß auf sehr viele Kranke, und fanden, daß der Lebensmagnetismus alle schweren Leiden ungehoben ließ, und unter den leichteren, flüchtigeren, bloß die Verdauung zu bessern schien. Auf die Aussagen der Melancholischen und der Hypochonder nahmen sie flüchtigst keine Rücksicht. Der Erfolg dieser Untersuchungen — wiederholen wir — war derselbe, nicht so das ausgesprochene und niedergeschriebene Endurtheil: »Die Theorie des Lebensmagnetismus sei eine Sache, welcher alle Beweise fehlen, und die Mittel, ihn hervorzubringen, könnten gefährlich werden.« So lautet der Beschluß, welchen Poissonnier, Caille, Manduyt und Andry, vier der berühmtesten Aerzte Frankreichs, unterzeichneten, und welcher sich, wenn durch gar nichts Anderes, so durch das Einzige von dem Beschlusse der Akademie vortheilhaft unterscheidet, daß er von einem speciellen magnetischen Fluidum — nicht spricht.

Indeß hatten sich die Berichte und Memoiren, welche auf den Wunsch der Akademie von allen gelehrten Körpern Frankreichs, — ja selbst aus Domingo, Malta, Holland, England und so fort einliefen, zu Massen aufgethürmt, und Thourret, noch im Jahre 1784 beauftragt, sie zu ordnen, zu classificiren und einen Generalbericht darüber abzugeben, hatte keine kleine Arbeit. Mit vielem Scharfblicke hob er den Umstand heraus, daß der Magnetismus in der Nähe von Universitäten und gelehrten Vereinen vergebens nach Anhängern hasche, und daß alle wissenschaftlichen Körper Frankreichs sich glücklich schätzten, mit der Akademie von Paris durchaus gleicher Meinung zu sein.

Bis hierher, kann man sagen, reicht die erste Epoche des animalischen Magnetismus. Was ihr Ende betrifft, so wollen wir die Untersuchungen der Grundursachen dahingestellt sein lassen, und uns nur so viel zu bemerken erlauben, daß der Magnetismus in seiner ersten Kindheit in ein System geformt und in diesem critisirt wurde, während er durchaus dessen nicht fähig ist; daß er ferners von Leuten gehandhabt wurde, welche wenig mehr waren und wußten, als Schüler Mesmer's zu sein, und daß er eben aus diesem Grunde bei Allen und Jedem auf Wunsch oder Befehl gehandwerkelt ward, während seine Anforderung und glückliche Anwendung die Seltenheit des Zufalles ist, ein so eben und zwei Schritte vor den eigenen Füßen gefallenes Meteorstück aufzuheben.

Es vergingen volle vierzig Jahre, deren Zeitereignisse Alles interessanter machten als den Lebensmagnetismus, bis die Aufmerksamkeit der Akademie abermals für die Frage gewonnen wurde. Dr. Fossano war es, der die Akademie dazu aufforderte, wohl die Freude darüber gehaltener Sitzungen hatte, aber leider auch den unbefriedigenden Erfolg der angestellten Versuche zugeben mußte.

Daß aber trotz allen unglücklichen Versuchen an der Idee des Lebensmagnetismus doch etwas Wahres, etwas den menschlichen Geist zum äußersten Grübeln Verleitendes sein müsse, bewies das ungeschwächte Interesse, mit welchem sich fortwährend höchst gebildete und unterrichtete Männer der Sache widmeten, und die fortlaufenden einzelnen, in der Hauptidee immer zusammentreffenden Erfahrungen, welche, in dem Raume der folgenden Jahre, bald hier bald dort gemacht und mitgetheilt wurden. Von der Akademie aber kam diese interessante Angelegenheit erst wieder im Jahre 1837 zur Sprache. Die Veranlassung gab Dr. Dudet, welchen am 14. November 1836 ein Magnetiseur zu einer Somnambularief, um ihm den Verlust aller Reizempfänglichkeit in diesem Zustande durch heftiges Stechen mit Nadeln und durch minutenlanges Festhalten eines ihrer Finger in die Kerzenflamme zu beweisen. Ueberrascht zog Dudet sein Stui hervor und riß der jungen Dame einen Stockzahn. Im Augenblicke des Zahnausziehens bog sie wohl das Haupt nach der Seite und stieß einen schwachen Schrei aus, aber diese Beweise des Schmerzes waren momentan wie der Blitz und in keinem Verhältnisse zu ihrer Erregung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Sitten der Basken beim Ableben einer Person.) Beim Ableben einer geliebten Person stoßen die Basken ein klägliches, herzerreißendes Geschrei aus, wiederholen dasselbe von Minute zu Minute mit verstärkter Gewalt, und begehen bei der Beerdigung Dinge, die von Verzweiflung und Wuth eingegeben scheinen. Dergleichen Bezeugungen waren ehemals so übertrieben, daß man sich genöthigt sah, durch ein eigenes Gesetz sie zu beschränken. Es wurde dadurch ausdrücklich verboten, beim Ableben einer Person, wer sie auch sei, Wehgeschrei auszustößen, sich die Haare auszuraufen, sich zu zerkraken, am Kopfe sich zu verwunden, Leichengesänge anzustimmen und zur Bezeugung seiner Trauer härene Gewänder zu tragen. — Trotz dieser gesetzlichen Anordnung bestehen derlei Gebräuche dennoch in mehreren Gegenden Biscaya's noch jetzt,

besonders wenn es um die Beerdigung einer ausgezeichneten Person zu thun ist. Die Witwe folgt dem Sarge ihres verstorbenen Gatten, begleitet von allen verheiratheten Frauen ihres Ortes und der Umgegend. Alle Weiber stimmen Jammergeschrei an, lassen schwere Seufzer erschallen, und reden bald mit dem Verbliebenen, bald mit sich selbst. Sie beginnen ihre Klagen mit sehr lauter Stimme, verfolgen sie mit ernstem Tone und sagen von Zeit zu Zeit »Agené« (Ach!). An einigen Orten schlugen die dem Leichenbegängnisse beiwohnenden Frauen der Witwe mit geballter Faust auf den Rücken und Schultern, indem sie mit wüthender Stimme schreien: »Galdu aizeta galadi.« (Stirb jezt, Unglückliche! weil du Alles verloren hast.) Im Gebirge von Burgos und Santander begleiten alle Verwandten des Verstorbenen weinend und wehklagend seine Leiche. Beim Ableben einer hohen Person wird seine Wohnung schwarz ausgeschlagen. Der Sarg steht auf einer erhöhten Stelle, zu der einige Stufen hinaufführen. In jedem Winkel des Saales sitzt ein Klageweib auf dem Boden, das unaufhörlich jammert, und den Verstorbenen so lange mit lauter Stimme lobt, bis die Beerdigungs-Feierlichkeit ihr Ende erreicht hat *).

— (Einwirkung der Hitze auf verschiedene Constitutionen.) Laird sagt in seiner »Reise am Niger«: »Was uns Allen auffiel und einige Unterhaltung verschaffte, war die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen, welche die Hitze auf die verschiedenen Körperconstitutionen ausübte. Zuweilen war mir in warmer Kleidung, bei einem Thermometerstande von 84° ziemlich kalt, und zu andern Zeiten glaubte ich bei 75° vor Hitze ersticken zu müssen; dieß schien besonders von dem trocknen oder feuchten Zustande der Luft abzuhängen. Ich fand, daß mich eine ganz einfache Regel bisher in der besten Gesundheit erhalten hatte; wenn ich mich nämlich nach der Mahlzeit schläfrig fühlte, so hielt ich dies für einen gütigen Wink meines Magens, daß ich ihn überladen hätte, und beschränkte dem gemäß meinen Antheil, und es schien in der That besser zu sein, weniger zu verzehren, da sie bei der ganzen Gesellschaft eine ungewöhnliche Anlage zum Fettwerden zeigte. Ich aß damals nicht die Hälfte von dem, was ich in England brauchte, und nahm doch zusehends zu. Dasselbe zeigte sich an Dr. Briggs, und Lander war mehr breit als lang!«

— Dr. Vaga s quée, eines der Mitglieder der im Jahre 1828 nach dem Oriente von der französischen Regierung gesandten ärztlichen Commission, um daselbst Untersuchungen über die Pest anzustellen, hat jezt in Paris eine sogenannte »Ecole auxiliaire de médecine« errichtet, worein nämlich Pensionäre, über deren Unterricht und Sittlichkeit er die Oberaufsicht führt, aufgenommen werden.

*) Malten, neuest. Weltk. 1838. S. 1.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 262, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 31.

Montag, den 16. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der April und seine Lehren. — Zur Geschichte des Vampyrismus. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Miscelle.

Der April und seine Lehren.

Es war von jeher für mich ein Lieblingsgedanke, in den Jahres- und Tageszeiten den Menschen nicht nur zu studiren, sondern auch ertragen zu lernen. Jede Jahres- und Tageszeit mußte mir das Bild, gleichsam den Repräsentanten irgend einer Menschenclasse, nach ihrem Thun und Treiben abgeben. Ich dachte: „Wenn ich mich gegen die Unbilden der Witterung abhärten muß, damit sie mich nicht zum Spielballe ihrer Launen machen, warum sollte ich mich nicht eben so leicht gegen die veränderlichen Sympathien und Antipathien meiner Mitbrüder mit einer derben Haut waffnen können?“ So bildete sich in meinem philosophisch-meteorologischen Systeme eine herrliche Waffe gegen Falschheit und Intrigue, und so wenig mir ein Luftzug rheumatische Schmerzen machte, eben so wenig störten die falschen Winkelzüge gewisser Menschen die heitere Ruhe meiner Seele. Ich gewann diese Theorie sehr lieb; sie schützte mich gegen manchen Anfall von Schwermuth; der Wankelmuth der Menschen hatte keine andere Folge für mich, als daß ich mir, wie bei unbeständiger Aprils-Witterung, in meinem Anzuge gleich blieb. „Ihr möget wechseln, wie Ihr wollt,“ sagte ich oft zu mir selbst, „ich werde nicht den Narren machen, und jeden Augenblick das Kleid nach einer April-Laune wechseln; ich bleibe mir gleich, und seht Ihr diesen Gleichmuth, diese Ruhe, diesen unveränderlichen Gedanken, — so ist eure Falschheit entwaffnet, und Ihr wendet euer zweideutiges Halblächeln wo anders hin.“ Ich hatte, wie man leicht denken kann, das ganze Jahr hindurch vielfache Gelegenheit, diese philosophische Ruhe zu üben. Denn in welchem Monate des langen Jahres gibt es nicht unbe-

ständige Lage und Witterungswechsel? Aber die tiefsten Studien machte ich im Monate April. Kein Tag, keine Stunde verging, wo er mir nicht die tiefste Lebensweisheit predigte. Ich will dir, lieber Collega, aus dem Schatze der Betrachtungen, zu denen er mir jährlich Anlaß gibt, einige vorführen, deren Wichtigkeit mir immer klarer wird, je öftere Gelegenheit mir mein Beruf als praktischer Arzt darbietet, mit hypochondrischen und hysterischen Kranken, mit Kindern und mit Erwachsenen, welche die Kinder-schuhe ihrer Launen noch nicht abgelegt, fleißig umzugehen. Die Lehre, die der April mir in einem Momente, wo er gerade gut aufgelegt war, leise zusüßerte, will ich dir mit dessen eigenen Worten wiedergeben. Der launenvolle Monat sprach: „Du darfst meiner heitern Sonne eben so wenig trauen, als vor meinem Schnee zurückschauern; jene ist nicht erwärmend, dieser schmilzt in nächster Stunde; mein Weinen und mein Lachen hat wenig zu bedeuten; ich weiß oft selbst nicht, warum ich lachte oder weinte; bin ich freundlich, so trau' mir nicht zu viel ein Moment; — und du kennst mich nicht mehr. Willst du nicht das Opfer eines Wechsels meiner Laune, meiner unveränderlichen Veränderlichkeit werden, so sei kein Slave derselben; bleibe immer du selbst; zeige mir durch deinen Winterrock, daß du noch kein Vertrauen zu meiner augenblicklichen Zärtlichkeit hast.

Was ich dir aber ernstlich rathen will — dir, der du als Arzt täglich und stündlich dem launenhaften Wechsel deiner Kranken, ihrem Wankelmuth, ihrem Hin- und Herschwanken zwischen Zuerauen und Abneigung, zwischen begeisterter Anerkennung und ungerechtem Mißkennen deiner Mühlen ausgesetzt sein wirst — was ich dir für alle künftigen Zeiten, für deine Ruhe und Glück nicht genug an's Herz legen kann, ist, dich ja nicht durch die Unbeständigkeit einiger Kranken verleiten zu lassen, in Zweifelsucht und Mißtrauen gegen deine Kunst, oder gar in Theilnahmslosigkeit an den Leiden der Menschheit zu verfallen. So wie du dich trotz meines beständigen Witterungswechsels in dem Glauben an einer baldigen schöneren Zeit nicht irre machen lässest, und mich nur für einen Uebergangsmonat und eine Uebungsschule hältst, eben so müssen dir die Grillen der Hypochonder zu nichts Anderem dienen, als deine Geduld zu üben, die Freude an deiner Kunst da, wo sie Anerkennung findet, zu erhöhen, und deine Seelenstärke, deinen Glauben an bessere Menschen zu befestigen. Ohne meinen Wechsel würdest du den sanftmüthigen, den geduldigen, den resignirenden Patienten nicht zu schätzen wissen. Jeder junge Arzt muß diese Schule durchmachen, wenn er den Höhepunct der Berühmtheit erreichen will; er muß zeigen, ob er Kraft, Muth, Resignation und Seelenruhe genug hat, um bei dem ewigen Wechsel der Stimmungen seelenkranker

Hypochonder sich selbst gleich bleiben zu können. Daher darfst du dich, so lange dein Ruf nicht fest und begründet ist, nicht kränken, wenn man dir heute unbegrenztes Vertrauen heuchelt oder gar schwört, und morgen dich einen Teufel schilt; das gehört zu deinem Berufe, das liegt in der Natur des Menschen eben so tief begründet, als mein steter Wechsel zur Harmonie des ganzen Jahres gehört. Willst du stets heitern Himmel? Würde er ein fruchtbares Jahr bringen? Die Launen, die du ertragen mußt, sollen dir nur ein Studium des menschlichen Herzens sein; mit derselben Ruhe, mit welcher du eine körperliche Krankheit beobachtest, ohne sie anders als objectiv deiner Betrachtung zu unterwerfen, eben so wenig wirst du die kränklichen Geistesstimmungen deiner Pflegebefohlenen als Krankheit, als etwas außer dir Vorhandenes betrachten; und ihnen jeden Uebergang in dein eigenes Herz verwehren. Wenn du auch zuweilen ein Spielball der falschen Maßregeln wirst, die unberufene Pfuscher am Bette deiner Kranken sich erlauben; wenn du auch, wie man zu sagen pflegt, häufig in den April geschickt wirst, so mußt du immer deine Ruhe, deinen Gleichmuth, deine unbefangene Geistesgegenwart mit männlicher Kraft und mit ungeschwächtem Glauben an deine Kunst zu behaupten streben.“ —

So sprach der April von jeher zu allen Söhnen Vesculap's, die dessen Sprache verstanden, und so hörte ich ihn neulich in einer Stunde, wo mein Herz voll Liebe und Sympathie für meine leidenden Mitmenschen gerne an ihre Launen und krankhaften Geistesauswüchse vergaß. Ich faßte den Entschluß, die goldenen Lehren des unbeständigsten aller Monate nicht nur tief in mein Gedächtniß einzuprägen, sondern sie auch meinen jüngern Kunstgenossen zur Beherzigung neuerdings vorzulegen. Wenn Undank, Mißtrauen, Intrigue, Cabale, und wie alle die Machinationen heißen mögen, die der Wirksamkeit des redlichen Arztes in den Weg zu treten pflegen, ihre Seelenruhe zu stören, ihre heitere Laune zu trüben, ihre Berufstreue wankend zu machen drohen, sie mögen ja nicht an die Lehren des Aprils vergessen, daß dies Alles nur Prüfung und Uebergang ist.

Dr. Anonymus Obscurus.

Zur Geschichte des Vampyrismus *).

Der gelehrte P. Augustin Calmet in seiner „Geschichte der Vampyre“ (Augsburg, 1751) bestätigt, daß sich beiläufig gegen das

*) Der Aberglaube vom Vampyrismus (lateinisch: *Magia posthuma*) besteht in der abergläubischen Annahme, daß verstorbene Menschen zuweilen später, zuweilen früher aus dem Grabe aufstehen, den Menschen erscheinen, ihnen das Blut aussaugen, an die Hausthüren ungestüm anklopfen, Gesetze im Hause machen und sogar den Tod verursachen sollen.

Ende des XVII. Jahrhunderts der Ruf von den Wampyren in Ungarn, Polen, Schlesien und Mähren auszubreiten anfang. Nach Van Swieten ist es wahrscheinlich, daß die Griechen die Haupt Urheber dieses Volkswahnes sind. Tournefort, der gelehrte und aufgeklärte Leibarzt Ludwig XIV., war im Jahre 1701 auf der Insel Miton in Griechenland, wo er, seiner botanischen Forschungen wegen, längere Zeit verweilte, selbst Zeuge eines Processus, den man gegen eine ausgegrabene und der Zauberei nach dem Tode (Wampyrismus) angeklagte Person eingeleitet hatte. Er sah auch alle Mittel, die man angewendet, damit der böse Geist dieses Verstorbenen die Lebendigen nicht mehr in Angst und Schrecken setzen könne. Ähnliche Begebenheiten trugen sich in Ungarn in den Dorfschaften jenseits der Theiß gegen Siebenbürgen im Jahre 1732 zu. Man nannte die Todten, die so böshaft waren, Wampyri, und glaubte, sie saugen sowohl den Menschen als dem Viehe das Blut aus, und daß ein Mensch, welcher von dem Fleische eines solchen Viehes etwas genossen, der Ordnung nach, selbst nach dem Tode zum Wampyr würde, ausgenommen, er hätte vorher von der Erde des Grabes eines Wampyrs gegessen und sich mit deselben Blute gerieben.

Die hiebei zu beobachtenden Ceremonien wurden gewöhnlich von dem Amtmanne des Ortes angeordnet. Man stieß dem Wampyre einen sehr spitzen Pfahl durch die Brust und durch den ganzen Körper; hierauf wurde ihm der Kopf abgehauen; Alles wurde verbrannt und die Asche in die Grube zusammengescharrt. Nach der damals herrschenden Volksmeinung konnte man sehr schnell zum Wampyr werden, weil der Wampyrismus ebenso ansteckend sei, als die — Krätze. Daher könne der Körper eines Wampyrs in kurzer Zeit alle jene Körper zu Wampyren machen, welche nach ihm in eben demselben Hofe begraben werden, im Falle der erste nicht bei Zeiten veriltet werde. Im Jänner 1755 lief in Wien die Nachricht von einem seltsamen Proceß ein, den man in einem an der ungarisch-schlesischen Gränze liegenden Dorfe Mährens wider die Verstorbenen vorgenommen hat; die Vollziehung des richterlichen Urtheiles wurde von der Ortsbehörde gut geheiffen. Als diese Zeitung ihrer kaiserlichen Majestät, der erhabenen Maria Theresia zu Ohren kam, schickte sie den Herrn Wabst und den damaligen Professor der Anatomie Gasser, zwei erfahrene Naturforscher, ohne Verweilen in jene Gegend ab, um den Verlauf und die Umstände der einberichteten Thatsache zu ermitteln. Das Resultat der von beiden genannten Aerzten an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen ging dahin, „daß (wie sich ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ausdrückt) der ganze Lärm von nichts Anderem herkäme, als von einer eiteln Furcht, von einer aber-

gläubischen Leichtgläubigkeit, von einer dunklen und bewegten Phantasie, von Einfalt und Unwissenheit bei jenem Volke.“ — Nach einem von beiden Männern abgestatteten Berichte und einer hierauf höhern Ortes eingeleiteten Untersuchung des „Prozesses wieder die armen Gestorbenen,“ hat der kais. Leibarzt Herr Baron Van Swieten über die ganze Verhandlung ein Gutachten an Ihre kais. Majestät in einer eigenen, in französischer Sprache abgefaßten Schrift abgegeben, die dann später, im Jahre 1756, in deutscher Sprache unter dem Titel: „Wampyrismus“ erschien *). Die aufgeklärte, erhabene Monarchin zeigte über das unbehutsame frühere Verfahren in dieser Prozesssache ihre höchste Ungnade, und gab unverzüglich den allerhöchsten Befehl: „Man solle die schärfsten Rescripten durch alle k. k. Erbländer, an alle Magistraten, Polizeibeamten u. s. w. abgehen lassen, kraft welchen dergleichen Aberglauben verhindert, gestraft und aufgehoben sein soll.“

*) Daselbe Werk erschien auch in italienischer Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet, unter dem Titel: „Considerazione intorno alla pretesa „Magia posthuma“ presentata al supremo Direttorio di Vienna dal Sig. Barone G. Van Swieten etc. Roveredo 1756. Diese Anmerkungen wurden bei der zweiten Ausgabe der deutschen Uebersetzung 1768 benützt.
(Der Beschluß folgt.)

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Kurz hierauf trug Dr. Berna brieflich der Akademie an, einer gestellten Commission ersichtliche Proben des Wesentlichen im Lebensmagnetismus zu geben, und die Sitzungen begannen in der Wohnung des Dr. Roux und unter dessen Vorsitz. Allein Berna war weder der Commission noch dem Magnetismus gewachsen. Seine, sogar der unerläßlich nothwendigen Delicatesse ermangelnden Ansichten bewies er gleich in der ersten Sitzung durch das Einführen eines 17 — 18 jährigen zarten, nervösen Mädchens, von übrigens ziemlich freier Haltung. Welch ein Einverständnis muß da obgewaltet haben, und wie wenig ist von dem moralischen Charakter eines Mädchens zu halten, welches mit ihrem Magnetiseur in den Salon tritt, der bloß Männer und zwar solche enthält, deren Argwohn sie sich in jeder Beziehung aussetzen, und von welchen sie sich unter unterhaltenen Gesprächen in den Hals und die Hände stechen lassen soll, bloß um den Grad ihrer Empfindlichkeit zu zeigen?! Unter solchen Verhältnissen begann eine Untersuchung, von welcher die Anerkennung des Lebensmagnetismus abhing.

Aber erzählen wir lieber! — Sie behauptete, die Stiche nicht zu empfinden, und verrieth nicht den mindesten Schmerz; und doch hatte Berna den Verlust der Empfindung als Attribut des magnetisirten Zustandes angegeben. Hier verhielt sich das Wachen wie der Somnambulismus; begreiflich, daß die Commission im vorhinein keine gute Meinung bekam! Daß nun Berna seine Kranke in

Gegenwart so vieler und fremder Beurtheiler zu magnetisiren sich anschickte und sichern Erfolg erwartete, hört auf, uns zu überraschen wenn wir die Einführung des Mädchens in solchen Cirkel und zu solchem Zwecke verdamt haben. Er setzte sich vor sie hin, neigte den Kopf gegen den ihrigen, betrachtete sie stillschweigend und fest, und vermied jedes andere Manöver. Nach einigen Minuten verband er ihr die Augen und erklärte sie für somnambule. Die Versammelten stachen sie nun mit Nadeln an verschiedenen Stellen zu wiederholten Malen, ohne die mindeste Schmerzäußerung beobachten zu können, nur unter dem Kinne schien sie Empfindung zu haben, weil sie — etwas heftig gestochen, schnell und lebhaft zu schlucken anfang. Indes diese Probe gehobener Reizempfänglichkeit schien der Sitzung unzulänglich, da einerseits die Beobachtung der gesammten Physiognomie unmöglich war, und andererseits der feste Vorsatz, unempfindlich zu bleiben und die Stärke dazu vermuthet werden konnte. Man war daher um so gespannter auf die Paralytirung der Empfindung oder der Bewegung, welche der Magnetiseur bloß durch seinen Willen in der Somnambule hervorzubringen versprach. Die ihm aufgegebene Paralytirung kleiner Parthien, als die des Kinnes, der linken Achsel &c., wies Berna zurück, da er in seinem, den Sitzungen vorausgeschickten Programme nur von der Lähmung beider Arme, beider Füße, eines Armes und eines Beines, oder eines jeden allein, des Halses rechts oder links, oder endlich der Zunge gesprochen habe. Es wurde ihm also in der nächsten Sitzung schriftlich der rechte Arm zur Paralytirung angedeutet, und das Zeichen, daß sein Wille gewirkt habe, möge er durch das Schließen seiner Augenlieder geben; um jedoch gewiß zu sein, daß keine, auch nicht die mindeste Berührung mit der Somnambule Statt fände, schob man zwischen die Person des Magnetiseurs und die Hände der Somnambule ein Blatt Papier. Nach dem gegebenen Zeichen konnten sich die Versammelten von der Thatfache nun so überzeugen, daß sie die Somnambule baten, ein Glied nach dem andern aufzuheben und zu bewegen; da fanden sie aber zu ihrer Ueberraschung, daß das Mädchen die ganze rechte Seite zu bewegen nicht im Stande war. Und diesen Beweis — der im Grunde zu viel — bewies nannte die Commission einen mangelhaften, weil sie nur die Lähmung des rechten Armes, nicht aber die gleichzeitige des rechten Fußes verlangt hatte.

Der Versuch, durch Willenskraft zu bewirken, daß die Somnambule Einen oder den Andern nicht sprechen höre, schlug fehl; mehr aber die folgenden, welche wahrhaftig die Commission auf den Gedanken beabsichtigter Mystification bringen mußten.

Die Somnambule wurde, wie gewöhnlich, im wachen Zustande in die Sitzung geführt, zu welcher diesmal die Herren bei Berna selbst versammelt waren, und konnte daher ohne Schwierigkeit im somnambulen Zustande die Zahl der Anwesenden bestimmen. Ferner bat der Magnetiseur mit lauter Stimme, man möge auf eine Karte ein oder mehrere Worte schreiben. Die beschriebene Karte hielt man der Magnetisirten so an das Hinterhaupt, daß sie selbst dem Magnetiseur unsichtbar blieb. Nach diesem war es leicht, daß die Somnambule auf die Fragen Berna's nach und nach ausfragte, sie sähe eine Karte — ja eine beschriebene; aber der von ihr fest behauptete Anfangsbuchstabe war irrig, und sie gab vor, zwei Zeilen Schrift zu unterscheiden, während bereits die bezeichnete mit einer vollkommen weißen Karte vertauscht war.

Einige Schritte von ihr saß der Protokollführende; die Feder rauschte über das Papier. Die Somnambule hob den Kopf, wie um unter der Binde durchzusehen und antwortete ihrem Magnetiseur, sie erkenne den Herrn, der dort etwas Langes und Weißes in der Hand habe. — Sollte das überraschen?!

Ferners bat Berna ziemlich laut, eine Spielkarte zu nehmen und sie ihr an das Hinterhaupt zu halten. Einer der Herren schien es zu thun, nahm aber eine durchaus weiße Karte, die er, indes der Magnetiseur alle Kräfte aufbot, seine Magnetisirte clairvoyante zu machen, an die besagte Stelle hielt. Sie erkannte eine Karte mit Schwarz und Roth. Man hielt sie ihr vor die Augenbinde, der Magnetiseur arbeitete mit allen seinen Kräften, und richtig sah sie nach und nach auf der schneeweißen Karte den Treffbuben. Stolz nahm Berna nun selbst die Karte und sah — daß gar nichts darauf stand.

Es ist unbegreiflich, daß Berna nach diesem Allen noch Lust haben konnte, fortzuerperimentiren — indes er that es, und seine Somnambule ließ ihn so sitzen, daß sie ein Medaillon für eine Uhr erklärte. Jetzt endlich ward er unwillig, empfindlich, verlangte eine Protocollabschrift und nahm, da er sie nicht erhielt, Abschied von den Versammelten.

Da die Commission bei jeder Sitzung entschlossen war, sich schwer, langsam und nur durch vollkommen genügende Beweise überzeugen zu lassen, — ein Vorhaben, welches das Interesse und die Wichtigkeit des Gegenstandes bekräftigte; so konnte ihr Summarbericht über die beobachteten Versuche und insofern auch über den Lebensmagnetismus selbst nur ungunstig ausfallen. Im Schlusse aber ihres Ausspruches beweißt sie nur, für dieses Mal und unter diesen Verhältnissen, der Sache keinen Glauben schenken zu können; denn sie sagt: »Hätten wir wohl durch andere Magnetiseure andere Dinge kennen gelernt? Können wir dies entscheiden? Und wenn es heut zu Tage andere Magnetiseure gibt, warum sucht keiner die Billigung und Anerkennung der Akademie an?!«

Dieser Bericht und sein Detail verursachte in der medicinischen Akademie ziemlich stürmische Bewegungen. Die Anhänger des Magnetismus verwarfen die angestellten Versuche und suchten zu beweisen, daß über den Lebensmagnetismus, in der Absicht ihn aufzunehmen oder zu verwerfen, Versuche in Gegenwart einer Commission vorzunehmen, eine stets trügerische, unzuverlässige Sache sei. Die Materialisten hingegen, wenn wir uns anders dieses Ausdruckes bedienen dürfen, lachten über das Verhältniß des Versprochenen zu dem Geleisteten, und verwarfen die Sache als Charlatanerie; genug, sie stritten, bis Bourdin's sonderbarer Einfall dadurch Ruhe schuf, daß er frappirte und angenommen ward.

»Ich setze,« sprach er, »den Preis von 3000 Franken für jede Person, männlich oder weiblich, welche schlafend oder wachend im Stand sein wird, in einem Gemache von möglichster Dunkelheit zu lesen oder überhaupt Gegenstände zu erkennen. Die Summe wird legal deponirt, und nach der Entscheidung von sechs Commissären ausgefolgt werden. Die Untersuchung selbst führen drei Mitglieder der medicinischen Fakultät und drei der Akademie der übrigen Wissenschaften.«

In Betreff nun dieser Preisaussetzung und der dadurch bezweckten Würdigung des Lebensmagnetismus müssen sich so viele Bedenkllichkeiten erheben, daß man am Ende die allerdings aneifernden 3000 Franken unausgesetzt wünschte. Da nämlich jedem Arzte, und um so mehr der Akademie, die Sache in Bezug

auf ihre Heilkraft und nicht auf Schau- oder Kunststücksbelustigung interessant sein darf: so fällt bereits eine Schwierigkeit dadurch auf, daß es unverantwortlich wäre für den magnetisirenden Arzt, den seltenen Fall einer magnetisirten Somnambule der Untersuchung von sechs, nur mit Argwohn-Augen beobachtenden Männern auszusetzen. Wir sagen „einer magnetisirten Somnambule,“ weil der natürlichste Somnambulismus in der Potenz der Clairvoyance eine Seltenheit ist, welche wirklich nur der allergünstigste Zufall in die Nähe des Kenners bringt. Uebergehen wir übrigens diese Schwierigkeit; denn wir stoßen noch auf größere. Soll der Arzt, welchem eine magnetische Kranke gehorcht, dieselbe der Akademie zu Liebe zur Clairvoyante potenziren, um durch die Allgemeinheit des Sehvermögens den Magnetismus zu Ehren zu bringen? — Wer wagt es, ihn dazu zu überreden, wenn es der Heilanzeigen widerspricht? — Die 3000 Franken aber, wagen sie es nicht?! Ferner, wann steht denn die Somnambule vollkommen, — wenn sie ein Wort, eine Zeile, Alles ohne einen Buchstaben zu verfehlen erkennt?! — Wird auch die Finsterniß vollkommen sein, und wird endlich die gesammte Untersuchungs-Commission aufhören zu zweifeln; wird nicht der Argwohn wiederholte Proben begehren — ja, wird gewiß nicht, wenn sechs Beobachtende „Ja“ gesagt haben, eine Wahl von sechs andern getroffen werden, um die vorausgegangene Untersuchung zu untersuchen?! — In der That entseztlich, daß vom Lehrgelde Bourdin's die Anerkennung eines so wichtigen Gegenstandes abhängt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

— (Insecten als Nahrung.) Die Chinesen und Hottentoten verzehren ein besonders widerliches Insect mit vieler Begierde; in manchen Theilen Australiens verfertigt man ein Gericht aus Raupen, und die Bewohner von Neu-Caledonien speisen Spinnen. Mehrere Nationen essen die Ameisen und ihre Eier, und Europäer, welche von dieser Speise kosteten, lobten sie ungemein. In einigen Theilen Ostindiens sammelt man große Mengen von Termiten (weißen Ameisen), und macht aus diesen mit Mehl eine Art Pasteten; ein unmäßiger Genuß dieser Speise jedoch verursacht Kolik, Ruhr und auch den Tod. Steadman erzählt, daß die Afrikaner ganze Hände voll solcher gerösteter Ameisen zu sich nehmen, und mehrere Europäer versicherten, daß sie sehr delicat schmeckten, ungefähr wie gezuckerter Rahm oder süßer Mandelteig. Die Locusten werden fast in allen Ländern, wo sie sich zeigen, verzehret, und zwar entweder gebraten und mit Milch und Mehl zu Kuchen gebacken, oder auch abgesotten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 32.

Donnerstag, den 19. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der Parvenu. — Zur Geschichte des Vampirismus. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Der Parvenu.

(Schluß.)

„Ich kam nach Paris. Die krummen Wege der dortigen pseudohippokratischen Tartüffe, und die eiserne Stirne gewinnlüchtiger Charlatane, wie ich sie da täglich und stündlich sah, konnten nicht anders als die Abneigung, die ich, wie Sie wissen, gegen das Treiben der Ärzte von frühester Jugend hatte, bis zum Haffe steigern. Ich beschloß, es komme was da wolle, mich keinem Arzte anzuvertrauen, sondern meine Schwermuth durch Zerstreungen, wie sie diese Hauptstadt in so unerschöpflicher Fülle darbietet, zu heilen. Der Ton, der zu jener Zeit in Paris herrschte, befestigte mich in meinem Vorsatz; denn die damals vorherrschend sich kundgebende Neigung zum Umstoßen alles Positiven und alles Herkommens, ermangelte nicht, sich auch auf die sogenannte alte medicinische Schule zu erstrecken. Da ich gern mit dem herrschenden Zeitgeiste gleichen Schritt halten wollte, so hielt ich es für angemessen, in jenen Ton einzustimmen. Ihnen die tausendfachen Schlingen zu beschreiben, denen meine Sinne mich hier aussetzten, würde für mich und für Sie sehr ermüdend sein. Nur so viel muß ich in Kürze bemerken, daß die Gesellschaften, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, mich bald in eine, Geist und Körper entnervende Lebensart, fast ohne daß ich es merkte, zogen, in derselben durch mehrere Monate festhielten. Ausschweifungen jeder Art, wofür man in großen Städten so leicht einen beschönigenden Namen findet, vollendeten meinen Ruin. Ich ward in meinem Entschlusse, keinem Arzte mich jemals anvertrauen zu wol-

ten, bald wankend, da mich die Erfahrung ein körperliches Uebel kennen lehrte, welches, wenn man es der Natur überläßt, nicht nur selten heilet, sondern durch Zeitverschäumniß selbst alle Bestrebungen der Kunst zu vereiteln pflegt. Ich mußte trotz allen innern Sträubens einem verschwiegenen Arzte mich anvertrauen. Aber sollte ich Einen aus der alten Schule herbeirufen? Werde ich mich nicht lächerlich machen, wenn ich meine früher so laut und unverholen ausgesprochene Ansicht gegen jeden Arzneigebrauch zurücknehme? Wird man durch diesen Schritt nicht auf die außerordentlichen Umstände schließen, die mich dazu gezwungen? Ich beschloß mich, einer damals in Schwung gewesenen neuen Heilmethode zu unterwerfen und schützte vor, es geschehe nur, um meine Neugierde zu befriedigen. Es hieß also überall, ich wolle nur der herrschenden Mode huldigen, es gelte nur einen Versuch, und man könne dies dem Spötter aller askulapischen Kunst nicht anders auslegen, als daß er bloß aus Spaß in die Mystereien der neuen Schule dringen wolle. Mein Uebel griff immer mehr um sich; ich beobachtete keine Diät, weil ich sie bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft nicht halten konnte. Ich mußte mich entschließen, eine Stadt zu verlassen, wo ich in Gefahr schwebte, ein Opfer falscher Scham zu werden, und kam hierher. Ich habe mich hier Monate lang von mehreren Ärzten aller Systeme behandeln lassen; jeder versprach gründliche Heilung und dennoch schwinden meine Kräfte seit einiger Zeit immer mehr und mehr. Ich verabschiedete gestern meinen fünften Arzt, um mich Ihrer Kunst anzuvertrauen. Man hat Sie mir als einen geraden, schlichten Mann geschildert. Ich bitte Sie, ohne Umstände und mit ungeschminkter Wahrheitsliebe mir zu sagen, was ich zu hoffen habe. Schonen Sie mich nicht; ich stehe allein in der Welt; mein Tod wird Niemand betrüben, und ich selbst ziehe eine gänzliche Auflösung dem siechen Fortschleppen meines matervollen Daseins vor. Ich bin reich; fordern Sie was Sie wollen, glänzend sollen Sie ihre Kunst belohnt sehen, wenn es ihr gelingt, mich meiner frühern naturgemäßen Lebensart wiederzugeben."

So sprach der Kranke, indem er alle seine Kräfte anstrengte, um den Faden seiner Erzählung nicht zu unterbrechen. „Bevor ich Ihnen irgend einen Rath ertheile," sagte ich, „muß ich Sie bitten, mir zu erlauben, Sie einige Male zu besuchen, um ihren Zustand ruhig und zu verschiedenen Tageszeiten zu prüfen. Ich kann Ihnen für jetzt nur so viel sagen, daß ich fürchte, Ihre jetzigen Leiden rühren auch theilweise von dem zweiten Extreme her, in das Sie jetzt, im Vergleich Ihrer frühern Lebensart und Gesinnung, verfielen. Sie lebten früher den Gesetzen der Natur gemäß und wollten gar keinen Arzt, — später sündigten Sie gegen die Vorschriften der Natur, und holen sich jeden Augenblick einen andern Arzt. Ich kann

(um Ihnen gleich den ersten Beweis meiner Aufrichtigkeit zu geben), ich kann es durchaus nicht billigen, daß Sie in so kurzer Zeit so oft Ihr Vertrauen in Mißtrauen verwandelten. Eingewurzelte Uebel wollen Zeit, und es dürfte mir nicht besser als meinen frühern Collegen gehen, wenn Sie nicht den Grundsatz beobachten: »Eile mit Weile!« Die Bedingung also, die ich Ihnen, wenn ich Ihr Arzt sein und Sie mit Glück behandeln soll, als unerläßlich vorlege, ist, daß Sie mir Geduld und Vertrauen angeloben. Diese zwei Zusätze zu jedem Medicamente sind so nöthig wie Sauerstoff zum Athemholen. Ich versichere, daß ich auch Fürsten und Grafen nur unter diesen zwei Bedingungen in Behandlung nehme. Man hält mich in manchem Hause für barsch, für einen Mann ohne feine Lebensart; aber Galanterie ist nach meiner vieljährigen Erfahrung bei Weitem nicht so heilsam, als Wahrheit. Mir gilt jeder Kranke gleich. Er sei reich oder arm; vornehmen oder niedrigen Standes — ohne Geduld und Vertrauen kann ich nicht sein Arzt werden. Was ich aber von Ihnen verlange, das können Sie auch von mir mit allem Ernste jedesmal fordern; auch ich werde Sie mit aller Geduld behandeln; auch ich werde volles Vertrauen zu Ihnen haben. Denn Männer in Ihrer Lage pflegen von Personen umgeben zu sein, welche die Maßregeln des Arztes gern als überflüssig darstellen, wenn es sich darum handelt, Sie Ihren süßen Gewohnheiten dadurch zu entreißen. Es sind Schmeichler, die nicht Ihre Person, sondern der Glanz und der Reichthum, der Sie umgibt, zu Ihnen hinzieht; Sie sind durch Ihr Glück in diese Lage gerathen. Verschließen Sie Ihr Ohr der süßen Stimme der Schmeichelei; verbannen Sie aus Ihrem Herzen das eitle Streben, die Lebensart der Großen nachzuahmen. Diese sind von frühesten Jugend durch Uebung, Sitten, Erziehung und Umgang gleichsam an die Schädlichkeit der Atmosphäre, in der sie zuweilen leben müssen, gewohnt; es schwindelt sie nicht auf der Höhe, auf der sie stehen, weil ihr Auge von frühesten Kindheit hinabzuschauen gewohnt ist; wer aber von früher Jugend in einer ganz andern Sphäre sich bewegt, hat den Uebergang in höhere Kreise und die Lebensart, die in denselben geführt wird, sehr zu fürchten. Daher ist meine Ansicht, daß Sie vor Allem dem Flitterstatter, der Sie umgibt, und dem blendenden Bedientenheer, das Sie nur verwehlicht, für alle Zukunft entsagen mögen. Kehren Sie zur Natur zurück und zu den einfachen Gesetzen, unter denen Sie in Ihrer Jugend gelebt haben, und Sie haben schon die Hälfte der Kur selbst vollbracht; ich will gerne die zweite Hälfte durch meine Kunst herbeizuführen suchen.» —

Der Kranke staunte über meine Freimüthigkeit, dankte mir mit Thränen in den Augen für die offene, ungeheuchelte Wahrheit meiner Rede,

gab sein Wort, meinem Rath zu folgen, kehrte zu seiner frühern Lebensart zurück, und mit wenig Medicamenten und einem stärkenden Brunnen ward er in vier Monaten seiner frühern Gesundheit und Heiterkeit wiedergegeben.

Zur Geschichte des Vampyrismus.

(Bechluss.)

Die zu Van Swieten's Zeiten (im Jahre 1755) an der mährisch-schlesischen Gränze vorgefallene Begebenheit gab Veranlassung zu der Ueberzeugung, daß sich damals der Volkswahn vorzüglich auf folgende zwei Punkte beschränkte: 1) Daß die Körper der Todtenzauberer nicht faulen, sondern ganz und beifammen bleiben. 2) Daß die Vampyren die Lebendigen durch Erscheinungen, Getümmel u. dgl. beunruhigen. In einem Berichte an die Kaiserin suchte der ebengenannte Arzt durch Vernunftgründe und ärztliche Erfahrungen diesen Unsinn in seiner barsten Nacktheit zu entlarven.

Johann Ch. Herenberg behauptet in seinem Buche (*Philosophiae et christianae cogitationes de Vampyris*, 1733), daß die Vampyren auf keine Weise die Lebenden um das Leben bringen, sondern man müsse Alles, was ein falscher Ruf von ihnen aussprengt, einer verwirrten und starken Einbildung zuschreiben. Der Baron von Toussaint, ein Lotharinger, schreibt aus Wien vom 3. August 1746, daß Se. Majestät der Kaiser, Großherzog von Toscana, sich im Jahre 1732 verschiedene gerichtliche Protokolle von Untersuchungen der Vampyren in Mähren habe vorlegen lassen, in denen kein Schatten der Wahrheit enthalten ist, ungeachtet man daran in jenen Gegenden wie an das Evangelium glaubte. „Wenn ich,“ fügt er hinzu, „wenn ich bei mir selbst den Tod der geglaubten Martyrer des Vampyrismus überlege, so finde ich alle Spuren einer inbilderischen Krankheit derselben Gegend, und erkenne ganz klar, daß die Wirkung der großen Furcht den Tod bei diesem Volke verursache.“

Im Jahre 1723 ließ man in Mähren den Körper eines Menschen drei Tage nach seinem Hinscheiden verbrennen, und zwar aus dem Grunde, weil seine Großmutter bei der Gemeinde in keinem guten Rufe gewesen sei; und im Jahre 1724 verbrannte man den Körper eines Menschen 18 Tage nach dessen Tode, weil er mit dem Vorigen befreundet gewesen. Man verbrannte den Körper eines Menschen zwei Tage nach seinem Absterben, aus keiner andern Ursache, als, weil der Körper nach dem Tode wohl und gut ausgesehen und die Gliedmaßen noch biegsam gewesen. Den 23. April 1731 ließ man zu Olmütz neun Leichen verbrennen (unter welchen 7 Kinder), weil man dafür hielt, daß sie ein Vampyr angesteckt hatte, der vor ihnen in demselben Friedhofe begraben worden. Den todtten Körpern aber, die vor dem Vampyre allda ihr Grab gefunden, widerfuhr Gnade.

Aus der Untersuchung, welche die Herren Commissäre Wabst und Gosser unter Maria Theresia in Mähren im Jahre 1755 angestellt, ging hervor, daß die größte Angst sich der Menschen bemächtigt hatte, wenn sie gelegen waren, und daß sie sich alsogleich erholt hatten, wenn sie im Bette aufsaßen. Einige haben geglaubt, sie sehen oder hören einen Hund, ein Kalb, ein Schwein. Die erste

Veranlassung zu dieser Begebenheit gab damals eine gewisse Sallingerin (auch Wenzel Richterin genannt), welche 18 Monate vorher begraben worden. Sie stand in dem Rufe einer Zauberin, that aber nichts Anderes, als daß sie mit geheimnißvoller Miene bei ihrem Leben die einfachsten Arzneien, z. B. Krebsaugen u. dgl. an Kranke vertheilte. »Man hat,« sagt Van Swieten in seinem Berichte an die Kaiserin, »man hat die Freiheit, Sicherheit und die Ruhestätte des Grabes verlegt; den guten Namen der Verstorbenen und ihrer Familien geschändet; man hat die todten Leiber unschuldiger Kinder dem Henker übergeben, und sogar die Söhne gezwungen, die Leiber ihrer Mütter dem Henker vorzuschleppen. Sogar die Kreuze, die auf den Gräbern dieser unglückseligen Schlachtopfer der Ignoranz und des Aberglaubens gestanden sind, wurden verbrannt. 28 Körper wurden in Zeit von 18 Monaten in dem nämlichen Friedhose, wo diese vermeintliche Hexe begraben worden, ausgegraben, 9 davon begnadigt, die übrigen aber dem Henker übergeben, der sie in einem Walde sammt allen dabei gebrauchten Werkzeugen und Wagen verbrannte. Eine Menge Unglücksfälle erfolgten hierauf. Viele Kranke, besonders Frauen, die hoch schwanger waren, ergriffen die Flucht und starben auf der Straße; und viele Einwohner des Dorfes verließen Haus und Hof.«

Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen.

(Fortsetzung.)

Südlich von Lofoticha und auf der Straße von Biddin nach Adrianopel fanden wir eine andere unglückliche Stadt, Namens Selwi. In diesem 6 bis 8000 Seelen starken Orte mit drei Moscheen war Alles ausgestorben, die Straßen waren öde, die Verkaufsläden, mit Ausnahme eines kleinen Kaffeehauses bei der Post, geschlossen. Dieses bildete gewissermaßen eine Dase des Lebens in der Mitte dieser Todeswüste, deren Stille nur von dem Krähen einiger Hähne unterbrochen wurde, welche von ihren Herren zurückgelassen worden waren. Fünf oder sechs von der Pest so eben erst genesene Türken, welche sich mit Mühe aufrecht hielten und bei der Post angestellt waren, machten die ganze Einwohnerchaft aus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die häufige Bewegung der Postkutsche in freier Luft, so wie der Durchzug der Last durch ihr Lederzeug und ihre Kleider ihnen gewissermaßen als Präservativ gegen die Pest dient. Uebrigens ziehen Pferdehaare die Krankheit nicht an. Obgleich viele bulgarische Einwohner entflohen waren, so lagerten andere, weniger Vermöglige in kleiner Anzahl auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt unter elenden Laubhütten. Diese Pest, welche Ende Junius schon seit acht Monaten wüthete, hatte die Begräbnißplätze in weite, mit frischen Hügeln bedeckte Felder verwandelt, welche einen ansteckenden Geruch verbreiteten.

Während dieses Unglückes war durchaus kein Befehl ertheilt worden, die Luft in den Magazinen und die Waaren selbst zu reinigen. Die überlebenden Eigenthümer kamen zurück, und wurden durch das Einathmen des in irgend einer Kiste oder einem Ballen zurückgebliebenen Pest-Miasma's auf's Neue von

der Krankheit befallen. Wenn aber die Pest ein Haus ganz entvölkert hatte, so beschränkte sich die Stadtobrigkeit darauf, ganz einfach während einiger Wochen dessen Thüren sperren zu lassen. Nach Verlauf dieser Zeit bezogen dann die Erben ohne Weiteres die Wohnung, und bedienten sich selbst der Garderobe der Todten, ohne die Kleider lüften zu lassen.

Die Pest grassirte auch in der östlichen Bulgarei, wie z. B. zu Kasan, einem großen bulgarischen Flecken von 500 gut gebauten Häusern, auf einem steilen Vorberge des Balkans. Alles war hier in Trauer gehüllt; man hatte in den Straßen und auf den Höhen Düngerhaufen angezündet, welches einen furchtbaren Gestank verursachte. Die Krankheit war erst Ende Junius daselbst ausgebrochen. Der Pascha von Rustschuk, welcher fürchtete, daß sie in seine Residenz eingeschleppt werden möchte, hatte eine Quarantaine von 12 Tagen angeordnet. Man konnte nicht genau erfahren, ob die Pest zu Razgrad, einer türkischen Stadt, und in den andern muselmännischen Städten in deren Nachbarschaft herrsche. Zu Silistria nahm man ebenfalls Vorsichtsmaßregeln.

Südlich vom Balkan war die Pest sehr stark in Rumelien ausgebreitet. Karnabat, nicht weit vom schwarzen Meere, war völlig angesteckt. Aidos, eine vom Kriege zerstörte Stadt von einigen tausend Seelen, schien uns der Anzahl der neuen Gräber nach von der Pest verschont zu sein, obgleich die Einwohner das Gegentheil behaupteten und große Furcht davor hatten. Im Allgemeinen hat die griechische Bevölkerung im alten Thracien eine übertriebene Furcht vor der Pest. Jeder Flecken, jedes Dorf versicherte, daß die Krankheit in dem nächsten Orte vorhanden sei, und die Verbindung war in Folge dessen unterbrochen. Die Schwefelbäder bei Aidos, wo man sonst gewöhnlich im Sommer an zweihundert Wagen und Buden fand, waren verödet. Die abergläubischen Ansichten über die Pest gehen bei den Griechen so weit, daß sie diese Krankheit in einen bösen Geist verwandeln, dem man Opfer bringen müsse. Andere Griechen meinen, daß dieselbe bei Nacht und vom Meere komme, und halten deshalb die Fenster wohl verschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz = Nachricht.

(Aus dem Briefe eines Arztes von Pesth an seinen Sohn.)

— Die Besorgnisse, welche du in deinem Schreiben vom 1. d. unfertig wegen hegst, werden jetzt theils durch mein Schreiben vom 30. März, theils durch die Ankunft der Herren G . . . , L . . . und M . . . schon verscheucht sein; doch versichere ich dich neuerdings, daß wir Alle wohl auf sind, und daß wir nicht nur in der Stadt, sondern auch in Spitalern keine anderen Krankheiten haben, als die ich dir in meinem jüngsten Schreiben berichtete; daher bitten wir dich, nicht leichtgläubig zu sein, und dich nicht über jedes übertriebene Gerücht zu betrüben; wir haben keine typhöse Epidemie, sondern einen sporadischen Typhus, leichte Diarrhöen, Dysenterien, rheumatische Fieber, Catarrhe, Aborte, Metrorrhagien sind die herrschenden Krankheiten, die aber alle bald gehoben werden.

Aber auch diese Krankheiten fangen schon jetzt an abzunehmen, indem die Bitterung jetzt günstig ist; heitere Tage, Sonnenschein, mäßige Nordwinde,

Nachfröste trocknen die Erde, erhalten die Luft rein; die Menschen gehen an ihre Geschäfte, erhalten Untersüzungen, Lebensmittel sind so wie zu andern Zeiten vorhanden und billig im Preise; es wird für diejenigen, die kein Obdach haben, gesorgt, und unser guter Palatin leitet das Ganze. Er läßt sich Alles angelegen sein, und seinem hohen Beispiele ahmen die Behörden nach; es sind in jedem Stadttheile Commissionen ernannt, bestehend aus einem Magistratsrathe, einem Baumeister, einem Zimmermeister und einigen Wahlbürgern, bei denen sich Jeder melden muß, der bauen will; denn es wird Alles nach einem neuen Plane, den der Palatin vorgelegt, gebaut werden.

Hieraus ersehst du, daß in jeder Hinsicht Ordnung getroffen, und allenthalben getrachtet wird, den Verunglückten Hilfe zu leisten, daß sie durch Fleiß und Thätigkeit sich wieder emporheben können; so daß wir einer frohen und guten Zeit, die nicht sehr fern ist, entgegensehen.

Aus dieser sehr treuen Schilderung kannst du ersehen, daß der Flor unserer Stadt nicht sinken wird, du hast also gar keine Ursache, unsertwegen bekümmert zu sein, noch viel weniger deine Studien zu unterbrechen, sondern lebe so wie bisher unbesorgt, und lasse dich durch falsche Berichte nicht um deine Ruhe bringen, sondern glaube nur den ehelichen Berichten deines dich liebenden Vaters.

Dr. — 8.

Miscellen.

Einiges über den Instinct der Thiere. Die „Bibliothèque universelle de Genève“ enthält einige sonderbare Züge, um zu beweisen, wie sehr sich die Handlungen einiger Thiere der Urtheilskraft nähern. Zwei Männer, welche nach Bevey zu reisen gedachten, kamen mit einander überein, sich auf einem bestimmten Orte zu treffen. Jener von ihnen, welcher zuerst anlangte, glaubte, daß er zu spät angekommen sei, und beschloß daher fortzueilen, um seinen Kameraden einzuholen; sein Hund aber gab durch deutliche Symptome zu verstehen, daß ihm dieses Weitergehen mißfiel. Er lief hin und her, sah sich um und verschwand endlich ganz, kam aber bald mit dem Wanderflocke des andern Mannes im Munde zurück. Dieser nämlich war zu spät gekommen und setzte sich nieder, um auf seinen Freund zu warten; aber dem Scharfsinne des Hundes gelang es, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten und Beide zusammen zu bringen. — Ein anderer Hund, welchem man das Besteigen einer Leiter lernen wollte, wurde dessen so überdrüssig, daß er entlief; des nächsten Tages aber kehrte er allein zur Leiter zurück, und gab sich alle Mühe, das Kunststück zu erlernen, als ob ihn ein eigener Ehrgeiz dazu antriebe. — Ein dritter Hund, welchem man gelernt hatte, seinem Herrn in der Morgendämmerung eine Laterne vorzutragen, wenn er die Milch in eine benachbarte Meierei trug, wurde zufälliger Weise eines Morgens eingeschlossen, als sein Herr das Haus verließ. Kaum wurde ihm aufgemacht, so lief er ihm nach und holte ihn ein; da er aber bemerkte, daß dieser keine Laterne hatte, so kehrte er nach Hause zurück, gab zu verstehen, daß er die Laterne möchte, und beeilte sich dann, sein gewöhnliches Leuchtamt zu verrichten. Ein anderer Hund gehörte einem jungen Studenten; als sich dieser eins badete, versteckte er sich unter Binsen und rief

dem Hunde zu, als ob ihm ein Unglück widerfahren wäre; letzterer aber, anstatt in das Wasser zu springen, rannte am Ufer des reisenden Stromes hinunter und wartete an der Stelle, wo der Körper wahrscheinlicher Weise zum Vorschein kommen mußte, um dann seinem Herrn zu helfen. Wir beschließen dieses mit noch einer Thatsache, und zwar von einem Thiere, als dessen Charakteristisches wir mehr die Unschuld als die Weisheit betrachten. Eine Taube, welche sich an die Küche gewöhnt hatte, wo sie gefüttert und liebkost wurde, war eines Tages Zeuge von der Abschachtung eines Huhnes, entfloß hierauf und ließ sich nie mehr an diesem Orte sehen. Der Küchentod eines Huhnes ist dem einer Taube nicht unähnlich, und diese Warnung ging auch nicht verloren.

— In dem Berichte, welchen Herr Isidor Geoffroy Saint-Hilaire in der Akademie über die französische Uebersetzung der zoologischen Werke Goethe's abstattete, heißt es unter Anderem: „Schon als Kind beschäftigte sich Goethe, gleichsam unbewußt mit den ersten Anfängen der Naturgeschichte, indem er eine kleine Sammlung seines Vaters ordnete. Als Jüngling folgte er dem Unterrichte in dieser Wissenschaft mit solchem Eifer, daß er sich, als er im Jahre 1770 nach Straßburg kam, um die juristische Doctorwürde zu erlangen, entschloß, sich nur so viel mit der Jurisprudenz zu beschäftigen, als für das Examen nöthig sei, dagegen eifrig Chemie, Anatomie und Medicin zu studiren. Der Chemiker Spielmann und der Anatom Lobstein zählten ihn damals zu ihren eifrigsten Schülern. Bald darauf nach Deutschland zurückgekehrt, ging er von diesen ersten Elementarkenntnissen zu tieferen Untersuchungen der Naturerscheinungen über.“ — Nachdem der Redner mehrere zoologische Aufsätze Goethe's aufgezählt, sagt er später: „Die Schwierigkeit, auf eine des Gegenstandes würdige Weise von der Richtung dieses Naturforschers zu sprechen, wird für mich dadurch noch größer, daß die Arbeiten desselben mit denen meines Vaters eine auffallende Analogie, ja zuweilen eine vollständige Identität zeigen. Ohne etwas von einander zu wissen, strebten Beide, der Eine in Deutschland, der Andere in Frankreich, nach demselben Ziele hin, nämlich nach einer Erneuerung der vergleichenden Anatomie.“

— In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris (vom 19. März) legte Herr M. Bouchardat seine Untersuchungen über die Natur und Behandlung der Zuckerharnruhr (Diab. mellit.) vor, Untersuchungen, welche (nach der Versicherung des Berichterstatters im „Journal des Debats“ vom 21. März) die besondere Aufmerksamkeit der Aerzte verdienen. Unter Anderem sucht der Verfasser nachzuweisen, daß der im Urin der Harnruhrkranken enthaltene Zucker in geradem Verhältnisse mit dem Brod oder gezuckerten und in Gährung übergehenden Substanzen stehe, womit sich der Kranke ernähre; so daß bei derlei Patienten eine Umstaltung Statt finde, wie man sie in unseren chemischen Laboratorien sieht, wenn man Sazmehl in Gährung bringt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 33.

Montag, den 23. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Das Schiefwachsen der Kinder. — Einige Worte über populäre medicinische Schriften. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Miscellen.

Das Schiefwachsen der Kinder.

(Andeutungen für Eltern und Erzieher, von Dr. August Zink.)

Es sind bereits mehr als dreißig volle Jahre in den stets offenen Schlund der Vergangenheit hinabgerollt, während ich die ärztliche Praxis in verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates ausgeübt habe. Merkwürdig ist es, daß ich gleich im Anfange meines ärztlichen Wirkens und dann fast überall, wo ich lebte, sehr oft von sorgsamem Eltern über Rückgratsverkrümmungen und andere Deformitäten bei Kindern zu Rathe gezogen wurde, besonders aber beschäftigte mich dieser Gegenstand sehr oft zu Sulnek in Mähren, wo ich zwölf Jahre als Stadtarzt lebte, so daß ich sogar ein paar damals gelungene Heilungen aufführen kann, die gegenwärtig in Wien leben.

Dieser Zweig der Heilkunde blieb unter allen später sehr verschiedenen Verhältnissen meiner Laufbahn ein Gegenstand, dem ich mit Vorliebe meine Aufmerksamkeit widmete, und sowohl das aufsuchte, was darüber im Gebiete der Literatur vorkam, als auch jede Gelegenheit auf meinen zeitweisen Reisen benützte, um mich von Dem zu überzeugen, was in der Praxis geleistet wird.

Aus dieser Vorliebe für einen sicherlich höchst wichtigen Zweig der Heilkunde ist nun der Entschluß hervorgegangen, in Verbindung mit meinem Collegen und Schwiegersohne, dem Doctor der Medicin und Chirurgie, A. Zimmer eine orthopädische Anstalt in Wien zu errichten, in welcher Individuen mit heilbaren Deformitäten des Rückgrates und der Gliedmaßen aufgenommen werden, und eine medicinische Gymnastik, die sich ins-

besondere damit beschäftigt, das Schiefwachsen der Kinder zu verhüten, wozu wir bereits, mit hohem Regierungs-Decrete vom 22. März 1838, Z. 16,310, die Bewilligung erhalten haben.

Die nähere Bestimmung wird das nächstens erscheinende Programm anzeigen, hier erlaube ich mir einige Andeutungen niederzulegen, welche die geneigten Leser dieses Blattes als Fortsetzung des Aufsatzes: „Der Gesellschaftszug“ (siehe Gesundheitszeitung, N. F. 2. Band, Nr. 9 und 10) betrachten wollen.

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die gründliche Heilung der meisten Deformitäten des menschlichen Körpers, ganz besonders aber die Heilung der Verkümmungen des Rückgrates bei Kindern, auch dann in der Privatpraxis selten oder gar nicht zu Stande kommt, wenn sie auch nach anatomisch-physiologischen Gründen heilbar erscheinen. Die Ursache hiervon ist, weil diese Heilung eine bei Tag und Nacht unausgesetzte, ärztliche Hilfeleistung erfordert, die nur selten oder gar nicht im väterlichen Hause möglich ist.

Das Bedürfnis einer solchen Anstalt in Wien dürfte daher wohl kaum zu bezweifeln sein, um so mehr, als bisher viele deshalb bedrängte Eltern ihre Kinder mit großen Unkosten und Beschwerden in entfernte Anstalten schicken mußten. Von der schrecklichen Angst, in welcher Eltern lebten, die ihr geliebtes Kind während der Ueberschwemmung in Pesth hatten, habe ich ein Beispiel gesehen.

So wie ich von dem Nutzen einer vollständigen Heilanstalt dieser Art überzeugt bin, eben so sind mir auch die Beschwerlichkeiten und das Gewagte dieser Unternehmung nicht unbekannt, was der Herr Professor Schöpf, in Pesth, vor Kurzem nebst andern sehr wichtigen praktischen Bemerkungen in den „medizinischen Jahrbüchern des österreichischen Kaiserstaates“ (Neue Folge. 16. Band, 1. Stück) deutlich angezeigt hat. Nur das freundliche Versprechen mehrerer hochgestellten praktischen Aerzte der Kaiserstadt und vieler Collegen, mit denen ich in freundschaftlicher Verbindung lebe, die Anstalt mit ihrem Rath und Beistand zu unterstützen, konnte mich über manche Bedenklichkeit erheben.

Von Seiten der Eltern und Erzieher würde aber diese Anstalt unterstützt werden können, wenn diese zu ihrem eigenen Vortheile einige praktische Bemerkungen beherzigen wollten, die insbesondere das Schiefwachsen der Kinder betreffen.

Wenn eine solche Deformität des jugendlichen Körpers schon so weit gekommen ist, daß sie auch der Ungeübte sieht, findet freilich kein Zweifel über ihr Dasein Statt, aber ihr Entstehen zu erkennen, ist oft eben so schwer, als höchst wichtig für den Zweck der Heilung.

Der Scharfblick der mütterlichen Liebe wird oft verkannt und für Uebereilung gehalten, und doch ist es gerade dieser, welcher gewöhnlich zuerst die Gefahr erblickt, die oft selbst der untersuchende Arzt (ich spreche aus eigener, vielfältiger Erfahrung) nicht erkennt, weil sich die Kinder bei der Untersuchung ganz anders halten.

Gewisse Stellungen der Kinder, die von der Norm abweichen und die von der sorgsam Mutter in Augenblicken beobachtet werden, in welchen sie sich unbemerkt glauben, sind von hoher Wichtigkeit; sie folgen gleichsam ihrem Instincte, der sie dazu leitet, eine Stellung des Körpers zu suchen, die eine dunkle Unbehaglichkeit abweist. Der Zuruf: „Halt dich gerade!“ zc., hilft nur auf Augenblicke, unwillkürlich nehmen die Kinder, die mit der Ursache und den Folgen unbekannt sind, wieder die Stellung an, die das damit meistens schon anfangende Schiefwerden begünstigt. Hierüber folgen nun einige praktische Winke:

1) Wenn ein Kind, dessen Rückgrat deform zu werden beginnt, längere Zeit in aufrechter Stellung steht, so setzt es gewöhnlich einen Fuß weiter vorwärts als den andern und schreitet auch beim Gehen immer mit diesem Fuße aus. Die Ursache hiervon liegt in der Rückenwirbelsäule, und das anfangende Einsinken einer Seite macht, daß der Fuß der andern relativ länger ist, wodurch sich das Kind hierzu geneigt fühlt, wenn man seine Aufmerksamkeit nicht eben gerade darauf lenkt. Die genauere Untersuchung des Rückgrats und die Messung der Extremitäten gibt hierüber vollständigen Aufschluß, und in diesem Zeitraume ist es noch leicht, den folgenden Uebeln vorzubeugen.

2) Die den Kindern nicht auffallende Beobachtung der Art und Weise, wie sie sich setzen, ist in dieser Beziehung ebenfalls von großem Werthe. Wenn sich ein Kind beständig halb schief niedersetzt, so daß es einen Arm gern über die Rückenlehne des Stuhles schlägt, kann man mit Grund auf die vorhandene Anlage zum Schiefwachsen schließen, denn sie suchen dadurch eine Stütze für die einfallende Seite.

3) Wenn sich Kinder über einen constanten, aber in Beziehung auf den Sitz vagen Schmerz (bald auf einer Seite der Brust unter der Gegend des Busens, bald in der Weiche) klagen, so hat man alle Ursache, die Rückenwirbel genau untersuchen zu lassen. Das muß auch geschehen:

4) Wenn junge Leute während des Wachsthumes einen lebhaften, gleichsam dem plötzlichen Peitschenhiebe ähnlichen Schmerz in einer oder der andern Seite fühlen, dessen Gefühl nachher minder schmerzhaft fort-dauert.

5) Kinder von 8 — 12 Jahren, die periodische Anfälle von Kurzatmen (Engbrüstigkeit, Asthma) haben, und in der Zwischenzeit keine unge-

wöhnlichen, auf eine andere Ursache hindeutenden Krankheits Symptome zeigen, sind meistens in der Anlage zum Schiefwachsen.

6) Wenn die Verdauungswege eines Kindes oft gestört erscheinen, ohne daß man Ursache hat, auf eine directe Veranlassung zu schließen, und bei denen weder durch zweckmäßige Diät und Verhalten, noch durch andere beruhigende, antiphlogistische oder tonische Mittel Vinderung bewirkt werden kann, darf man mit gutem Grunde zur genauen Untersuchung der Rückgrats säule schreiten.

(Wird fortgesetzt.)

Einige Worte über populäre medicinische Schriften.

(Von Salomon Camondo. Med. Drand.)

Ueber den Werth populärer medicinischer Schriften ist vielfach gestritten und Entgegengesetztes behauptet worden. Versteht man unter jenen medicinische Lehren, in einer gemeinfaßlichen Sprache vorgetragen, so ist ihnen der echte Werth, der Nutzen, ja sogar die Nothwendigkeit durchaus nicht abzuspochen.

Der denkende Mensch (und wer denkt nicht?) muß über die Dinge, die ihm aufstoßen, nachdenken, um wie viel mehr über jene, die mit seinen nächsten und fernsten Interessen in so innigem Verbande stehen, als da sind: Gesundheit und Wohlfeyn. Um darüber zu richtigen Ansichten zu gelangen, haben große Geister ein ganzes Leben darangesetzt und sind nicht fertig geworden. „Die haben aber sich dies zum Lebenszwecke gemacht,“ wird man einwenden. „Allerdings, es ist aber auch nicht leicht,“ füge man hinzu, „über dergleichen ins Klare zu kommen.“

Es ist nun allerdings die große Pflicht des Arztes, die Resultate fremden und eigenen Forschens zum Behufe der Belehrung gemeinfaßlich, das heißt, populär darzustellen. Allein bei dem besten Willen muß er die Empfänglichkeit und Fähigkeit seiner Zuhörer, ihn zu verstehen, in Anspruch nehmen, sonst möchten sie ihn auch mit dem besten Willen nicht leicht verstehen.

Genannte Schriften dürfen nicht wie Romane, schöngeistige Tagesblätter u. obenhin gelesen werden, sie wollen durchdacht sein. Der Arzt muß feiner Vieles aus den medicinischen Hilfswissenschaften als bekannt voraussetzen, um nicht in eine ermüdende und geisterdrückende Breite zu verfallen. Man fühlt sich daher gedrängt, den frommen Wunsch um nothwendige Vorkenntnisse bescheiden auszusprechen. Gefällige, ja tüchtige Geister sind in dieser Hinsicht dem Publikum bereits auf halbem Wege entgegengekommen.

Wenn die heutigen Dichter nicht zu stolz wären, sich mit der lieben Natur zu befassen, oder wenn sie es thun, es nicht zu stolz thäten, so könnten sie in einem angenehmen Weikel der Welt Wissen und Wahrheit mittheilen. Fehlt es doch nicht an Mustern, z. B. Hesiod, selbst Homer, oder Virgil, Horaz u. dgl. ältere, von den neueren z. B. Haller.

Mit solchen Vorkenntnissen ausgerüstet, könnten die Leser zu ihrem Frommen zur Lectüre populärer medicinischer Schriften gehen.

Sie dürften vielleicht sich zu Selbstbeobachtern in Bezug auf Gesundheit, ohne in Hypochondrie oder übertriebene Zaghastigkeit zu verfallen, bilden, was allerdings das Schwerere ist; oder gerechtere und billigere Urtheile über ärztliches Streben und Wirken fällen lernen, wieder zu eigener Veruhigung und zu eigenem Nutzen.

Wenn nun Gesundheit einem Jeden werth, nützlich, nothwendig ist, wird man wohl den Bestrebungen des Arztes, der auf dem besondern Wege der Verbreitung gemeinfaßlicher medicinischer Schriften auf jene hinwirken will, ihr volles Recht widerfahren lassen, mindestens, um nicht den Verdacht der Einseitigkeit oder der Widerspenstigkeit auf sich zu ziehen.

Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen.

(Fortsetzung.)

Zu Kirklissa war die Pest im Monate Juli unter den griechischen und bulgarischen Christen ziemlich stark herrschend; die Türken nahmen einige Vorsichtsmaßregeln und vermieden die Christen. Diese Stadt hat übrigens eine sehr gesunde Lage. In dem nicht weit davon entfernten Dorfe Erekli, das besonders hart von der Pest mitgenommen wurde, waren die Gräber der Pesttodten mit Dornensträuchen bedeckt.

Zwischen Kirklissa und Constantinopel fanden wir die Pest zu Tschatalscha, zu Kum-Burgas und zu Bujuk-Tschekmedsche. In Adrianopel hatte die Pest im Monate Juni beinahe aufgehört. Auf der Straße von dieser Stadt bis nach Enos herrschte überall der Schrecken dieser Seuche, und die Dorfbewohner trieben die Vorsicht so weit, daß sie auf den Feldern und auf den Anhöhen schliefen, um das Zusammentreffen mit Reisenden zu vermeiden. Auf dem Wege von Rodolo nach Seres waren mehrere angesteckte Ortschaften, doch blieb der letzte Ort in Folge der vom Pascha getroffenen Maßregeln verschont. Dagegen war die Stadt Salonichi (wo eine Bevölkerung von 70,000 Seelen) dergestalt ergriffen, daß im Monate April nur noch 15,000 Seelen übrig blieben; so groß war daselbst die Auswanderung und die Sterblichkeit.

Der übrige Theil Macedoniens war von der Pest verschont geblieben. Auch ist sie weder in Thessalien noch in Nieder-Albanien eingedrungen;

Parissa und Janina sind gesund geblieben. Im östlichen Rumelien war die Pest zu Eskisagra (Bevölkerung von 15 — 20,000 Seelen), einer bulgarischen Stadt in einer köstlichen Gegend, ausgebrochen. Die Unreinlichkeit ist dort ziemlich stark, und der große bedeckte Bazar eine wahre Cloake. Es wäre bei dem Ueberflusse an Wasser ein Leichtes, die Stadt zu reinigen; die Türken kennen aber kein anderes Mittel hiezu, als den Regengüssen oder den angeschwellten heftigen Bergströmen diese Sorge zu überlassen.

Zu Hassör (zwischen Adrianopel und Philippopolis) trat die Pest gegen Ende Juli auf. Die Stadt liegt auf beiden Seiten eines gesunden Thales, befeuchtet und bewässert von einem kleinen Bache. Die Straßen sind nicht schmutzig; dennoch starben dort täglich 60 — 70 Personen. — Philippopolis, diese große Handelsstadt von mehr als 60,000 Seelen, hatte die Pest seit dem Monate März. Bis zur Mitte August waren an der Krankheit 12,600 Personen gestorben. Die Einwohner flüchteten häufig in die umliegenden Dörfer, die Verkaufsgewölbe waren nur hie und da geöffnet, die kaufmännischen Geschäfte ganz eingestellt oder beschränkt. Waarenräucherungen hatte man nur im Bazar und bei einigen griechischen Kaufleuten vorgenommen; die türkische Obrigkeit that nichts, und erwartete mit gekreuzten Armen das Ende der Seuche.

Philippopolis liegt in einer weiten Ebene, voller Sümpfe und Reisfelder, und ist dem Wechselfieber sehr unterworfen. Zwischen dieser und der bulgarisch-türkischen Stadt Tatar-Basardschik vermieden die Gastwirththe allen Umgang mit den Reisenden, und letztgenannte Stadt wurde im August neuerdings heimgesucht. Sie war zur Hälfte verödet; nur die Türken waren mit den armen Bulgaren, die nicht entfliehen konnten, zurückgeblieben; alle Gasthäuser und Gewölbe waren geschlossen.

Weiter östlich fand sich die Pest auch zu Romanova (in Macedonien) und zu Pristina (in Mösien). Diese Stadt liegt in einer gesunden Gegend; zu Ende Augusts wüthete die Krankheit dort seit zwei Monaten. Die Sterblichkeit nahm stets zu, und die Seuche dauerte im December noch fort.

Der ganze übrige Südwesten und Nordosten der Türkei ist während des Jahres 1837 gesund geblieben.

Von wo war aber dieses tödtliche Pest-Miasma ausgegangen? Die Residenz des Sultans war angesteckt und das Gift hatte sich dort vielleicht gebildet oder wenigstens von dort ausgebreitet. Während des Sommers 1837 wurden Constantinopel, Para, Scutari, Ejub und die meisten in der Nähe der Residenz liegenden Städte mehr oder weniger durch die Pest entvölkert. Selbst im Serail kam ein Pestfall vor. Bei dem allgemeinen Elende, welches zur Pestzeit in Constantinopel alle geselligen Zusammenkünfte und Vergnügungen unterbrach, zeigte sich zwischen den Franken und den Türken ein ganz eigenthümlicher Unterschied. Die ersteren waren bestürzt; die Seuche war ihr bis zum Ueberdruß wiederholtes Tagesgespräch. Man vermied sich sowohl auf der Gasse, als auch in Gesellschaften; man sah viele Wachstaffel-Mäntel, und durch die Spazierstöcke wurde man auf der Straße ersucht, die Vorübergehenden nicht zu berühren. Die Türken hingegen waren in ihr Schicksal ergeben, warteten die Ihrigen, während die Franzosen oft eine so übertriebene Furcht zeigten, daß die Pestkranken zuweilen Mühe hatten, Wohnung und Pflege zu finden.

Es ist selbst vorgekommen, daß Aerzte, welche keine eigenen Häuser hatten, bei der Rückkehr in ihre Wohnung ihre Sachen auf der Straße fanden, weil man vermuthete, daß sie Pestfranke besucht hatten. Auch gab es Aerzte, welche zu keinem Kranken gingen, ohne überzeugt zu sein, daß er die Pest nicht hatte, da sie fürchteten, ihre übrigen Kunden oder ihre Wohnung zu verlieren.

Die wenigen verständigen Aerzte, welche man in der Türkei antrifft, behaupten, daß in Pestzeiten die übrigen Krankheiten sich verringern. Die Türkei hat großen Mangel an Aerzten, und besonders an Chirurgen und Apothekern. Die meisten Aerzte der kleinern Städte sind genöthigt, sich ihre Arzneien selbst zu bereiten. Es sind besonders Italiener, Dalmatier, Ungarn, Deutsche, und in den Seehäfen Franzosen, Schweizer und Engländer, welche die ärztliche Praxis in der Türkei ausüben. Der Hauptgrund dieses Mangels an Aerzten liegt in dem Umstande, daß sie nicht zahlende Kunden genug finden, um zu leben, wenn sie die Hauptstädte verlassen und auf die kleineren Orte sich beschränken.

Serbien hat seit der Mitte des Septembers Quarantainen auf seiner türkischen Grenze etablirt. Es brauchte eine ziemliche Zeit, um die Lazarethe zu erbauen, so daß erst im Frühjahr das Allernöthigste vollendet werden konnte. Zuerst begnügte man sich damit, die Reisenden drei oder vier Tage in eine Art von Stall einzusperren; jetzt hat man außerdem Koli bas oder einige kleine Häuser erbaut, welche aus einem untern Stockwerke von zwei Zimmern und Küche, einem Estrich und einem Hofe bestehen. Man arbeitet noch gegenwärtig an der Vollendung der Lazarethe. Diese befinden sich für Bulgarien zu Negotin und Alexinize, und für Albanien und Bosnien zu Mokra-Gora; in den Bergen südwestlich von Ulichize auf der Straße nach Bissegrad zu Liubosich oder Liubotin, südöstlich von Zwornik, und zu Racia (Ratscha) am Zusammenflusse der Drina und Sava.

Alexinize ist die besuchteste Quarantaine, weil sie auf der Straße nach Constantinopel liegt, und weil die Bulgaren viele commercielle und sociale Verbindungen mit den Serbiern haben. Bei unserer Ankunft im Junius waren dajelbst 1200 Personen, besonders Arbeiter und Bauern, und man verweigerte 80 bulgarischen Arbeitern wegen Mangel an Platz die Aufnahme. Man empfängt die Quarantaineflichtigen nur zweimal wöchentlich. Es gibt zu Alexinize ein kleines Sprachzimmer, drei oder vier ziemlich reinliche kleine Häuser für Leute von Stand, für die Uebrigen eine Art von Stallung, und ziemlich große Hofräume für die Waaren und die Spaziergänge der Detenirten. Ein deutscher Arzt ist bei dem Etablissement angestellt und der Stadthauptmann ist der Director desselben. Um die Effecten zu lüften, gibt es nicht genug Lazarethdiener. Auch die türkischen Truppen, welche nach Serbien kommen, sind der Quarantaine unterworfen. Die Postcouriere, die von Constantinopel kommen, übergeben ihre Depeschen zu Alexinize nach der Räncherung andern Courieren, welche von dort nur bis Belgrad gehen. Dasselbe findet mit den Blutegefsendungen aus dem Innern der Türkei nach Semlin Statt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Dr. A. Legend beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit Untersuchungen über die Heilkraft des Goldes und seiner Präparate, und hat diesfalls schon mehrere Resultate der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgelegt. In einer der neuesten Sitzungen dieser Akademie (19. März) legte er eine neue Abhandlung über die Wirkungen der Goldpräparate auf den menschlichen Körper und besonders auf die Organe der Verdauung und Ernährung vor.

— Die Leipziger „Allgemeine Zeitung“ meldet aus Brüssel: „In den Kammerverhandlungen der letzten Tage handelte es sich um die Auflegung einer neuen Steuer auf die Consumtion geistiger Getränke, welche in Form eines Patentess von den Brantweinschenken entrichtet werden soll. Das neue Gesetz hat in so fern eine allgemeinere moralische Bedeutung, als der Verbrauch geistiger Getränke, deren großes Ueberhandnehmen in der letzten Zeit schon wiederholt zu ernstlichen Betrachtungen Anlaß gegeben hatte, dadurch schwieriger gemacht und wo möglich beschränkt werden sollte.“

— Wir entnehmen einem englischen Journale folgende, in Bezug auf den Einfluß der Furcht auf nervenschwache Personen nicht uninteressante Notiz: »Bei der Polizeibehörde von Lambeth-street wurde ein Mann angeklagt, daß er zu seinem Vergnügen sich erlaube, die Bewohner der Umgebungen Londons zu erschrecken. Miß Scates, in Begleitung ihres Vaters, sagt vor Gericht aus, daß sie an einem Abende zwischen 8 — 9 Uhr, und zwar in dem Augenblicke, als sie aus dem Hause ihres in der Dragon-Vert-Allee wohnenden Bruders trat, einen Mann bemerkte, der sich in einer Gassenecke in aufrechter Stellung hielt. Als sie vorüber ging, bemerkte sie, daß er, in einen großen Mantel gehüllt, aus dem Munde eine große Menge blauer Flammen, die sie blendeten, warf; das Mädchen ward von einer Ohnmacht ergriffen, von der sie sich erst nach einigen Stunden erholte. Ihr Bruder sagte ebenfalls, daß er gleich nach deren Weggehen ein Geschrei vernahm, und als er ihr zu Hilfe geeilt, das Mädchen ihrer Sinne beraubt und von heftigen Convulsionen ergriffen fand. Miß Scates legt auch ein Zeugniß des Arztes vor, der zu Hilfe gerufen worden, in welchem derselbe bestätigt, die Lucie Scates in den heftigsten hysterischen Zufällen getroffen zu haben, die in Folge eines großen Schreckens entstanden zu sein schienen. Der Polizeicommissär machte die Bemerkung, daß die Dragon-Vert-Allee eine für derlei Erschreckensscenen günstiger Platz sei, und daß das Einbringen von Weingeist, Schwefel und anderer brennbarer Stoffe in ein Blasrohr hinreiche, daß ein einzelner Mensch derlei Schauspiel bewirke. Die nähere Untersuchung wurde alsogleich eingeleitet, um den böshafte Spasmacher auszufinden.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 34. Donnerstag, den 26. April 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Die drei Grade der Trunkenheit. — Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irthes. — Magenbie's Vorlesungen über die Phänomene des Lebens am Collège de France. — Miscellen.

Die drei Grade der Trunkenheit.

(Von Sincerus.)

In der Sitzung des Unterhauses vom 26. März d. J. entwickelte Capitän Boldero eine Motion hinsichtlich der Peitschenstrafe bei der englischen Armee. Er machte den Vorschlag zur Niederlegung einer Comité, welche untersuchen soll, ob es nicht möglich wäre, bei der Armee eine minder strenge, minder herabwürdigende Strafart einzuführen. In der diesfalls gehaltenen Rede sagt der Capitän unter Anderem: „Man fragt, warum der englische Soldat der einzige ist, welcher noch unter der Peitschenstrafe steht. Neun Zehntel der von dem englischen Soldaten begangenen Fehler haben ihren Grund in der Trunkenheit. Aber betrinken sich die Soldaten anderer Länder weniger? Auch der deutsche Soldat trinkt nicht übel (drinks deeply); doch bleibt in seiner Betrunkenheit gewöhnlich noch ein schwaches Leuchten der Vernunft in ihm. Auch der französische Soldat trinkt, aber mit Maß, und nur sehr selten sieht man einen französischen Soldaten berauscht. Der brittische Soldat dagegen betrinkt sich häufig auf viehische Weise, und in seinen Orgien verläßt ihn die Vernunft völlig.“ — Diese dreifache Classification der Trunkenheit in Bezug auf drei Nationen scheint uns nur die praktische Anwendung einer auf treuer Beobachtung beruhenden dreifachen Eintheilung der Trunkenen überhaupt. Denn gibt man sich die Mühe, den Zustand, in welchem verschiedene Menschen, oder ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten durch den Genuß geistiger Getränke versetzt wird, unbefangen zu

beobachten, so wird man finden, daß sich in Bezug auf den Gemüthszustand der Berauschten drei Grade nachweisen lassen, die neuere Psychologen mit den Namen: Rausch, Betrunktheit und Besoffenheit bezeichnen. Wir wollen diese drei psychischen Zustände zu schildern versuchen.

Hat Freund U . . . einen Rausch, so fühlt er sich glücklicher, kräftiger, freier als er wirklich ist. Er spricht von der Leber weg, wie es ihm ums Herz ist, kümmert sich wenig um Verhältnisse und Rücksichten, und wirft die Schale, auf der man die Worte abzuwiegen pflegt, in aller Gemüthlichkeit weg. Was er im nüchternen Zustande aus Klugheit, Vorsicht oder Furcht verschwiegen hätte, plaudert er ganz offenerzig aus; der sonst Kalte, Zurückhaltende verschwendet seine Liebkosungen; der sonst Furchtsame und Schüchterne spricht ganz dreist, ohne Rücksicht, ob er dich beleidigt. Der ungewöhnlich reiche Zufluß lebhafter Vorstellungen läßt ihn zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen, und du mußt im Gespräche mit ihm sehr auf deiner Hut sein. Denn er ist sehr reizbar, jähzornig; sagst du nur ein Wort, das seine Selbstzufriedenheit stört, seine frohe Laune unterbricht; bleibst du bei seinen Liebkosungen kalt; widersprichst du seinen überspannten Behauptungen, so kann der blos im Scherz begonnene Wortstreit in einen, alle Rücksichten des Anstandes verlegenden Zank ausarten. — Ist er ein Tabakschnupfer, so wird er öfters und hastiger als gewöhnlich eine Prise Schnupftabak zur Nase führen, und schnupft er in der Regel nicht, so wird er dennoch von einem der Anwesenden in der Gesellschaft öfters eine Prise mit Ungestüm oder mit aller Herzlichkeit verlangen. — Zuweilen spricht er mit sich selbst.

Ist U . . . aber betrunken, so erscheinen ihm Personen und Dinge ganz anders, als sie wirklich sind, und er befindet sich in einem traumähnlichen Zustande. »Er spielt,« wie Heiuroth treffend sagt, »Traumscenen, und ist eben so unfrei wie der Träumende.« Er ist gleichsam ganz aus sich selbst entrückt. Er erinnert sich an die nächste Vergangenheit eben so wenig, als er die Gegenwart vernünftig beurtheilen kann. Er weiß durchaus nichts von den möglichen Folgen seiner Handlungen, und für ihn ist kein ursächlicher Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung vorhanden. Was kümmert ihn Stand, Würde, eigene und fremde Verhältnisse, da sein ganzes vergangenes Leben seinen Augen wie entschwunden ist. Daher hört jede Herrschaft über sich selbst, jede zarte oder kluge Rücksicht auf die Umgebung auf, und es bedarf nur der leisesten Anregung, des schwächsten Reizes, um seine stärksten Leidenschaften anzufachen, und ihn zu deren Befriedigung hinzureißen. Er weiß nicht mehr, was er thut und ist daher sich und Andern um so gefährlicher, als er alle Herrschaft über sich und alles Bewußtsein seiner Selbst verloren hat. —

Ist E . . . endlich besoffen, so hört er auf, Er selbst zu sein, und wird leicht zum Rasenden. Ein blinder Trieb beherrscht seine Worte und Handlungen; er durchbricht nicht nur alle Schranken und Gesetze, welche Vernunft, Anstand, Sitte und gesellschaftliches Leben mit sich führen, sondern er sinkt zum Thiere herab; seine Sinne haben ihn so sehr verlassen, daß er selbst von seinem gegenwärtigen Zustande keine Vorstellung hat. Er ist gegen schmerzzerregende Einflüsse, gegen Beleidigungen und Schläge unempfindlich, und hat alle Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt verloren.

Diese drei Grade der Trunkenheit können kurz auch so bezeichnet werden: Daß der Berauschte sehr reizbar, und für klare, bedächtige Ueberlegung unfähig ist, — der Betrunkene auch ohne hinzukommenden Reiz alle Herrschaft über seine Leidenschaft verliert, — der Besoffene aber als ein an Tollheit grenzender thierischer Zustand zu betrachten ist.

Welchen praktischen Nutzen hat diese Eintheilung der Trunkenheit? — Daß sie dem Arzte und dem Richter von höchster Wichtigkeit ist, versteht sich von selbst; auch geht schon aus der Aehnlichkeit mancher Geisteskrankheit mit dem psychischen Zustande der Trunkenen klar hervor, wie sehr man bei Beurtheilung dieser Zustände auf seiner Huth sein muß. Aber wir wollen hier nur in Bezug auf den Umgang mit Trunkenen einige Bemerkungen machen. Der Berauschte wird noch für gütliche Vorstellungen empfänglich sein. Wenn man ihn nur nicht in dem Innern seiner Rede und aus seiner glücklichen Selbsträuschung durch Neckereien oder harte Vorwürfe stören will, so kann man noch Manches mit ihm richten. Seine Reizbarkeit verlangt, daß man durch scheinbare Nachgiebigkeit und durch das Eingehen in seine Vorstellungen sein Vertrauen gewinne. Dann gelingt es oft, ihn vom ferneren Trunke abzuhalten. Man darf die Liebkosungen, die er uns anbietet, nicht mit Härte und Kälte zurückweisen, sondern sie dazu benützen, ihn in den Zustand der Ruhe, des Schlafes u. s. w. zu bringen. Seine an Lustigkeit gränzende Fröhlichkeit und das lebhaftes Spiel seiner Phantasie geben uns eben so viele Mittel an die Hand, ihn für uns zu gewinnen, von Gegenständen, die ihn angenehm anregen, mit ihm zu sprechen, und so den stufenweisen Uebergang zum Verlassen des Trinkgelages vorzubereiten. Es ist nicht immer leicht, bei solchen Gelegenheiten den Friedensrichter zu spielen; aber eine gewisse Ruhe und eine scheinbar gerechte Würdigung seiner Klagen wird den Berauschten geneigter machen, unseren Ausspruch zu hören; unter dessen Präliminarien vor Allem ein Waffenstillstand, d. h. ein Aufhören des Trinkens zu bedingen ist. Der Betrunkene, und noch mehr der Besoffene, sind für Vorstellungen gar nicht empfänglich; sie müssen daher nicht selten durch gewaltsame Mit-

tel zurecht gebracht werden, und oft tritt die Nothwendigkeit ein, sich vor ihren Anmaßungen und Rohheiten durch strenge Maßregeln zu schützen. Schließlich wollen wir noch auf einen Punct aufmerksam machen, und dieser ist: Kinder so viel als möglich vor dem Anblicke solcher Trunkenbolde, besonders wenn sie im ersten Stadium mehr das Ansehen heiterer Gesellschafter als das Bild viehischer Herabwürdigung darbieten, möglichst zu schützen. Sie hören und sehen bei solchen Gelegenheiten oft Dinge, die den Erzieher in die größte Verlegenheit setzen, und schon dieser Umstand allein sollte manche Eltern abhalten, ihre Kinder mit in die Gasthäuser zu nehmen, ein Mißbrauch, über dessen traurige Folgen wir ein anderes Mal unsere Ansicht mittheilen wollen.

Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irnsinnes *).

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und statistische Untersuchungen haben es in neuerer Zeit bestätigt, daß die jeder einzelnen Nation eigenthümlichen Charakterzüge auch auf die Art, wie sich der Irnsinn bei derselben äußert, einen unverkennbaren Einfluß übt. Auf diese wichtige Modification haben besonders mehrere ausgezeichnete Irrenärzte unseres Jahrhunderts aufmerksam gemacht. Aus den diesfalls von Friedrich, Schweigger, Bergmann u. a. m. angestellten Untersuchungen entlehnen wir folgende, auch für Nichtärzte nicht uninteressante Resultate: Man will vor Allem beobachtet haben, daß in England, wo in Bezug auf die Mittel und die Freiheit zu allen körperlichen und geistigen Ausschweifungen, die sogenannte europäische Civilisation leider ihren höchsten Culminationspunct erreicht hat, die Zahl der Geisteskranken bei Weitem ansehnlicher sei, als die in andern Ländern. In diesem Lande vereinigen sich auch wirklich mehrere Umstände, die das Entstehen tiefer Seelenleiden begünstigen. Schon das Eigenthümliche des politischen Lebens in England, seine die Leidenschaften des Volkes begünstigende Verfassung, der weite Spielraum, welcher sich hierdurch dem Ehrgeize eines Jeden, er stehe hoch oder niedrig, eröffnet, — die weitausehenden, eben so oft mißlingenden als glückenden, umfassenden Handels speculationen, — die strengreligiösen Ansichten in wechselseitigem, offenen Kampfe, und innig verschlungen mit den politischen Glaubensbekenntnissen, — der andern Nationen gegenüber, sich so gerecht dünkende Nationalstolz der Engländer, — die aufgehäuften Geldmassen der höhern Stände und Kaufleute im Gegensatz zu der grellen Armuth der untern Volksclassen, — die alle Leidenschaften stets rege haltende Ebbe und Fluth politischer Combinationen, — der Müßiggang der Reichen, — der häufige Genuß geistiger Getränke bei Armen und Reichen — alle diese Umstände können nicht anders als das Entstehen des Irnsinnes begünstigen. In keinem Lande ist daher die Zahl der Selbstmörder und der Melancholischen so häufig als in England. Leider ist es da mit dieser Neigung

*) Vergl. R. Lenthö: „Die Irren bei verschiedenen Völkern.“ Im „Gesellschafter“ 1838, Blatt 43.

zum Selbstmorde so weit gekommen, daß (wie Cheyme ganz offen gesteht) sogar die unsinnigsten, alle Vernunftgesetze umstößenden Schußschriften des Selbstmordes daselbst erscheinen. Nicht minder ist der häufige Genuß des Fleisches, der Gewürze, erhitzender Speisen und Getränke überhaupt eine unverkennbare Ursache der in England häufigeren Geisteskrankheiten. Daher dringen die meisten englischen Aerzte auf ein strenges diätetisches Verhalten ihrer Landsleute. Nur Einer derselben, Burrows, sucht der allgemein herrschenden Ansicht von der Unmäßigkeit der Engländer als häufiger Ursache ihres Spleens voll Eifer und aus falsch verstandenem Patriotismus zu widersprechen. Er beklagt sich nicht nur über Cheyme, daß er zu einer Ansicht Veranlassung gab, welche durch Montesquieu, Spurzheim, Lorry u. a. m. ohne Grund sich fortgepflanzt habe, sondern er sucht viele Gründe geltend zu machen, um zu beweisen, daß der Wahnsinn in England keinesfalls häufiger sei als in andern Ländern. »Die Verrücktheit,« sagt er, »ist ein Auswuchs jeder civilisirten Nation; er steigt und fällt mit eintretenden oder vorübergehenden Umständen; nie habe sie sich irgendwo als idiopathisch oder ursprünglich endemisch gezeigt, und nur als Symptom nehme sie oft diesen Charakter an. Auf diese Art sei sie in England zu Sydenham's Zeiten die Folge schwerer Wechselfieber gewesen. Sobald aber die Verrücktheit den Charakter einer epidemischen Krankheit annimmt, charakterisirt diese Form die Zeiten des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit, oder entsteht in jenen Epochen, wo eine durch neue und abstracte Lehren erhitzte Einbildungskraft einen religiösen oder politischen Fanatismus unter dem Volke erzeugt; aber solche Beispiele epidemischer Verrücktheit habe Deutschland und Frankreich eben sowohl als England aufzuweisen.« — Nach der Annahme eben dieses Schriftstellers lassen sich in der Geschichte einer jeden Nation Epochen nachweisen, in denen Geisteskrankheiten häufiger gewesen, und um von seinen Landsleuten den Vorwurf, als machten sie ihre Sitten zu psychischen Störungen geneigter, abzuwälzen, bemüht sich Burrows aus einer beigelegten Uebersichtstabelle zu beweisen, daß in geringer bevölkerten Hauptstädten anderer Staaten der Selbstmord häufiger als in London sei, und zwar so, daß sich deren Zahl in Paris, Berlin und Kopenhagen gegen London wie 5:2, 5:3 und 5:1 verhalte*).

Was das Eigenthümliche der Kranken in englischen Irrenhäusern betrifft, so bemerkt man, daß sich die Mehrzahl derselben mehr ruhig verhalten; stilles Allein sitzen, oder gravitatisches Einherstreiten, Kälte gegen Fremde, beim Gespräch oft ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, viel Bizarrerie und Seltsamkeit in den Charakteren, Verschlossenheit und Einsylbigkeit sind die vorherrschenden Züge in dem Charakter englischer Irren.

Einen auffallenden Gegensatz bilden die Kranken in französischen Irrenanstalten. Hier erregt die Gegenwart eines Fremden allgemeine Aufmerksamkeit; die verschiedenen Irren suchen durch ihr Benehmen sein Interesse zu erregen; sie bieten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, Wortspiele, witzige Einfälle und andere Kunstgriffe auf, um sich ihm bemerklich zu machen; es fehlt daher bei solchen

*) Diese Behauptung hat zu einem Streite zwischen Burrows und Esquirol Anlaß gegeben.

Besuchen weder an Värm noch an Wortreichthum. Bergmann sagt, er habe in derlei französischen Anstalten viel Prahlucht, Hochmuth, Streben nach Würde, Glanz, Eitelkeit, thörichte Einbildungen, Radoterie, Radomontade, starke Demoralisation und Frechheit in Aeußerungen und Geberden gesehen, dagegen auch viel höfliches, naives, witziges, leichtsinniges, possirliches und frivoles Wesen gefunden. Auch im Irrenhause (meint Bergmann) ist der Franzose noch mehr in der Welt; er spielt noch mit sich und dem Leben wie auf den Bretern seiner Bühne. Selbst in dem daselbst vorkommenden Unstian sei ein jeu d'esprit; selbst hier noch trifft, weckt, neckt und lacht der Witz, wenn auch in der Grimasse eines Satyrs oder Fauns, in der rohen Nacktheit des Cynikers, der auffordernden Unverschämtheit einer Phryne, unter Demokrit's komischer oder Heraklit's tragischer Maske. Hier ist noch Theater; man will haranguiren, gestikuliren, applaudiren, will glänzen und gefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Magendie's Vorlesungen über die Phänomene des Lebens am Collège de France *).

Magendie räumte den physiologischen Studien ihr wahres Terrain wieder dadurch ein, daß er auf die Experimentalmethode zurückkam und den Einfluß der physischen Geseze auf die Erscheinungen des Lebens untersuchte. Indem er mit seiner Begeisterung und seinem Skepticismus alle unhaltbaren Erklärungen verfolgte, stürzte er auch alle Theorien, welche sich auf eingebildete Eigenthümlichkeiten und nicht auf erwiesene Thatsachen stützten, und in dieser Beziehung leistete er wahrhafte Dienste, und er kam in seinem schnellen Laufe auf Thatsachen, welche der Wissenschaft immer bleiben werden. Aber zu bedauern ist es, daß ein so großer und eindringender Geist, wie Magendie, sich mehr damit beschäftigt, die Ideen Anderer zu bekämpfen, als selbst ein Princip, welches er doch schuf, weiter zu entwickeln.

Wir wissen, daß dieser Geist ein Gegner aller Systeme ist, und darin besteht eben seine Stärke; wir verlangen auch nicht, daß er eine vollständige Theorie der Lebenserscheinungen entwerfe, weil es uns Leid thäte, ihn in demselben Wirbel versinken zu sehen, welcher schon so viele große Intelligenzen verschlang; aber nur zu oft wirkt er eine neue Idee, eine geniale Erfahrung hin, ohne sich die Mühe zu geben, diese Idee zu verfolgen, diese Erfahrung zu befruchten und daraus ein reines Resultat zu ziehen. Hat er eine Meinung hingeworfen, so wendet er sich schnell zu einem andern Gegenstande, ohne sich von der Reinheit oder Wahrheit der ersteren gehdrig zu überzeugen; es scheint fast, als ob er für sich und seine Werke daselbe Loos befürchte, welches die Arbeiten seiner Vorgänger unter seinen Händen erlitten. Er greift lieber rechts und links an, anstatt sich des Terrains zu bemächtigen und sich auf demselben festzusetzen.

Dem Spruche folgend, daß man sehen müsse, um zu glauben, hat Magendie wenig Vertrauen auf Andere, und verläßt sich auf Niemand als auf sich selbst. Er beruft sich fast ausschließlich auf seine eigenen Erfahrungen und erwähnt der Leistungen Anderer nur sehr selten, und man findet daher in seinen

*) Aus dem Französischen des „Journal des Debats.“

Vorlesungen keine Darstellung der Physiologie in ihrem ganzen Umfange, sondern eine Reihe von Thatsachen, kühnen Versuchen und wichtigen Erfahrungen, welche aber oft nur flüchtig entworfen sind. Sein Lehrkurs scheint nicht dazu gemacht zu sein, die Physiologie zu erlernen, sondern Ideen zu erwecken, und das, was man an vielen anderen Professoren vermisst, findet man an *Magen die* im Uebermaße vereinigt; denn er sucht seine Zuhörer nicht mit dem wirklichen Zustande der Wissenschaft bekannt zu machen, sondern nur mit dem Neuen, dem Unverhofften, und eine große Anzahl von seinen Erfahrungen treten oft augenblicklich, noch unter dem Messer des kühnen Experimentators, ins Leben oder hängen wohl gar von Nebenumständen ab; *Magen die* führt Alles, was ihm in den Kopf kommt, augenblicklich vor den Augen seiner Zuhörer aus, ohne daß er sich vorbereitet hätte, oder von dem Erfolge schon im Voraus überzeugt wäre; er gefällt sich sogar darin, seine eigenen Vorherfagungen durch die Erfahrung eben sowohl widerlegt zu sehen, als er die Meinungen Anderer bekämpft.

Diese Art zu lehren hat ohne Zweifel ihre Vortheile, und das absprechende Wort des Professors hat bei denen, die ihm zuhören, mehr als eine Täuschung zerstört und mehr als eine Idee in den Köpfen derselben hervorgerufen; aber die Zuhörer müssen das Amphitheater mit einer besonderen Geistesstimmung verlassen, da der größte Theil ihrer Glaubenssätze durch unvollständige Experimente und Thatsachen erschüttert wurde, die sich keines vollständigen Beweises erfreuen.

Magen die selbst ist sehr zurückhaltend und man kann ihm kein unbedingtes Vertrauen auf seine Art zu experimentiren vorwerfen; er gibt die Thatsache so wie sie ist und wie sie sich den Augen der Zuhörer zeigt, ohne sie zum Gesetz zu erheben. Sein Zweck scheint erreicht zu sein, wenn er einen Einwurf gegen herkömmliche Ideen gemacht hat, und sein Ehrgeiz geht nicht so weit, auf dieser Basis ein System zu errichten.

Es war in diesem kurzen Umriss unsere Absicht, die Vortheile des *Magen die'schen* Unterrichtes am „*Collège de France*“ auseinander zu setzen, ohne über das zu schweigen, was uns unvollkommen und gewagt erscheint; seine Vorlesungen erregen das höchste Interesse, man lernt dort an Thieren experimentiren, aber auch an Meinungen zweifeln, welche der erste Unterricht nur zu oft in uns herrschend macht; man muß hingehen, um dort Ideen zu schöpfen welche man erst später ins Leben übertragen und vollenden kann, mit einem Worte, man muß hingehen, um sich dort zu begeistern, nicht aber, um die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange auseinander gesetzt zu finden. *Magen die* hat sich eines reichen und fruchtbaren Feldes bemächtigt, und er weiß es mit einer unbestreitbaren Ueberlegenheit zu bearbeiten, aber das Gebiet der Wissenschaft hat viel weitere Grenzen und einen weitern Horizont als jene, welche er umfaßt.

Miscellen.

(Vieles Sprechen ist gesund.) In einer der populären Vorlesungen über Physiologie, vom verstorbenen Dr. Fletcher, der einer der ausgezeichnetsten Physiologen *Edinburgs* war, suchte Fletcher darzutun, daß vieles Schweigen der Gesundheit höchst nachtheilig sei, und er brachte die Zuhörer zum

Sachen, als er erwähnte, daß ein Hauptgrund, warum die Frauen gemeinlich länger als die Männer lebten, darin bestände, daß erstere mehr sprechen. Das heißt mit andern Worten: Das weibliche Geschlecht bringt eine der wichtigsten Functionen des Organismus mehr in Ausführung. Der amerikanische Arzt Dr. Rusch stimmt vollkommen damit überein, und macht noch darauf aufmerksam, daß Vocalmusik, als ein wesentliches Element der Erziehung junger Damen, nie fehlen sollte, und er glaubte auch, daß der Grund, weshalb die jungen Damen in Deutschland selten an Blutspeien und der Schwindsucht leiden, der sei, daß sie sich viel mit Singen beschäftigen.

— (Das ätherische Del des Weines.) Es ist bekannt, daß eine künstliche Mischung der verschiedenen Bestandtheile des Weines (Wasser, Alkohol, Gerbestoff, Weinstein u. s. w.) kaum einen Geschmack hat, und daß man alle Weinsorten an dem ihnen eigenthümlichen Dufte (Geruch), welcher der verschiedenen Qualität entspricht, erkennt. Der Wein verdankt diesen Geruch einer eigenthümlichen, ätherischen Substanz, welche einem wesentlichen Oele gleicht und von dem Arom, das nicht in allen Weinen vorfindig ist, unterschieden werden sollte. Wenn eine bedeutende Quantität Wein destillirt wird, so erhält man gegen das Ende der Operation einen öligen Stoff, welchen man auch in der Hefe findet. Dieses ätherische Del bildet ungefähr $\frac{1}{40000}$ des Weines. Es hat einen starken Geruch, ist farblos, außer wenn es mit einer kleinen Menge Kupferoxyd verbunden ist, welches ihm eine grünlige Schattirung mittheilt, und durch Wasserstoffschwefelsäure beseitigt werden kann. Da es mit einer freien Säure vermischt ist, so reinigt man es durch heftiges Schütteln mit einer heißen Auflösung von kohlen-saurer Soda, welches die Säure entfernt, ohne auf den Aether zu wirken. Wird die hiedurch milchigt gewordene Flüssigkeit gesotten, so schwimmt der Aether dann auf der Oberfläche, von wo man ihn leicht abziehen kann.

— (Geheimnisse der Gesundheit.) Ueber die Kunst, gesund zu bleiben, spricht sich einer der neuesten englischen Schriftsteller folgendermaßen aus: „In Bezug auf Leibesübung halte man sich zwischen folgenden zwei Extremen: Ein Fuchsjäger kann sich jede Nacht im Jahre betrinken, und doch ein hohes Alter erreichen; aber dann ist er ganz Körper und nie Geist. Ein sitzender Gelehrter wird sich nicht einmal im Jahre betrinken dürfen, ohne die traurigen Folgen zu spüren; aber dann ist er ganz Geist und nie Körper. Es ist aber die große Aufgabe, weder betrunken zu sein, noch ganz dem Körper oder ganz der Seele zu leben, sondern alle unsere Vergnügungen mit vernünftiger Umsicht zu genießen. Die vier Hauptgeheimnisse der Gesundheit sind: Frühaufstehen, Leibesübung, Reinlichkeit und das Aufstehen vom Tische, ohne sich den Magen überfüllt zu haben. Trotz diesem Allen kann es Sorgen geben, aber sie werden dadurch erleichtert, und Niemand kann sich ohne Befolgung dieser Punkte wohl befinden.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 35.

Montag, den 30. April 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Von dem Einflusse der Mode auf das physische Wohl des Menschen. — Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irthesinnes. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Beilage: Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Bulletin außerordentlicher Naturerscheinungen.

Von dem Einflusse der Mode auf das physische Wohl des Menschen.

(Von Med. Dr. L. Adler.)

Philosophen und viele Andere, die sich dafür halten, eifern von jeher gegen die Mode, der sie gewöhnlich das Prädicat „leidig“ beilegen. — Viele Uebel, meinen sie, die wahrlich nicht unbedeutend sind, drücken deswegen nur die guten Menschenkinder auf dieser lieben Erde, weil sie Sklaven der leidigen Mode sind. — Bekanntlich sind aber die Philosophen Leute, deren Behauptungen uns andern, gemeinen Menschen nicht so ganz einleuchten; ja, wir handeln oft, den Philosophen gleichsam zum Troge, ihnen ganz entgegen, und benehmen uns so wenig philosophisch, daß Jeder, uns gleich im ersten Augenblicke als Nichtphilosophen erkennen muß. Wir, — ich meine nämlich die verehrten Leser dieser Zeitschrift — die wir weder Philosophen sind, noch uns dafür halten, aber auch nicht so ganz in den Tag hineinzuleben und zu Allem „Ja“ zu sagen gesonnen sind, wir wollen die Mode mit kaltem Blute betrachten, und nach der französischen Maxime: „juste-milieu,“ weder der einen, noch der andern Partei zu nahe treten.

Die Philosophen wollen wir nun aus Respect zuerst sprechen lassen:

„Die Mode beherrscht leider Alles! Dicitur die Mode enge Schuhe zu tragen: so dürfen dann Gefäße und Nerven unserer Zehen sich wie immer dawider sträuben, und bei Allem, was ihnen heilig ist, schwören,

daß sie den Druck nicht auszuhalten vermögen — umsonst! Wollen oder Nichtwollen, Können oder Nichtkönnen, — füget euch nur, ihr lieben Nerven, ertraget euer Leiden mit Geduld! Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo der Zwang, den man euch jetzt anthut, um Vieles erleichtert werden wird; — so lange es aber die Mode so will, will man lieber in engen Schuhen hinken, als in weiten bequem einherschreiten.“

„Unsere Damen besonders wollen ihre Füßchen durchaus chinesisch haben, und pressen, was sie pressen können, um nur — Chinesinnen zu sein.“

Von den Füßen gehen dann die Philosophen in anatomischer Ordnung den ganzen Körper durch; keinen Theil gibt es, über den sie nicht, in Hinsicht der Bekleidung desselben, was zu sagen hätten; ja, manchmal ereisern sie sich so, daß sie in bittere Klagen ausbrechen, unsere Thorheiten mit beißender Satyre verlachen, das Jahrhundert, oder auch nur den Carnival, wo gerade diese oder jene leidige Mode das thörichte Menschengeschlecht beherrscht und quält, versuchen und verabscheuen.

„Sehet sie an,“ rufen sie in kläglichem Tone, „sehet sie an, die armen Menschenkinder, wie sie sich von diesem oder jenem miserablen Schneider, von dieser oder jener listigen Marchande de modes zum Besten haben lassen, wie sie gefoppt werden wie die Kinder, geschraubt wie die Puppen; wie sie bald durch zu enge, bald durch zu weite Kleider die schöne Form ihres Körpers entstellen und verhunzen; wie sie schon ihre Kinder, ihre zarten Kinder einzwängen; wie sie jedes Leben, jede organische Ausbildung in ihnen ersticken; wie sie selbe auf die lächerlichste Art, bald polnisch, bald russisch und bald englisch maskiren; und wie dann wieder manch' alter Geck, dessen morsche Glieder nur in einem baumwollenen Schlafrocke sich wohl fühlen, steif einherschreitet, mit festanliegenden Stiefeln, die schlotternden Knie verwickeln sich bei jedem wackelnden Schritte in den schlapp herabhängenden, weiten Pantalons; die verknöcherten Knorpel des Brustkorbes krachen, ächzen und seufzen unter dem Drucke des fest anliegenden Modefracks.“ —

Dann erst unsere Weibchen, unsere lieben Weibchen, die werden schonungslos, echt philosophisch von den Philosophen traciirt; die werden als arme, bedauerungswürdige Geschöpfe mit Achselzucken und hämischem Lächeln verspottet; wie sie bald sich selbst und Alles, womit der gütige Schöpfer sie etwa beschenkt hat, nicht genug in Muff und Boa und Hüten à la girafe verbergen zu müssen glauben, bald wieder aus purer Herzengüte und Menschenliebe ihre erbärmlichen Kleinigkeiten Jedermann zur Schau darbieten, und, man möchte sagen, gleichsam per licentiam poeti- cam, in ihrem Anzuge sich immer mehr und mehr dem der gottseligen

Mutter Eva — vor dem Falle — nähern; wie sie durch ihre thörichte Bekleidung, so zu sagen, geflissentlich ihre Brust- und Baueingeweide mißhandeln, selbe zu allen nur erdenklichen Krankheiten vorbereiten, die schon vorhandenen unterhalten, und so frühzeitig dem Tode ein Opfer fallen; wie sie auf eine höchst sündhafte Art durch Schminke sich langsam vergiften; und wie dann die armen Würmer, ihre Kinder, gemietheten Dirnen überlassen, die, grausam mißhandelt, nach ihrer Mutter jammern, während diese, weil es die Mode so will, Vormittag allein viermal den Anzug wechselt; und wie dann die Töchter, durch das Beispiel solcher Mütter geleitet, zu Nichts taugen, als in der Gesellschaft leere Figuren zu spielen, und durch Eitelkeit und Modesucht sich selbst und Jene, die sie einst als Gattinnen beglücken sollten, zu Grunde richten und verderben.

Unsere Stutzer, diese Schmetterlinge des Menschengeschlechtes, betrachten die Philosophen spottweise als Märtyrer der Mode und der Thörichtheit; — da sehen wir sie leibhaftig, als wenn sie am Spieße stecken, vor uns stehen, oder in kreiselder Bewegung sich herumdrehen; den Kopf rückwärts gebogen, und in dieser äußerst mühsamen und unbequemen Stellung durch eine mächtige Halsbinde unterstützt und erhalten; die Brust auswärts, den Bauch einwärts, Beine steif, weit aus einander stehend, aber — hübsch dünn. — Man sollte glauben, so ein armseliges Herrchen werde durch Bürgers Mamselle la règle commandirt! — Von dem Unzweckmäßigen, Thörichten, Lächerlichen und Schädlichen unserer Kleider gehen dann die Philosophen auf unsere Wohnungen über, und auf unsere Meubles, wie sehr oft da die leidige Mode schade; — dann machen sie sich auf eine recht beißende Art über unser tolles Benehmen bei verschiedenen Zuständen unseres Lebens lustig, daß der bon ton — auch ein Kind der leidigen Mode — uns so viele Albernheiten und Lächerlichkeiten begehen lasse, daß es zum Erbarmen wäre; es gehört zum guten Tone, den Abend zusammengeschockt beim Kartenspiele zu verderben, und Thee zu trinken und sich in der Gesellschaft zu ennühen; daß wir, weil es die Mode so will, in einem Walzer uns eine Lungenwindsucht auf den Hals tanzen u. s. w.

Ja sogar die Aerzte, und manchmal noch größere Herren als die Aerzte, werden von den Philosophen durchaus nicht geschont. — Vorzüglich ärgern sie sich, daß die Aerzte auf eine höchst gewissenlose und strafbare Art sich von der Mode beherrschen lassen, und diese oder jene Cur-Methode anwenden, weil sie gerade so in der Mode ist! — Da wird bald zu viel verdünnt und bald zu viel verdickt; es wäre lächerlich, meinen die Philosophen, — schändlich, sollten sie sagen — daß Männer von Geist und Herz, denen das Wohl der Menschheit anvertraut ist, sich selbst und Andere so an der Nase herumführen. Solche Aerzte sind, nach dem Ausdrücke der Philo-

soffen, nicht besser, als gemeine Krämer oder schmutzige Wucherer, die nur schnell jene Artikelchen feil bieten, die gerade beim getäuschten und geblendeten Haufen en vogue sind, und sei es auch nur Fitterwerk! — Der solide Mann hingegen bewahre nur das, was einen realen Werth hat, und allgemein gut und anerkannt nützlich ist, und sollte er auch Schaden dabei erleiden.

Welche Allgewalt ferner bei der Erziehung unserer Jugend die Mode habe, wie da der physische, geistige und moralische Zuschnitt, bald ungeheuer weit, bald wieder klein, winzig und enge gemodelt werde — das sei himmelschreiend! — Kurz, wir kämen nicht zu Ende, wenn wir die Philosophen noch länger redend oder vielmehr anklagend anführen wollten.

„In Medio virtus!“ Deutsch: „Der Mittelweg ist der beste!“ — Das ist unsere Maxime, die wir oben schon vorausgeschickt haben.

Beide Hemisphären würden wir zum Kampfe gegen uns herausfordern, ja, wir kämen, trotz dem Schutze der Gesetze, in offenbare Lebensgefahr, wenn wir die Mode ganz verdammen und sie von gar keinem guten Einflusse auf das menschliche Leben sein lassen wollten. Daß die Philosophen in Vielem, in recht Vielem Recht haben, ist unläugbar wahr, daß sie aber auch manchmal in ihrem Eifer die Sache übertreiben, auch das ist wahr.

Wesentliche Dienste werde ich Ihnen, meine liebe Madame Mode! nun freilich nicht mehr leisten können; nach dem, wie Sie die Herren Philosophen in dem eben Angeführten gepackt haben, gehörte wirklich herkulische Kraft dazu, Sie gänzlich zu retten und etwa Ihr Lobspreeher zu werden; jedoch, weil Sie eine Dame sind, will ich galant sein und Ihnen nach meinen besten Kräften beistehen!

Vor allem Andern regt die Mode den Erfindungsgeist der Menschen an, befördert die Industrie, gibt der arbeitenden Classe Beschäftigung und Brot, weckt durch ihren Sinnenreiz die Menschen aus ihrem Schlummer, befördert und veredelt den Geschmack, bringt in unser sonst einfaches und einsames profaisches Leben Abwechslung, dichterischen Schwung, Gefühl fürs Schöne, Lust nach dem Genuße des Reinen, Liebe zur Geselligkeit, Ordnung und Harmonie in die Gesellschaft, verschafft uns jenen so sehr gewünschten leichten Sinn, durch welchen wir harmlos von einem Gegenstande zum andern hinüberhüpfen, und wirkt also durch Alles dies auch mittelbar auf unser physisches Wohl. Der Mensch auf der untern Stufe der Cultur begnügt sich freilich nur mit dem Nothdürftigsten, das ist aber eben auch schon ein Attribut des Gebildeteren, daß er das Bequeme, das Angenehme, das Schöne sucht. Wenn wir es nur nicht übertreiben, wenn wir nur immer in den Schranken der Mäßigkeit bleiben, wenn wir selbst

da mehr die Vernunft und die Natur zu Rathe ziehen möchten! Alles wird im menschlichen Leben mißbraucht, das Erhabenste herabgewürdigt, das Schönste verunstaltet, das Nützlichste verderbt; — sollten wir deswegen so viele Institutionen, die so erhaben, schön und nützlich sind, unbedingt verbammen und verwerfen, weil sie von vielen Unverständigen mißbraucht werden? — Der Vernünftige wird in Kleidung, Wohnung, Hauseinrichtung, überhaupt in allen seinen Verhältnissen und Lagen, wie man sagt, nach der Mode leben, oder die Mode mimachen; für ihn ist die Mode eine Würze, die er mäßig dem Genuße im Leben beimengen, mit Wahl ausuchen und mit kluger Vorsicht gebrauchen wird.

Alles Lappische und Tändelnde, womit diese Dame so freigebig ist, wird er bald in allen Verhältnissen des Lebens erkennen und zu meiden wissen. Damit aber die Mode allgemein nur Gutes bezwecke, wäre es freilich zu wünschen, wenn sie unter strenger Aufsicht und Controle der Behörde stünde; und um von tausend anderen nur Eines zu berühren, wenn auf unsern Tanzsälen die strengste Aufsicht wäre, um dem Tanze, diesem Würgengel unserer jungen Leute, Maß und Ziel zu bestimmen.

Einfluß der Nationalität und des Clima's auf die Verschiedenheit des Irnsinnes.

(B e s c h l u ß.)

Die bis jetzt angeführten Charakterzüge englischer und französischer Irnsinigen faßt ein Schriftsteller kurz und treffend in folgenden Worten: »Bei den Franzosen leidet mehr der Geist, der Verstand, — bei den Engländern mehr das Herz; dort äußert sich der Wahnsinn mehr durch die falschen Farben der Gedanken, — hier mehr durch die falschen Töne der Empfindung.»

In Bezug auf Frankreich ist noch zu bemerken, daß man daselbst auf dem Lande weniger Irren findet als in den Städten. Vom Jahre 1786 bis zum Jahre 1813 hat sich die Zahl der Irren in diesem Lande von 1009 bis auf 2000 vermehrt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die französische Revolution und andere politische Ereignisse, deren Schauplatz Frankreich war, diese Zunahme der Irren großentheils bewirkt hatte. Uebrigens führt Arnold mehrere Gründe an, weshalb bei den Franzosen der Wahnsinn seltener ist als bei den Engländern. Die Leidenschaften, welche diese Geisteskrankheit bewirken, wurzeln bei den Franzosen nicht so tief als bei ihren Nachbarn. Liebe ist in Frankreich mehr zur Galanterie geworden; der Luxus ist dort durchaus nicht so groß als in England; nationeller Leichtsinn und Flüchtigkeit des Temperamentes ziehen ihre Aufmerksamkeit bald von dem Gegenstande ab, der zum Wahnsinn Anlaß geben könnte.

Auffallend ist der Contrast, den in Beziehung auf Irnsinn der Türkei mit den civilisirten Völkern Europa's bildet. Alle Reisebeschreiber, auch die neuesten, stimmen darin überein, daß der Wahnsinn in der Türkei zu den seltenen Erscheinungen gehört. Als Ursache dieser Seltenheit gibt Hufeland vor Allem die ges

ringe Culturstufe an, auf welcher die Türken stehen. Dieser Arzt glaubt nämlich, daß mit der zunehmenden Verfeinerung eines Volkes auch dessen Empfänglichkeit für frankmachende Reize und Schädlichkeiten sich vermehre. Dieser Mangel an Reizbarkeit hängt bei dem Türken nicht minder mit dessen festem Glauben an das Fatum und die unabänderliche Vorherbestimmung alles dessen, was geschieht, zusammen. Dieses beruhigende Ueberzeugtsein des Türken, daß es so und nicht anders hat sein können und sollen, macht, daß sein Gemüth weniger ergriffen wird, wenn ihm Hoffnungen fehlschlagen, Pläne vereitelt werden, Triebe unbefriedigt bleiben. Der Türke kennt das nicht, was wir Religionscrupel nennen. Sein Geist verseigt sich nicht zu Grübeleien über unbegreifliche Gegenstände, zu quälenden Zweifeln über die Zukunft, und eine, man möchte sagen, glückliche Resignation auf die Freuden der Speculation schützt ihn — vor dem Thurm. Madden versichert, daß ihm in der Türkei kein Beispiel von Selbstmord vorgekommen, und daß er nie von einem Türken gehört habe, der durch Unglück zur Verzweiflung und durch diese zum Wahnsinn getrieben worden wäre. K. Lenthof stellt die Frage, ob nicht auch die despotische Regierungsform der Türken mit zu den Ursachen des seltener bei ihnen eintretenden Wahnsinnes zu rechnen sei? Dr. Scott, welcher den Lord Marcartney auf einer Gesandtschaftsreise nach China begleitete, und Konas, der beinahe 40 Jahre bei den unterdrückten Einwohnern dieses Landes verlebte, versicherten, daß sie höchst selten von einer psychischen Krankheit daselbst gehört haben. Rusch, dem sie diese Bemerkung mittheilten, meint, daß in einem despotisch regierten Lande, wie China, wo Leben und Eigenthum bloß durch die Austilgung außergewöhnlicher Neigungen gesichert sind, Irrsinn eine seltene Krankheit sei. Eine ähnliche Ansicht äußert Boissin.

Auch in Egypten wird der Wahnsinn selten angetroffen. Der Egypter wird, wie Frank sehr richtig bemerkt, von starkem Ehrgeize nicht beherrscht, macht also nie kühne Entwürfe, und seine Religion ist nicht fähig, seine Vernunft zu stören. »Die Lectüre von Romanen,« sagt dieser Schriftsteller, »die verliebten Leidenschaften, überhaupt Alles, was dazu dient, das Gehirn schwindelnd zu machen, findet bei diesem Volke nicht Statt; es erträgt das größte Unglück mit auffallender Resignation, und die politischen Ereignisse, die schon viele Menschen in Verzweiflung stürzten, machen niemals einen starken Eindruck auf das Gemüth des Egypters.«

Nur theilweise schützt diese Resignation den Araber. »Derjenige Grad von Leiden,« sagt Madden, »welcher eine Störung des Geistes beim Engländer herbeiführt, bewegt den Araber nur zum Philosophiren; und während der Erstere sich die Kehle abschneidet, bedauert der Letztere nur sein Unglück und ruft aus: »Allah Korim!« (Gott ist groß!) Dessenungeachtet ist der Araber nicht so glücklich als der Türke. Melancholie und Religionschwärmerei sind in Arabien zu Hause. Niebuhr führt mehrere Beispiele dieser Religionschwärmer in Arabien an. Auch in Indien ist Melancholie und Lebensüberdruß häufig.

Nicht uninteressant ist die Vergleichung des Nordens und Südens, und zwar in verschiedenen Welttheilen, in Bezug auf geistige Krankheiten. Einen sehr hohen Grad von Reizbarkeit des Gemüthes und geistige Krankheiten seltener

Art finden wir im Norden von Europa und Asien unter den Lappländern, Samojeeden, Ostiaken und Kamtschadalen. Es leiden diese Völker überhaupt an einer auffallenden Reizbarkeit des Nervensystems. Auch zum Selbstmorde haben sie großen Hang. »Die Samojeeden,« sagt R. Lenthö, »sind zweien merkwürdigen Geisteskrankheiten unterworfen, die nur vom Capitän Cochrané beschrieben sind. Die eine Krankheit, welche der »Teufel im Leib« heißt, besteht in der fixen Idee, daß der Körper des Kranken von einem oder mehreren Teufeln besessen sei. Die davon befallenen Personen sind sehr schwächlich und haben ein Theilnahme erregendes Aussehen; selten wird Einer geheilt. Die andere Krankheit der Samojeeden, »Imerachism« genannt, besteht in einzelnen Fällen von Wuth mit einem unwiderstehlichen Nachahmungstrieb. Was immer in Gegenwart eines Imerach gesagt oder gethan wird, wiederholt derselbe augenblicklich.« So erzählt z. B. Cochrané von Einem, der einen Bären tanzen sah und unwillkürlich mittanzen mußte.

In Nordamerika ist der Wahnsinn nicht so häufig als in Europa, doch befällt er daselbst öfter das männliche als das weibliche Geschlecht. Den Bewohnern des Kutka-Sundes (an der Nordwestküste von Amerika) scheint nach Jewitt's Bericht der Wahnsinn ganz fremd zu sein. In Rußland findet man nach Carr's Versicherung, außer in den großen Städten, sehr wenig Seelenkranke.

In den italienischen Irrenhäusern finden wir Ernst und Verschlossenheit oft mit großer Lebhaftigkeit vereint, und der allgemeine Charakter des Italiensers spricht sich auch in ihrem Irren durch schlaue Hinterlist aus.

In Südamerika sind besonders die Abiponen (in Paraguay) merkwürdig. Der Reisende Dobrizhofer berichtet, daß unter diesen eine psychische Krankheit herrscht, die sich täglich nach Sonnenuntergang äußert. Die Kranken laufen aus ihren Hütten hervor, durch die Felder, lechzen nach Mord, so daß Jedermann vor ihnen entflieht. Den Tag über geben sie keine Spur von Verücktheit von sich, und scheinen auch gar nicht zu wissen, was gegen Abend mit ihnen vorgeht. In ihren Gesichtszügen bemerkt man gar kein Zeichen einer besondern Verwirrung; jedoch haben sie im Durchschnitt einen düstern Sinn und ein melancholisches Temperament. Die Krankheit dauert gewöhnlich 8 — 14 Tage, zuweilen auch länger.

Aus den bisher angeführten nationalen und climatischen Verschiedenheiten wird der Zustand der Geisteskranken in Deutschland klar und begreiflich. In diesem Lande findet man eigentlich einen ziemlich gemäßigten Stand der Irren. Der Deutsche hält einen glücklichen Mittelweg zwischen der aufgeregten Phantastie des Franzosen, und dem kalten, zur Melancholie hinneigenden Ernste des Engländers. Daher sind die Ursachen von Geisteskrankheiten bei dem Deutschen weniger in irgend einem vorherrschenden Zuge seines Nationalcharakters als vielmehr in zufälligen Umständen zu suchen. Politische Ereignisse greifen in das Gemüthsleben des Deutschen nicht so tief ein; desto eher vielleicht die religiösen; und diese haben in Deutschland nicht selten zu Religionschwärmereien und religiösen Melancholien Anlaß gegeben.

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Wenn aber der Fall eintritt, daß Bourdin's Preis verdient wird, was geschieht dann mit dem Lebensmagnetismus? Will ihn die Pariser Akademie anerkennen, weil Eine seiner Manifestationen gesehen wurde, und zwar Eine, die weit hinter den interessanteren des Rapportes zurücksteht? — Wäre es nicht von größerer Wichtigkeit, wenn sich die Akademie von der wirklichen Existenz des zarten Rapportes zu überzeugen suchte, welcher zwischen Kranken und ihren Magneteurs so oft schon erlebt wurde, und welcher nicht nur die Kraft des fixirten Willens, sondern auch die ausgesprochenste Mitempfindung aller Stimmungen und Schmerzen beweist, die da zufällig den Magneteur überraschen. Um aber zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, müßte die Akademie jedes ihrer Mitglieder, in Bezug auf solche Aussagen, für authentisch zu erklären genügende Gründe finden, — weil sie im andern Falle durch die öfters verschiedene Meinung der einzelnen zu einer Commission Erwählten, oder aber durch die als dictatorisch angefochtene Urtheilsmacht eines Einzigen ihrer Mitglieder in Verlegenheit kommen muß.

Ist aber eine Mehrzahl in dieser Beziehung authentisch erklärt, so geht aus den früheren Erfahrungen hervor, daß sie in Betreff des Rapportes Uebereinstimmendes erzählen wird. Steht die Ueberzeugung vom Rapporte fest, so bleibt die Existenz dieses eigenthümlichen, magnetisch genannten Zustandes fortan unbezweifelt, und man wird nur über seine Inswerksetzung (weil die Mittel dazu nicht gleich, keiner klar erkannten Theorie unterworfen und von keinem Ziele begrenzt sind) zu entscheiden anstehen. Und wie in Paris, so überall!

Wir wollen nun, nach Aufzählung dessen, was öffentlich gethan wurde, um diesem wichtigen Gegenstande eine Basis zu geben, eine Reihe der bedeutendsten Menschenerscheinungen, der seltensten Fähigkeiten und der sonderbarsten davon gemachten Anwendungen beginnen *).

Wir übergehen die zahlreichen Beweise interessanter, deutungsvoller Träume, gehabter Ahnungen und extatischer Zustände, welche Indien, Rom, Griechenland u. s. w. uns überlieferten, und wenden uns gleich an die neuere Zeit, um vor Allem ihre Bemerkungen über außerordentliche Richtung und Ausbildung des Gemeingefühls (der Coenesthese) mitzutheilen.

*) Einzelne Leser, welche die Literatur des Magnetismus gar nicht oder nur oberflächlich betrieuen haben, ersuchen wir im Vorhinein, Alles als zum Magnetismus gehörig zu betrachten, was ihnen auch unter den nachfolgenden Daten andere Titel zu verdienen scheine, weil wir die Beleuchtung vom Punkte des Magnetismus aus versprechen können.

Anmerk. des Verf.

(Die Fortsetzung in der Beilage.)

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

102

Außerordentliche Beilage

z u r

Gesundheits - Zeitung.

N^o 35.

Montag, den 30. April.

1838.

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

(Von Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung.)

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war in Spanien eine Art Menschen bekannt, die da alles Kalte und Todte tief in der Erde empfanden; sie hießen Zahuri's. Desrio spricht von ihnen in den „Disquisit. magis.“ Mogunt. 1606; und Lebrun erwähnt sie in der „Histoire critique des pratiques superstitiennes.“ In eben dieser erzählt Lebrun, man habe in Antwerpen einen Gefangenen gesehen, dessen Auge Alles entdeckte, was von einer Kleidung oder einem Stoffe, mit Ausnahme eines rothen, verhüllt war; einst besuchten Frauenzimmer sein Gefängniß, und er fing alsogleich hell laut zu lachen an, weil Eine von ihnen — kein Hemd trug.

Die interessante Donna Pedegache, von welcher ebenfalls Lebrun spricht, von welcher der „Mercur de France“ vom Jahre 1725 und 1728, ein späteres Werk von 1738 und neuestens Len in den „Curiositäten“ erzählt, sagte als dreijähriges Kind zu der Magd, welche den Tisch deckte, sie sei in der Hoffnung. Gegen alle Erwartung bestätigte die Folge ihre Angabe. Hierauf ließen die Damen von Lissabon von diesem Kinde ihre Schooßhunde besehen, und die Kleine sagte nicht nur, mit wie vielen Hunden sie trächtig seien, sondern gab auch ihre Farbe an. Sie wurde älter und sah durch alle opaken Körper, so daß sie Diebstähle in den verborgensten Winkeln der Häuser entdeckte, und verborgene Quellen und Metalle unter der Erde erblickte. In Gesellschaft von Freunden kam sie auf einer Reise über ein kleines Gebirge, ließ plötzlich still halten, und behauptete, einige dreißig Fuß tief in der Erde ein schönes Denkmal des Alterthums, ein Becken von bedeutender Größe und mit den schönsten Arbeiten geziert, deutlich zu sehen. Der Hof ließ nachgraben und man fand es. — Sie war ein Zwillingekind.

Im „Pantomysterium“ von 1700 erzählt Zeidler von dem Bauer Jacques Aimar, welcher seit mehreren Jahren im Ruße stand, vermöge der Wünschelruthe gestohlene Sachen entdecken, und Diebe und Mörder auffinden zu können. Zeidler schöpft seine Erzählung aus dem Berichte des königlichen Intendanten, des königlichen Procurators, des Decans der medicinischen Facultät, Dant hot zu Lyon, und des Advocaten Aubert.

Am 5. Juni 1692 nämlich wurde zu Lyon ein Weinhändler nebst seiner Frau im eigenen Keller mit einer Art ermordet und ihr Geld gestohlen. Beiag-

ter Jacques A i m a r kam; der königliche Procurator gab ihm ein Rütchen von dem nächsten besten Holze und führte ihn auf sein Verlangen zuerst in den Keller. Auf der Stelle der Mordthat kam A i m a r in die heftigste Bewegung, sein Puls ging fieberhaft und die Ruthe schlug stark an. Von da verfolgte er die Spur der Mörder in das Zeit, wo sie gestohlen hatten, auf die Straßen, die sie gegangen waren, und bezeugte, er werde drei Mitschuldige gewahr. In einem Gartenhause behauptete er, daß die Mörder an dem Tische gegessen seien, auf welchen seine Ruthe anschlug und bezeichnete die Flasche, aus der sie getrunken haben sollten. Man wollte von dem Gärtner wissen, ob nicht etwa Er oder Jemand von seinen Leuten mit den Mördern geredet hätten; aber man konnte nichts von ihm erfahren. Man ließ die Leute ins Haus kommen, die Ruthe schlug auf keinen unter ihnen. Endlich kamen zwei Kinder von neun oder zehn Jahren; die Ruthe schlug auf sie an. Man fragte sie aus und sie bekanneten, daß sich am Sonntage früh drei Männer, welche sie beschrieb, in das Haus geschlichen und aus der Flasche, so der Ruthengänger angezeigt hatte, Wein getrunken hätten. Diese Entdeckung nun verursachte, daß man dem A i m a r zu glauben anfang. Dennoch hielt man für rathsam, seine eigenthümliche Kraft noch näher zu prüfen, bevor man ihn weiter nachspüren ließ. Weil man nämlich die Art gefunden hatte, mit der der Mord verübt worden war, so nahm man diese nebst vielen andern Aexten von gleicher Größe, und trug sie in den Garten des Herrn von M o n g r i o s e. Hier wurden sie vergraben, ohne daß es der Bauer sah. Man ließ ihn über alle Aexte gehen und die Ruthe schlug nur allein auf diejenige, mit welcher der Todtschlag geschehen war. Der königliche Intendant verband ihm die Augen. Nachdem man die Aexte in das Gras versteckt hatte, führte man ihn an diesen Ort; die Ruthe schlug allezeit auf diese Art, und bewegte sich gar nicht über den andern. Nach dieser Probe gab man ihm einige Häsher und Stadtknechte mit, um den Mördern nachzusehen. Man kam an die Rhone, verfolgte die Spur auf dem Wasser, hielt an allen Ufern, wo die Mörder gelandet hatten, ja der Bauer erkannte zum entsetzlichen Staunen der Wirthe die Betten, worin sie gelegen, die Tische, woran sie gegessen, und die Kannen und Gläser, welche sie berührt hatten.

A i m a r verfolgte sie bis B e a u c a i r e, erkannte hier, daß sie sich getheilt hatten, und hielt nun die Fußstapfen desjenigen fest, dessen Spur die Ruthe am stärksten zeigte. Auf einmal stand er vor der Thür eines Gefängnisses; die Gefangenen wurden ihm vorgeführt und die Ruthe schlug auf Einen von ihnen, Namens B o s s u an, welcher wegen eines geringen Diebstahles festgesetzt war. Dieser bekannte nach hartnäckigem Lügen, durch den Weg und die Wirthshäuser überwiesen, daß er bei dem Morde zugegen gewesen, und daß von den zwei Mitschuldigen der Eine den Mann, der Andere die Frau ermordet habe.

In dem ausgestellten Gutachten bemerkt der königliche Procurator, daß A i m a r bei dem Auffuchen Erschütterungen und Schweiß gehabt habe; daß A i m a r, als die Ruthe im Keller anschlug, einer Ohnmacht nahe war, und daß, wenn man den Gefangenen B o s s u mit ihm in Berührung brachte, dieselben die Ruthe beständig schlug.

Was der Generallieutenant G a r n i e r über diesen Mann erzählt, wollen wir, buchstäblich nach P a s s a v a n t erzählen. G a r n i e r war befohlen worden.

Er fragte den *Amir*, ob er den Ort errathen könne, wo er bestohlen wäre? *Amir* ging oft mit seiner Ruthe im Zimmer auf und ab. Er setzte seinen Fuß auf die Stühle und auf zwei Tische mit Teppichen, welche in dem Cabinet standen, und auf welchen mehrere Schiebläden waren. Er erkannte richtig die Schieblade, aus welcher das Geld gestohlen war. *Garnier* bat ihn nun, dem Diebe nachzuforschen. Seine Ruthe führte ihn erst in ein anderes Cabinet, von da in die Bibliothek und dann in die Bedientenstube. Hier schlug die Ruthe an ein Bett, und zwar auf die eine Hälfte des Bettes. Es ergab sich, daß ein Bedienter, der das Haus verlassen hatte, in diesem Bette geschlafen hatte. *Garnier* erinnerte sich, daß an dem Tage, wo der Diebstahl geschah, der Bediente von ihm gerade den Weg gemacht hatte, welchen der Ruthengänger beschrieb. *Garnier* fragte ihn auch, ob es wahr wäre, daß er in Nachfolgung der Diebe und Mörder des Wassers und des verborgenen Silbers Zittern und heftige Bewegungen fühle? *Amir* antwortete, daß er bei Dieben, bei Wasser und bei Metallen gar keine Schmerzen und Schrecken fühle. Wenn er aber Mörder nachzuforschen strebe, fühle er eine heftige Bewegung, besonders an dem Orte, wo sich diese aufgehalten hätten. *Garnier* fragte ihn, ob er sich in Verfolgung der Mörder nicht irren könne, wenn ihm Metalle und Unterirdisches auf seinem Wege begegneten, weil die Ruthe auch auf diese anschläge? Er antwortete, er fühle hierbei kein Zittern.

Sehr interessant ist hierüber die Bemerkung *Zeilern's*: »Nicht die Ruthe, sondern der Mensch entdeckt seine eigenen, ihm vorhin verborgenen Gedanken, eben wie Einer oft im Traume aus sich selber erfährt, was ihm begegnen wird.« Und an einem andern Orte: »Der Mensch rathfraget die Ruthe nicht, sondern sich selbst oder die innerste Kraft seines Verstandes, die greift er an. Ein Astro- nom fragt den *tubum opticum* nicht, sondern sein Auge oder seine sehende Kraft, die greift er auf das Höchste an durch das Sternrohr.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Bulletin außerordentlicher Naturerscheinungen.

(Das Erdbeben zu *Lassaya*.) Zu *Lassaya* im *Ban Diemensland* fand am 22. September vorigen Jahres ein fürchterliches Erdbeben Statt, und die Erscheinungen, welche demselben vorhergingen, verdienen wohl einer Erwähnung.

Den 21. Abends hörte man in der Richtung von *Dmana*, einem zwei Meilen von *Lassaya* in den Bergen gelegenen Dorfe, mehrere starke Schläge. Viele Bewohner, welche glaubten, daß dort ein Treffen zwischen den Eingebornen und den englischen Colonisten geliefert werde, beeilten sich mit ihren Wägen Hilfe zu bringen, wenn solche nöthig wäre. Diese Schläge jedoch dauerten fort, und sie schienen, je mehr man sich den Felsen näherte, aus großen Höhlen in der Mitte der Berge zu kommen.

Sie kehrten nun ruhiger nach *Lassaya* zurück, als sie dasselbe verlassen hatten; aber während ihrer ganzen Reise, und in dem Maße, als die Nacht vorwärts schritt, bemerkten sie am Horizonte einen Lichtstreifen von lebendig rother Farbe, welcher sich immer mehr und mehr ausbreitete, und endlich eine Länge von beinahe 10 Meilen einnahm.

Gegen 3 Uhr Morgens stürzte der Glockenthurm der kleinen Kirche zu Lassaya mit einem entsetzlichen Getöse zusammen, und mit diesem sechs andere in der nächsten Umgebung stehende Häuser, nebst der auf der Terrasse des Hôtels des Commandanten stehenden hölzernen Säule, welche, obwohl sie zur Hälfte in den Stein selbst geklammert war, in der Mitte abbrach und bei ihrem Sturze einen nach der Straße sich flüchtenden Bedienten erschlug. Im westlichen Stadtviertel sanken 15 Häuser zusammen und begruben ihre Einwohner im Schutte.

Die entsetzten Bewohner der Stadt flüchteten sich aus ihren Wohnungen, aber der Boden unter ihren Füßen bewegte sich wie die Wellen des Meeres, und so stürzten sie Einer über den Andern, ohne sich aufrichten zu können. Die dicke Finsterniß machte diese Scene noch entsetzlicher; von allen Seiten erhob sich ein herzzersehndendes Geschrei; die Mütter riefen nach ihren Kindern und diese nach den Eltern; die Greise suchten um eine Stütze. Einige mit ihren werthvollsten Habseligkeiten beladen, erlagen unter der zu großen, unberechneten Bürde, Andere verzweifelten, daß sie nichts von ihren Gütern hatten retten können, aber der größte Theil dachte nur an den unvermeidlichen Tod und flehte zum Himmel um die Abkürzung ihrer Qualen. Andere endlich, und zwar die geringste Menge, hofften noch auf Rettung, schrien nach dem kommenden Tage und waren trostlos über sein langes Zögern.

Von fünf zu fünf Minuten hörte man ein Getöse, ähnlich dem eines fernen Kanonendonners, und das Krachen der Gebäude, welche auf ihren Grundfesten wankten. Die heftig erschütterte Erde hob und senkte sich, salbe Blitze durchzuckten die Wolken; ein schwerer, feuchter Dunstkreis schien einen Regenguß vorherzusagen, während die entsetzten Thiere sich ohne Unterschied der Race mit Sympathie aneinander drängten.

Ganze Herden von Schakals kamen aus den Bergen geflohen und mischten sich unter die Schafe, Hunde und Rinder; ihr Instinct schien vernichtet zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß selbst Tiger in diesem Augenblicke nicht darauf gedacht hätten, sich auf die mit ihnen fliehenden Schafe zu stürzen. Unter allen diesen Thieren erhoben die Hunde das widrigste Geschrei; ihr langgehaltenes, klagendes Heulen folgte sich ohne Unterlaß und verbreitete rings um sie einen panischen Schrecken.

Endlich erschien der Tag und beleuchtete das entsetzliche Schauspiel; das Erdbeben hatte beinahe aufgehört, und nur einige entfernte Stöße erinnerten noch auf die vorübergegangene Gefahr. Aber die Straßen von Lassaya waren mit Todten und Sterbenden, mit Steinen, Ziegeln, Meubeln und entwurzeltten Baumstämmen bedeckt; die größten Gebäude zeigten nichts als eine Masse von Schutt, und halbnackte, blasse Glende wankten mit stieren Blicken und zitterndem Gange wie Gespenster zwischen den Ruinen, und bemühten sich, in den verstümmelten Leichen unter ihren Füßen die geliebten Züge eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders oder Freundes, die sie verloren hatten, zu entdecken.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 36.

Donnerstag, den 3. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen. — Ueber Malaria. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscelle.

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

(Von Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung.)

Ein ähnlicher Feinfühler lebte im vorigen Jahrhunderte in der Dauphine. Bleton hieß er, ein Mann ohne alle Bildung und Unterricht, welcher aber alles unterirdische Wasser, und von diesem jede Tiefe und Eigenschaft, jede darüberliegende Erdschichte angab. Viele gelungene Versuche wurden mit ihm in der Nähe von Paris angestellt.

Hippenmayer, Zschokke und andere Gelehrte haben die Metallfühlerin Katharina Weutler beobachtet. Eine robuste, phlegmatische Schweizerin, fühlte sie Wasserquellen, Eisenerze und Kohlenreichungen, schmeckte Steinkohlen, maß ihr Lager, ihre Adern, und bedurfte hierzu gewöhnlich keiner Baguette. Die verschiedenen Metalle, Erde und Salze unterschied sie durch die mancherlei Affectionen ihres Nervensystems, durch erhöhtes Wärmegefühl, verschiedenen Geschmack, Druck im Magenmunde u. dgl. Sie erkannte den Sitz körperlicher Beschwerden, je nachdem ihr Finger an dem kranken Theile in Oscillation gerieth, — ja sie soll (?) durch Bestreichen mit ihrem Finger Krankheiten geheilt haben.

Alle diese Daten, an welchen, wenn wir trotz aller Autoritäten noch so viel streichen, doch etwas Bedeutendes und zugleich Wahres sein muß, beweisen, daß es Zustände im Menschen gegeben habe und gebe, welche außerordentliche Fähigkeiten kund thun, und insbesondere ein —

wie sollen wir es nennen? — ein im Gemeingefühl liegendes, von den gewöhnlichen Schranken unbeengtes Sehvermögen.

Ueberblicken wir nun einige eben so verbürgt sein sollende Beobachtungen über Zustände, in welchen das menschliche Auge sein Vermögen — Sehbares zu erkennen, an den Tastsinn speciell übertrug.

Professor Kiefer behandelte einen Knaben magnetisch. Im Schlafe gab er ihm eine Spielkarte, mit der schwarzen Rückenseite nach Oben gewendet, so in den halb geöffneten Mund, daß die Eckfigur der Pique Sieben die Unterlippe berührte. Gefragt, sprach der Knabe: er sehe schwarz — ganz schwarz — bewegte die Unterlippe gleichsam tastend an die Karte, und zeichnete dann eine Piquefigur mit dem Finger in die Luft. „Wie eine Birne mit einem Stiele,“ sprach er. Man hielt ihm eine Loupe vor die Nase, und er sah mittelst der Nase, wie der wachende Mensch mittelst der Augen, in der Nähe die Buchstaben gerade und groß, je weiter, um so kleiner und verkehrt. Als aber die Nase mit rother Zinnoberfarbe überstrichen wurde, sah er nicht mehr durch sie, wohl aber mittelst des Kinnes. Auch die Fußzehen ersetzten sein Auge. Man zog ihm die Stiefel aus und setzte den mit einem dicken, wollenen Strumpf versehenen Fuß auf zerstreute, umgedeckte Kartenblätter, und dennoch erkannte er genau Figuren und Buchstaben.

Dr. Foissar in Paris behandelte einen Somnambulen. Broussais, der sehr wenig geneigt war, dem Lebensmagnetismus Glauben zu schenken, kam ihn zu besuchen, hielt ihm die Augen zu und gab ihm einen Brief in die Hand. „Kriegsministerium“ las augenblicklich der Somnambule. Ueberrascht schrieb Broussais einige Zeilen auf ein Blatt Papier und schob sie dem Kranken in die Hand. Augenblicklich sah und recitirte er das Geschriebene.

Petetin, Professor der Medicin zu Lyon, gehörte bis kurz vor seinem Tode zu den abgesetztesten Feinden des Magnetismus, und schrieb auch daher folgende Erfahrung auf Rechnung der Electricität. Er bekam eine kataleptische Kranke, an welcher er mit ungemeinem Staunen wahrnahm, daß sie, bei sonstiger vollkommener Abstumpfung aller Sinne, in der Magengrube berührt, sah und hörte. Wenn auch dunkle Körper zwischen ihrer Herzgrube und dem Wahrzunehmenden lagen, sie erkannte letzteres doch; kamen aber electricisch isolirende Dinge inzwischen, so hatte ihr Unterscheidungsvermögen ein Ende. Das Umgekehrte fand bei electricischen Leitern Statt. So bildete Petetin öfters eine Kette von mehreren Personen, wovon die erste ihre Hand auf die Magengrube der Kranken legte, und die letzte, entfernteste, nur leise in die Hand sprach oder einen Gegenstand zum Ansehen nahm. Ward aber die Verbindung nur zwischen zwei der

Personen, welche die Kette bildeten, durch einen idioelectrischen Körper, z. B. Siegellack unterbrochen, so hörte alle Wahrnehmung von Seite der Kranken auf.

Unter allen Vorfällen gänzlicher Empfindungslosigkeit im magnetischen Zustande heben wir nur folgenden hervor, welchen *Cloquet* 1829 der Pariser Akademie mitgetheilt hat. Eine 64jährige Frau, Namens *Plantin* litt am Brustkrebs. Selbst die Achseldrüsen waren mitergriffen. Ihr Arzt *Chapelain* magnetisirte sie durch mehrere Monate, um sie im Somnambulismus zu überreden, die äußerst dringend angezeigte Operation auszuhalten. Es gelang ihm, wachend aber wies sie den Gedanken mit Entsetzen zurück. *Cloquet* sollte operiren. Die Kranke kam aus der Kirche zurück, *Chapelain* brachte sie in magnetischen Schlaf, und die Operation geschah durch zwölf Minuten. Während derselben unterhielt sich die Kranke mit ihrem Magnetiseur und gab nicht den mindesten Beweis von schmerzhafter Empfindung. Man erhielt sie durch volle 48 Stunden im Somnambulismus, und nicht einmal ihr Puls gab eine Veränderung kund. Sie genas.

Eine Unzahl aber von Daten über jene Sympathie zwischen Magnetisirten und ihren Magnetiseurs, die wir heutzutage Rapport nennen, finden wir in jedem Werke, welches diesen Gegenstand weitläufiger behandelt.

Der berühmte *Gmelin* reiste von Heilbronn nach Carlshuhe, magnetisirte dort eine Kranke, und dachte hierauf während ihres Schlafes an mehrere seiner entfernteren Kranken und ihre Krankheitserscheinungen. Sogleich gab ihm die Somnambule die Reihe seiner Vorstellungen genau an.

Barbarin in Lyon firirte wissentlich seine fragenden Gedanken auf mehrere Magnetisirte, und erhielt im selben Augenblicke die Beantwortung.

So erzählt *Weinholdt* von einer Kranken, die dem Willen ihres drei Meilen entfernten Magnetiseurs nicht widerstehen konnte, sondern, eben dieses bedauernd, einschlieft. In *Riesers* Archiv ist Vieles hiervon aufgezeichnet.

Während ein Magnetiseur schnupfte, zuckte seiner Kranken die Nase; ein Anderer ergökte sich an lieblicher Musik, und sein ziemlich entfernter Somnambule, ein Knabe, forderte die Umstehenden auf, die herrlichen Töne mit anzuhören. In den unausgesprochenen Durst ihres Magnetiseurs empfand eine Somnambule. „Ich fühle, daß Sie Durst haben, und das hindert mich; trinken Sie also,“ sprach sie; und als er sie fragte, wie sie das wisse, antwortete sie, es werde ihr in dem Augenblicke der Hals und die Kehle so trocken wie ihm.

Ich erinnere mich selbst sehr klar, daß eine meiner Somnambulen bei jedem Stiche aufzuckte, den ich mir während ihres Schlafes im zweiten

Zimmer auf der Hand oder dem Arm anbrachte; daß sie heftig über das Herzklopfen klagte, welches ich in der Erwartung des gerufenen Constiilar-Arztes empfand, ja, daß sie alle Aeußerungen befriedigten Geschmacks von sich gab, sobald ich in den nächstgelegenen Zimmern etwas aß oder trank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Pest, welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantainen.

(Beschluß.)

Mokra-Gora ist ein Lazareth für Bauern oder kleine Handelsleute; es gibt dort Kolibas mit Hofraum, und der serbische Doctor Souyo ist Arzt daselbst. Liubovich ist noch wenig bekannt und jetzt ganz nutzlos, da der Pascha von Zwornik die aus Bosnien kommenden Reisenden nicht über die Gränze läßt. Man bedarf selbst einer Erlaubniß, um sich in das Lazareth von Raesca begeben zu dürfen, welches für die auf der Sava und Drina fahrenden Schiffer bestimmt ist.

Zu Raesca gibt es sechs Kolibas oder Häuschen, jedes mit einem von hohen hölzernen Pallisaden umgebenen Hofraum, einem schönen Sprachsaal für wenigstens 400 Personen und einem sehr großen Hof. Ein Hauptmann ist der Director des Lazareths, und Hr. Nikolitsch ist dabei angestellter Arzt. Das serbische Gasthaus ist sehr mittelmäßig. Da man nur drei Lazarethdiener daselbst hat, so sperret man die Personen ein, ohne ihnen Bedienung zu geben; auch öffnet man weder die Koffer, noch lüftet man die Effecten. Die Zimmer sind weder gediebt noch mit Steinen belegt, auch wird man von den Wasserratten sehr belästigt. Dieses Etablissement hat bereits 50,000 Franken gekostet.

Zwischen Mokra-Gora und Alexinize ist die serbisch-türkische Gränze sehr bergig, so daß Communicationswege selten und deshalb auch keine Quarantaine etablirt ist. Nichtsdestoweniger ist die ganze Gränze von Milizsoldaten wie in Slavonien und im Banat bewacht, nur mit dem Unterschiede, daß die eben genannten Länder, wo Alles Soldat ist, durchaus abgabefrei sind, während in Serbien die im Dienste stehenden Milizen trotz dessen ihre jährlichen Abgaben bezahlen müssen.

Das Einrichten von Lazareths in Serbien wird von den Bulgaren und Bosniaken mit scheelen Blicken angesehen, und hat, besonders an den Orten, wo die serbischen, bulgarischen oder bosnischen Territorien zusammenstoßen, schon Blut gekostet.

Zu Anfang des Sommers 1837 ließ man zwanzig Tage Quarantaine zu Alexinize und zehn Tage an den bosnischen Gränzen halten. Später hat man die Quarantaine zu Alexinize auf vierzig Tage erhöht; nachher, im September, setzte man sie wieder auf zwanzig Tage herab. Da man aber die Bemerkung gemacht zu haben glaubte, daß die Reisenden den Weg durch Südbosnien nahmen und in die Lazarethe dicht bei Bosnien eintraten, um ihre Quarantainezeit abzukürzen, so hat man an den bosnischen Gränzen diese ebenfalls auf zwanzig

Tage erhöht. Nach dem in Oesterreich neu angenommenen Systeme sind zwanzig Tage das Maximum für die Landquarantainen; nur in den Seehäfen ist die Zahl der Quarantainetage höher.

Wenn sich die österreichische Regierung auf die in Serbien etablirten Quarantainen verlassen könnte, so dürfte es seine Lazarethe in Syrmien und im Banate schließen, und die Bewohner dieser Länder von dem beschwerlichen Wachdienste an der Gränze befreien. Unglücklicherweise aber bietet die Art und Weise, wie der Dienst in den serbischen Quarantainen versehen wird, durchaus noch nicht die nöthige Sicherheit dar, das serbische Volk ist von ihrem Nutzen noch nicht überzeugt, und nennt sie nutzlos, deutsches Zeug. In den serbischen Lazarethen finden Parteilichkeiten Statt, man öffnet die Koffer nicht und reinigt die Waaren nicht hinlänglich; es fehlt dort an Leuten, welche damit umzugehen wissen. Die Folge dieses Mangels in der Einrichtung der Lazarethe war, daß die Pest in der Mitte des Sommers in Serbien ausbrach; Alexinize, Rajan, Parakin und Jagodin haben davon gelitten, und litten noch im December. Diese Flecken wurden cernirt; man steckte Häuser in Brand; Rajan muß auf einer benachbarten Stelle neu erbaut werden. Herr Carl Nagy, Arzt beim Lazareth zu Semlin, wurde an Ort und Stelle gesandt, um die Krankheit zu beobachten, und zur bessern Organisation der Quarantainen behilflich zu sein. Zwei Oberfer, dicht bei Wallievo, im Südwesten Serbiens, wurden ebenfalls als pestverdächtig cernirt. Nichtsdestoweniger gibt es Leute in Serbien, welche an das Erscheinen der Pest im Lande nicht glauben wollen, und welche nichts als eine politische Intrigue darin sehen.

Man hat schon oft von dem Anlegen der Quarantainen in der Türkei gesprochen; dies ist leichter in der Theorie als in der Praxis. Wollte man das ganze türkische Reich damit umgeben, so würde man auf Unmöglichkeiten in der Ausführung und auf ungeheure Ausgaben ohne definitive Resultate stoßen, da sich die Krankheit im Innern des Reichs zu bilden scheint. Wollte man sich zuerst nur auf die europäische Türkei beschränken, so scheint das Einfachste zu sein, daß man in den besuchtesten Seehäfen Lazarethe errichte, in den übrigen keine verdächtige Ladung einlaufen lasse, und eine Lazarethlinie quer durch die Halbinsel Thracien bis einige Stunden westlich von Constantinopel, als dem hauptsächlichsten Focus der Pest, anlege. Nächst dem Gelde, welches eine solche Maßregel kostete, müßte man auch die Küsten des Meeres mit Wachen besetzen, und die Einführung eines strengen Sanitätsreglements würde viele Privilegien der Großen und viele alte Gebräuche, Vorurtheile und Localschwierigkeiten zu bekämpfen haben. Wäre diese Maßregel indeß ausführbar so könnte man auch die Schiffe, welche aus dem schwarzen und dem mittelländischen Meere nach Stambul kommen, der Quarantaine unterwerfen; die Lazarethe müßten sich am Eingänge der Dardanellen und des thracischen Bosphorus befinden. Aber welche Hindernisse würde eine solche Maßregel dem Handel und Reisenden in den Weg legen! Wenn es erwiesen wäre, daß die Pest einmal aus Asien nach Constantinopel eingeschleppt worden wäre, so müßte man noch eine Quarantainelinie auf der asiatischen Küste des Bosphorus und am Marmora-Meere etabliren, und später, wenn es die pecuniären Mittel und die Civilisation der asiatischen Länder erlaubten, könnte man dann mit diesen Quarantainelinien weiter in Asien vor-

rücken. Bis dahin aber, wo man einige von den so eben erwähnten Maßregeln einführt, sollte die türkische Regierung wenigstens einige strenge Befehle zur Erstickung der Krankheit in ihrer Geburt, über die Art des Begräbnisses, über den Verkauf der verpesteten Kleider, über das Reinigen der angesteckten Häuser u. s. w. erlassen. Endlich sollten Hospitäler errichtet und eine hinlängliche Anzahl fremder Aerzte im Lande vertheilt werden.

Ueber Malaria.

(Aus dem Briefe des englischen Arztes Fergussou.)

Die Malaria entsteht bekanntlich am leichtesten in Sümpfen, in flachen Niederungen, die von Zeit zu Zeit vom Wasser bespült werden und zeitweise wieder eintrocknen; also namentlich an flachen Meeresufern; sie wird vornehmlich in der heißen Jahreszeit und in den wärmern Zonen erzeugt. Es saugt nämlich der von Sand, verdorrten oder verdorrten Pflanzenüberresten u. s. w. bedeckte Boden das Wasser in sich und brüdet unter Einwirkung der Sonnenhitze den Krankheitsstoff aus. Es ist keineswegs die Feuchtigkeit allein hinreichend, diesen Krankheitsstoff zu erzeugen; sonst müßte ja der Ocean die ungesündeste Atmosphäre hervorbringen, wovon gerade das Gegentheil bekannt ist; selbst das stehende Wasser in Schiffen ist, trotz des üblen Geruches, in der Regel unschädlich. Auch werden Sümpfe bekanntlich nicht bloß durch Austrocknung, sondern auch dadurch unschädlich gemacht, daß man sie in Seen mit Zu- und Abfluß, mittelst Durchleitung fließender Wasser u. s. w. verwandelt. Daher ein Sumpf um so weniger ungesund ist, je mehr er mit bewegtem Wasser bedeckt ist. Fergussou führt noch andere Thatsachen aus seiner Erfahrung in Westindien an, um zu beweisen, daß die Erzeugung des Krankheitsstoffes erst dann am stärksten ist, wenn das Wasser von der Oberfläche verschwunden und vom Boden eingesaugt ist. Selbst dürre Sandgegenden können unter solchen Umständen die Malaria erzeugen, wie die südlichen Ufer des Tajo, ja die ganze Provinz Alentejo in Portugal beweisen. Hierher gehören auch die tief mit Sand bedeckten, tödtlichen Strecken am Berbice, an der Grenville-Bay auf Granada u. s. w.

Daß die Umstände, welche das Entstehen der Malaria begünstigen, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen örtlichen Verhältnissen haben, auf denen das gelbe Fieber vorzüglich wuchert, sucht Fergussou durch eine verheerende Epidemie der ebengenannten Krankheit auf der westindischen Insel Antigua im Jahre 1816 nachzuweisen. Wie es aber kommt, daß in bestimmten Fällen ein gelbes Fieber und nicht ein Malariafieber entstehe, darüber vermag genannter Arzt keinen Aufschluß zu geben.

Die Malaria scheint schwerer zu sein als die atmosphärische Luft; sie kriecht längs dem Boden und scheint in besonderer Concentration angezogen zu werden von Anhöhen, die unmittelbar an den giftigen Sumpf gränzen. Sie steckt in den Winkeln und Gräben von Befestigungslinien, in den Ecken und Nischen alter Stadtmauern. Sie ist schwer beweglich, und haftet häufig ganz zäh an bestimmten Localitäten, z. B. an einer bestimmten Straße, oder der einen Häuserreihe derselben, an einem bestimmten Hause oder einem Stockwerke desselben, oft nur

an einem Zimmer, an einer einzigen Schiffsabtheilung, vor Allem aber an Stellen mit schattigem Baumwerk, woraus sie nur schwer an andere anliegende Stellen sich fortbewegt. An offenen Stellen jedoch, wo der Wind ungehindert weht, wird diese schädliche Luft durch den Zug fortgeführt. Daher ist es bei der Wahl eines gesunden Ortes eine Hauptrückficht, Gegenden zu vermeiden, die vor dem Winde geschützt sind. Denn häufig steckt sie gerade hinter Anhöhen und Mauern, die den Wind abhalten. Die allergefährlichsten Stellen sind die für kühlende Winde und undurchdringlichen Gebüsche und Waldungen in niedern Gegenden. An solchen Orten herrscht oft ein ununterbrochenes Schweigen, man sieht keinen Vogel, kein vierfüßiges Thier, und Fergussou weiß nicht, was tödtlicher in solchen Wäldern ist, die Schlangen, welche die junge Brut verzehren, oder das Gift, das aus dem Boden dampft.

Trotz des hartnäckigen Festhaltens der Malaria an gewissen Orten, findet man dennoch, daß mäßige Anhöhen, welche an die, eine Malaria erzeugenden Sümpfe gränzen, für die auf der andern Seite Wohnenden häufig gar keinen Schutz gewähren, so wenig als die Anhöhe selbst, auch auf ihren höhern Puncten, vom Gifte frei bleibt. Aus mehreren Thatsachen hält sich Fergussou zu der Annahme berechtigt, daß die giftige Luft an dem Boden der Anhöhe aufwärts kriecht, und wenn sie den Gipfel erreicht hat, sich fortwährend, von dem Boden angezogen, auf die unten liegenden Localitäten niedersenkt. Nur beträchtlichere Anhöhen (meint er) entziehen sich dem Miasma, besonders aber Anhöhen, die offen daliegen und den Winden vollkommen zugänglich sind. Die Höhe, bis zu welcher sich die Malaria erstrecken kann, mag ungefähr 1800 — 2000 Fuß betragen. Bei weniger hohen Lagen wird sie sich, wenn auch modificirt, immer noch zeigen, besonders an den dem Winde zugänglichen Stellen.

Die Malaria ist hauptsächlich des Nachts am gefährlichsten; das Sonnenlicht und die Hitze scheinen sie bei Tag unwirksamer zu machen.

Die Malaria ist nach Fergussou ein Uebel, dessen wirksamstes Gegenmittel — der Mensch und seine Thätigkeit ist. Durch unermüdliche Bearbeitung des Bodens, der dabei immer von Neuem aufgerissen wird und die giftigen Dünste entweichen läßt, durch beharrliche Verpflanzung mit Getreide u. s. w., wird der Krankheitsstoff vernichtet; überall, wo ein die Entstehung der Malaria begünstigender Boden ist, wird eine unangebaute Savanne, wenn sie auch als Weide dient, schädlicher sein als eine Pflanzung. Je weniger eine Gegend bebaut ist, desto leichter kommt sie unter die Herrschaft der Malaria. Sobald in einer Gegend die Thätigkeit der Menschen stille steht, droht ihm der Feind von Außen Verderben, und treibt ihn Schritt vor Schritt von dem Plage, den ihm der Mensch abgerungen hat. Wie viele Städte waren ehemals während ihrer Blüthe gesund, und sind jetzt, seitdem sie verfallen sind, ein wuchernder Boden für die Malaria. Ihre Paläste wurden eine Heimat für die verpestete Luft, und das Zurücksinken der civilisirenden Thätigkeit des Menschen ist eine der fruchtbarsten Quellen der Malaria.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Der Correspondent des „Morning Chronicle“ schreibt aus Philadelphia, vom 18. März, daß an der westlichen und südwestlichen Gränze dieses Theiles der vereinigten Staaten von Nordamerika die Pest in ihrer fürchterlichsten Gestalt, und zwar bis jetzt ausschließlich auf die Indianer beschränkt, sich zu zeigen angefangen. Die Krankheit ist so mörderisch, daß binnen wenigen Wochen mehr als 88,000 Indianer daran gestorben sind. Die verderbliche Seuche soll sich aus den, unter den weißen Handelsleuten herrschenden Pocken entwickelt haben, die sich den Indianern mittheilten, und hier bald in der gesteigerten Form einer den Kopf und das Kreuz plötzlich mit grimmigen Schmerzen befallenden und binnen wenigen Stunden tödtenden Krankheit sich entwickelt. Die Leiche schwillt fürchterlich auf und wird augenblicklich schwarz. Der gesteigerte Typus dieses Uebels hat sich bis in die kältesten Regionen der vereinigten Staaten unter den Indianern ausgebreitet; die an den Ufern der Green-Bay, im Staate Michigan wohnenden Menomorcees sind daran zu Hunderten gestorben, wiewohl, während die Seuche unter ihnen wüthete, das Thermometer 36° unter Null stand. Bis jetzt ist die weiße Bevölkerung nirgends von der Seuche ergriffen worden. — Nach dem „Standard“ zeigt sich in London die Pockenkrankheit gegenwärtig sehr häufig.

Miscelle.

In den verschiedenen Theilen von Schirwan (russische Provinz jenseits des Caucasus) findet sich eine ungemaine Verschiedenheit des Clima's. Saliangilt für ein höchst ungesund Land, nicht nur für die Russen, sondern auch für die Eingebornen; hixige und kalte Fieber sind dort die gewöhnlichsten Krankheiten. Die Ursache dieses ungünstigen Einflusses Saliangs auf den Menschen entsteht zum Theil auch daraus, daß die Fischer zur Zeit des überaus reichen Fischfanges nur den Kogen und den Leim aus den Fischen nehmen, das Fleisch aber ungebraucht liegen lassen; dies verfault in bedeutender Menge am Ufer und verpestet die Luft. In Hinricht der climatischen Einflüsse auf die Gesundheit der Menschen kann man Schirwan in zwei Theile theilen; der mittlere und untere erzeugt entzündliche Krankheiten, der obere ist gesund. Dies gilt von den Eingebornen; für die Russen ist das Clima, bis sie sich daran gewöhnt haben, nicht sehr gesund, und während sich bei den Eingebornen keine besondere Sterblichkeit bemerklich macht, sterben die Russen, namentlich die Soldaten in bedeutender Zahl, um so mehr, als sie die aus dem kältern Clima mitgebrachten Gewohnheiten nicht aufgeben. In Schirwan wüthet zuweilen unter den Russen eine scorbutische Krankheit, die man den fetten Speisen und hixigen Getränken zuschreibt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtstapf Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 37.

Montag, den 7. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Das Honorar der Aerzte. — Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich. — Die Medicin bei den Hindus. — Miscelle.

Das Honorar der Aerzte.

(Frei nach dem Französischen.)

I.

Ich hatte vor wenigen Monaten mehrere Unterredungen mit einem Gelehrten, der zwar jedesmal mit vieler Begeisterung von dem Berufe des Arztes, — jedoch von dem, was man sein „Einkommen“ nennt, mit sehr üblem Humor sprach. Ich will dem Leser einen kurzen Auszug unserer Gespräche mittheilen, um daran einige Betrachtungen über das Honorar des Arztes zu knüpfen.

Er: Sie haben, Doctor, den edelsten Beruf, den ich kenne. —

Ich: Ja wohl! Was ist edler, als heilen, erleichtern, trösten? Kein Stand wirkt so wohlthätig in der bürgerlichen Gesellschaft, als der des Arztes. —

Er: Ich bin derselben Meinung; was aber meinen Enthusiasmus abkühlt, das ist die — Bezahlung. Ich kann es nicht mit der Würde Ihres Standes vereinigen, einen Sold zu erhalten, und dies für die Ausübung einer Kunst, die mir die einzige und wahre praktische Philosophie unserer Lage zu sein scheint. —

Ich: Wie kann Dem anders sein? Aerzte sind Staatsbürger, die einen gewissen Rang in der Gesellschaft einnehmen müssen, und hiezu gehört doch, wie Sie selbst gestehen werden, viel Geld. — Er: Ich gebe dies Alles zu; und dennoch will es mir nicht recht behagen, wenn ich von dem Anrechnen der Bistten, von ärztlichen Conto's und dergleichen Dingen höre, die nur geeignet sind, das Grandiose der Kunst zu vermindern. Die meisten Aerzte haben gewiß in ihrem Studirzimmer jenes be-

rühmte Bild des Hippokrates, wie er die Geschenke des Perserkönigs mit Unwillen zurückweist; aber wie wenige ahmen ihn nach! — Ich: Die Malerei, Freund, hat wie die Dichtkunst ihr Element in der Fiction. Der Zug aus dem Leben des großen Coer's, wie er im Gemälde dargestellt wird, ist ein erdichteter; wirklich wahr ist aber der Spruch des göttlichen Greises, sich von seinem Kranken vor hinein bezahlen zu lassen. — Er: Sie scherzen. — Ich: Können die Worte des Hippokrates: „Primo curare oportet de constituenda mercede“ (Praecept. IV. 8.) anders gedeutet werden? — Er: Ich staune; aber Sie werden doch zugeben, daß es Aerzte (oder wenigstens Leute, die sich so nennen) gibt, welche Mittel zu ihrer Bereicherung anwenden, die durchaus kein Mann von Ehre billigen kann. — Ich: Dies ist eine ganz andere Frage, und hierüber sind wir ganz einer Meinung. Aber so viel ist gewiß, daß kein Arzt dadurch seiner Würde etwas vergibt, wenn er als Entschädigung für seine angewendete Sorgfalt eine Besoldung annimmt. Ein Arzt aus dem XVII. Jahrhundert sagt in dieser Beziehung sehr richtig: „Wenn wir Aerzte eine Belohnung annehmen, schilt man uns Söbblinge; aber mit Unrecht; was man den Aerzten für ihre Bemühung gibt, ist ein Honorar (Ehrensold) aber kein Lohn (merces), und schon Ulpian's Gesetz spricht sich hierüber klar aus, indem es daselbst heißt: Vieles kann man mit Anstand und Ehre annehmen, welches, wenn man es fordert, zum gemeinen Sold herabstinkt *).“

So weit das Gespräch. In der That ist es nicht das Geld, welches die Kunst entehrt, sondern die Art, dasselbe zu gewinnen. Vom höchsten bis zum untersten Stand in der bürgerlichen Gesellschaft schämt man sich nicht, für einen dem Nebenmenschen geleisteten nützlichen Dienst die verdiente Belohnung anzunehmen. Nicht die Bezahlung also kann erniedrigen, sondern nur der Geist und die Gesinnung, mit der man sie eintreibt und aufsucht; nur durch käuflichen, unerfättlichen Geiz, durch kriechende Gewinnsucht, und durch den, allen Charakter verläugnenden Schmutz wird die sonst anständige Belohnung zum gemeinen Sold.

II.

Mehr als ein Weltmann staunt oder ärgert sich, wenn er hört, daß der Arzt den Lohn für die angewendete Sorgfalt fordert. Aber eben dieser Weltmann scheut kein Mittel, um sich zu bereichern, oder um sich, wie man jetzt zu sagen beliebt, in die rechte Lage zu versetzen. Der materielle Ausdruck der Dankbarkeit gegen den Arzt läßt gewöhnlich am längsten auf sich warten. In diesem Jahrhunderte der Täuschungen, der Zwie-

*) *Malta inhoneste et mercenarie petuntur, quae honeste accipiuntur.*

tracht und der Krisen ist man vielleicht nirgends sparsamer, als gegen Aerzte. Eine unersättliche Habsucht, eine industrielle Bewegung, die sich fast bis zum Fieberhaften steigert, bemächtigt sich aller Geister; ein Jeder will sein Glück machen, aber nur dem Arzte scheinen alle Wege hierzu versperrt zu sein, obwohl die jetzige gesellschaftliche Ordnung sich fast einzig und allein auf den Gewinn bezieht; Alles ist jetzt Rechnung, Speculation; man spricht von nichts Anderem als von Activ, Passiv, wie viel dieser oder jener Mensch werth sei, wie viel diese oder jene Meinung eintragen könne u. dgl. Auf solche Fragen ist die ganze Kunst zu leben reducirt worden. Dies ist keine Satyre, sondern die Darstellung einer anerkannten Thatsache, die ihre Quelle in dem allenthalben eingerissenen Luxus hat. Das anständige, obwohl nur einfache Leben erfordert in gegenwärtiger Zeit viel Kostenaufwand, und bietet dem redlichen Manne eine schwere Aufgabe zu lösen. Es ist jetzt für den Arzt schwerer, einen Scheffel Weizen zu häufen, als ehemals sich zu bereichern. Die allgemeine Lage, die Sitten der Zeit, die Ehre des Berufes selbst legen uns gleichsam das Gesetz auf, unser Glück zu versuchen; warum sollte es uns also zum Vorwurfe gereichen, den mit Patent versehenen Industriemitter, diesen König der modernen Civilisation nachzuahmen? Geld ist jetzt Brot, Luft, Freiheit, Unabhängigkeit, Ehre, Ruhe. Die Zeiten sind vorüber, in denen der Cyniker Crates sein väterliches Gut verkaufte, das dafür erhaltene Geld ins Wasser warf und dann ausrief: „Ich bin frei!“ und schon Horaz hat gesagt: „Et genus et formam regina pecunia donat.“

III.

Die eben angeführte Maxime ist für den Arzt um so wichtiger, als die Welt sehr oft sein Talent nach Verhältniß des Lärmens und Aufsehens, das er macht, zu beurtheilen pflegt. Der Marschall von Castrier sagte von d'Alembert: „Der Mann will philosophiren, und hat nicht 1000 Thaler sichere Renten.“ Ein Aehnliches urtheilt das Publicum vom Arzte. Sein Aufwand entscheidet nur zu oft über sein Wissen. Soll der Arzt bei dieser Blindheit des großen Haufens nicht darauf sehen, sein Haus so gut als möglich auszustatten, soll er nicht das Recht haben, mit gleichem Eifer, wie jeder andere Bürger, für seine Mühe den erworbenen Lohn zu fordern? „Gäbe es,“ sagt ein berühmter Wundarzt des verflohenen Jahrhunderts, „gäbe es mehr Redlichkeit und delicate Gesinnung unter den Menschen, so würde ich den Aerzten zurufen: Verlanget nicht die Abzahlung eines noch so gerechten Honorars, sondern überlasset es der Dankbarkeit, euch dasselbe anzubieten. Bei allen Schulden, wo das Gefühl mit im Spiele ist,

muß der Seele die Freiheit bleiben, sich deren zu entledigen; und wenn das Gold die Zeit bezahlt, so kann es doch nicht unsere Sorgfalt, unsere schlaflosen Nächte, unsern Kummer und Theilnahme, unser Zittern bei jeder neuen Gefahr bezahlen; eine solche Schuld kann doch nicht mit jener verglichen werden, wo bloß das Interesse die Rechnung macht, und nur persönliche Dankbarkeit kann uns entschädigen; diese aber muß von freien Stücken kommen, sie zu fordern ist eine Beleidigung. Aber die Zeit ist vorüber, wo der Geheilte bei dem ersten Versuche seiner Kräfte zu seinem Wohlthäter ging, um ihm zu danken. Jetzt vergehen Monate, Jahre und die Dankbarkeit — schweigt. Der Arzt ist also genöthigt, das Gedächtniß des Bergesslichen aufzufrischen; denn auch er ist ein Sclave von Bedürfnissen.“

(Der Beschluß folgt.)

Ein Beitrag zur Geschichte des Magnetismus in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir haben die vorausgegangenen Daten mit der Vorerinnerung aufgezählt, daß sie nichts beweisen sollten, als die dadurch erregte Aufmerksamkeit der Ärzte und Naturforscher verschiedener Menschenalter auf besondere außergewöhnliche Zustände der menschlichen Sinne, und auf die eben so außerordentlichen Thätigkeiten in diesen.

Dem zu Folge braucht es keiner weitern Erwähnung, daß Alle, welche besagten und ähnlichen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit schenkten, in ihren Resultaten die Wirklichkeit entweder weit übertrieben, oder aber gänzlich bestritten. Für Viele lag in den Autoritäten der Erzähler ein hinreichender Beweis für die Nothwendigkeit der Wünschelruthe zu jener merkwürdigen Qualität der Metallfühler, ja sie legten in das Holzstückchen die Empfindung des Menschen; während wieder Andere in jeder der kleinsten, so oft sich wiederholenden Beobachtungen, die ihnen außergewöhnlich schienen, nichts als Betrug oder Selbsttäuschung erblickten. Es gab daher über alle derlei Erfahrungen stets nur individuelle Kritiken, und ihre Mehrzahl socht gegen Aberglaube und Charlatanerie.

Indeß dem Magnetismus selbst schadet in der wissenschaftlichen Anerkennung Niemand so sehr, als der Mann, welcher ihn zuerst systematisirte, zur rechten Hand der Heilkunde machen wollte, und ihm das unheilvolle Erbtheil seines Namens hinterließ. Wir meinen Mesmer; und wollen sein System des Magnetismus mit einigen wenigen Strichen skizziren, um durch den Beweis des vollkommenen Contrastes seiner und der heutigen Ansichten, zur Vertilgung der so häufig angenommenen Homogeneität in den Begriffen Mesmerismus und Lebensmagnetismus unser Schärfflein beizutragen.

Mesmer handhabte Magnete; beobachtete die Strömungen in denselben, vereinte ihr Fluidum in der Idee mit Licht, Electricität und Wärme, und setzte alles dieses unter den bestimmenden Einfluß der Himmelskörper. Nun lag der Gedanke, dasselbe in jedem irdischen, zumal thierischen und vorzüglich menschl-

dem Organism zu finden, gar nicht ferne. Er sprach sich auch in Kurzem aus: im menschlichen Körper herrsche ein magnetisches Fluidum, welches sich durch Polarität manifestire, dem Nervensystem einzig angehöre, und als jener sechster künstlicher Sinn zu betrachten sei, der den thierischen Körper des Einflusses der Himmels- und Erdkörper fähig mache. Diese Fähigkeit selbst nannte er thierischen Magnetismus.

Die Kraft dieser Eigenschaft — so lautet ferner sein System — kann andern Körpern mitgetheilt, durch Spiegel vermehrt und zurückgeworfen, durch den Schall fortgepflanzt, angehäuft, zusammengedrängt — ja transportirt werden! Sie wirkt aus der Entfernung; findet manches Mal eine ihm vollkommen entgegen gesetzte; und Magnete haben für sie Capacität.

Die Mittheilung und die Erregung dieses Fluidums im menschlichen Körper ist der thierische Magnetismus als Heilmittel, und zwar ein solches, daß durch dasselbe jede Nervenkrankheit unmittelbar, jede andere Krankheit aber mittelbar geheilt werden müsse. „Ein Heilmittel also,“ sagt er, „welches jede Arznei und die gesammte Heilkunde entbehrlich macht.“

Die Mittheilung und Erregung selbst, d. h. die Anwendung desselben als Medicament geschähe durch Menichen, die mit eben so prävalirendem magnetischen Fluidum wie Mesmer begabt wären, und zwar mittel- oder unmittelbar. Letzteres durch bloßes, an eine gewisse Ordnung gebundenes Auflegen der Finger oder Hände auf den leidenden Theil des Kranken; und ersteres durch Mittheilung der Kraft an todtte Körper, wie Magnete, Wasser &c., und durch diese an einen Menschen allein oder an mehrere, welche durch eine wechselseitige Berührung ihrer Füße das magnetische Fluidum in heftigere Bewegung setzen, hiedurch verstärken und zu größerer Thätigkeit bringen sollten.

Hiezu dienten seine Fußbäder, in welchen mit Wasser gefüllte Flaschen zwischen von ihm magnetisirten Magneten standen, hiezu seine magnetischen Büschel und alle die Einrichtungen, welche in verschiedenen Kranken, welche neben einander saßen, Heilung der verschiedenartigsten Leiden bewirken sollten.

So viel über die Grundzüge seines Systems, dessen weitere Entwicklung von gesteigelter Phantasie besorgt wurde.

Der solide, praktische Sinn der österreichischen Aerzte, und der schlechte Erfolg einiger mit wirklichem Betrüge oder mit dem größten Anscheine desselben vor sich gegangener Curen, erregten Mesmer's heftigen und anhaltend so leidenschaftlichen Widerspruch, daß er sich endlich — wie es ja öfters geschieht — selbst überredete, eine neue Wissenschaft, die alles Frühere umwirft, und eine neue Einsicht in das Welt Dunkel geschaffen zu haben. So ging das einzeln Gute durch die phantastische Ausdehnung verloren und das wahrhaft Geniale in der Erfassung der Idee verschwand durch ihre Ausführung.

Mesmer verließ Wien, trat voll stolzen Selbstbetrugs in Frankreich auf, zog Schüler, stritt mit der Facultät, bath um Untersuchungen und hielt keine aus, schuf Pläne zu ararialischen, magnetischen Anstalten, und verdarb mit jeder neuen Erweiterung des Systems dessen genialen Grundbau.

Für den vollkommenen Ruin seines Gebäudes sorgten seine Schüler. Erst in der, phantastisch Alles umfassenden Periode seines Systemes seine Schüler geworden, erkannten sie gar nicht mehr die schönen Grundideen; sondern eilten,

die eigene durch Redez- und Apparaten-Schwulst gelungene Verblendung der Mitwelt in noch ärgerem Galimathias mitzutheilen. Wer kann mit einem andern Urtheile Dr. Wolfart's Werk ausgelesen haben?! — Oder wer — so frage ich, denkt von den einseitigen Versuchen Puysegur's, Barbarin's und Anderen anders?

Die Systeme der Schelling'schen Schule näher zu beleuchten, verbieten uns Raumrücksichten; und überdies ist es sogar interessanter und mehr mit unserm Zwecke übereinstimmend, den Uebergang gar nicht — wohl aber die beiden Extreme: Mesmer's und der neuesten Ansichten, zu erörtern. Zu Repräsentanten der letzten müssen sich das letzte Werk Passavant's und S. H. Wirth's bekennen; und diese sind es, deren Theorie wir mit Vermeidung alles dessen, was der specielle Standpunct ihrer Lebensrichtung, von welcher aus sie auch den Magnetismus betrachten, nothwendig mit sich brachte, einigermaßen wenigstens näher erörtern wollen. Wer mitunter die beiden Genannten nicht erkennt, dem erlaube ich mir mitzutheilen, daß ich verwegener genug war, selbst ausgebildete Ansichten mit denen dieser Männer zu verschmelzen.

(Wird fortgesetzt.)

Die Medicin bei den Hindus.

Der bekannte Royle, welcher für die Botanik des Himalaya und Indiens überhaupt so viel gethan hat, und jetzt als Professor am King's College angestellt ist, hat als Einleitung zu einem Cursus der Materia medica und Therapeutik ein Memoire über das Alterthum der Medicin in Indien bekannt gemacht, woraus das „Athenäum“ Bruchstücke, mit kritischen Bemerkungen begleitet, mittheilt; aus diesen Bemerkungen theilen wir nach dem „Auslande“ Nachstehendes mit.

Die Afiaten, welche Wissenschaften und Künste nach Griechenland brachten, verloren, wie es scheint, den größern und bessern Theil ihres Wissens auf ihrem langen Wege, und mußten eine neue Laufbahn von Erfindungen beginnen. Um das Verlorene wieder aufzufinden, reisten mehrere der berühmtesten Griechen zu den civilisierteren Nationen des Ostens, und brachten Keime des Wissens mit zurück, welche später auf ihrem eigenen Boden üppig emporblühten. Der Stolz und die Vorurtheile der Griechen veranlaßte sie, eine Menge Erfindungen und Künste, die sie von den civilisirten Zeitgenossen empfangen hatten, sich selbst zuzuschreiben. Die literarische Welt Europa's war nicht wenig erstaunt über die neuen Entdeckungen im Gebiete des ägyptischen Alterthums, welche die enge Abhängigkeit Europa's von den Afiaten in Bezug auf Werkzeuge, Architektur, Sculptur, und selbst hinsichtlich der Formen der gewöhnlichsten Geräthschaften bewies. Die Gründung der englischen Herrschaft in Indien, durch welche die Schätze der orientalischen Gelehrsamkeit aufgethan wurden, hat hinsichtlich der Philosophie, der Religion und der Wissenschaft der Griechen beinahe dasselbe Zeugniß dargeboten und gezeigt, daß lange vor der Epoche ihrer Civilisation ihre Meinungen und angeblichen Entdeckungen in diesem Gebiete des Geistes unter den Hindus bekannt waren. Um dieses wider Willen aufgenommene Zeugniß abzulehnen, bestritt man das Alterthum der indischen Nachrichten, und behauptete, die griechische Wissenschaft sei nicht von Osten gekommen, sondern von

Griechenland vermittelt der Araber zu den Hindus gelangt. Die übertriebenen Ansprüche der Hindus auf ein hohes Alter erweckten den Gegensatz, und einige Kritiker versuchten die Aera der indischen Wissenschaft in eine sehr neue Zeit zu versetzen. Gegen eine solche Annahme läßt sich anführen, daß die Egyptier unzweifelhaft ein hoch civilisirtes Volk waren, und zwar lange, ehe auch nur der Grund zu dem jüdischen Volke gelegt wurde. Aber physiologische Gründe beweisen, daß die Egyptier kein afrikanischer Stamm und mit den Hindus nahe verwandt waren, während geographische Gründe es fast gewiß machen, daß sie nicht aus dem Westen kamen. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß sie waren, was ihre Physiognomie andeutet, eine Hinducolonie, und daß sie zum Mindesten die Grundlagen ihres gesellschaftlichen Systems und ihrer Künste aus einem Lande von noch älterer Civilisation mitbrachten. Die in Egypten vorherrschende Unterscheidung der Rassen scheint dies zu bestätigen.

In dem bestimmten Gegenstande, welchen Hr. Royke behandelt, ergeben sich verschiedene Andeutungen eines hohen Alters indischer Wissenschaft: philosophische Lehren mochten so gut von Indien nach Griechenland, als von Griechenland nach Indien wandern, aber der Fall ist anders bei Gegenständen der Naturgeschichte; tropische Gewächse wandern nicht von Norden nach Süden; sondern von Süden nach Norden, und was von tropischen Arzneigewächsen in Griechenland bekannt war, mußte also aus Asien nach Griechenland gewandert sein. Daß eine Schule der Medicin in Hindustan vor Dioscorides und selbst vor Hippocrates bestand, läßt sich somit beweisen. Wir können hier freilich nicht in die mannigfaltigen Nachweise eingehen, welche Herr Royke zur Unterstützung seiner Ansicht beibringt; denn zu diesem Zwecke durchforschte er die Geschichte der Medicin bei Persern, Arabern und Griechen, die alle viel von den Hindu entlehnten, deren Wissenschaft demnach in eine frühere Zeit, als die der genannten Völker, zurückgehen muß. Er führt eine Menge Umstände aus der indischen Literatur an, um zu beweisen, daß nicht nur die Medicin, sondern auch die Philosophie, die schönen sowohl als die nützlichen Künste und die Mathematik in einer sehr frühen Zeit betrieben wurden, auch geht er in die Einzelheiten des frühern Handels ein, und bringt zahlreiche Beweise herbei, daß die Egyptier, Phönicier, Juden und Araber in stetem Verkehr mit Indien standen. Die frühesten indischen Werke über Medicin sind im „Ayur-Veda“ enthalten, und gelten also bei den Hindus als das Werk Bramas. Dies deutet zum Mindesten auf ein hohes Alter; aber nach dem Ayur-Veda war damals die Medicin in verschiedene Zweige getheilt und sehr cultivirt. Hinsichtlich der Zeit dieser Schriften sind wir auf Vermuthungen beschränkt, aber das hohe Alter des Sanskrit, als einer gebildeten Sprache, wird jetzt zugestanden, und die fraglichen Schriften wurden vor dem christlichen Zeitalter aus dem Sanskrit ins Tamulische übersetzt. Da ferner der Buddhismus, welcher als eine Reform des Bramasismus betrachtet wird, aus dem sechsten Jahrhunderte vor Christus stammt, und die Veda's keine Spur von Buddhismus enthalten, so müssen wohl diese Bücher vorher geschrieben sein; und obgleich das vierte, welches von Medicin handelt, aus einer spätern Zeit, als die übrigen, ist, so enthalten doch alle Andeutungen eines blühenden Zustandes der Wissenschaften. Um das Alterthum der indischen Medicin nachzuweisen, hat Hr. Royke die Schriften der Araber durchforscht,

und mit hoher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, nicht nur, daß die Araber viel von ihrer Medicin, sondern auch von ihrer Chemie aus indischen Quellen schöpften. Ueber den Inhalt indischer Werke über Medicin bemerkt er, daß bis jetzt kein vollständiges Werk und nur wenige einzelne Stellen in irgend eine europäische Sprache übersetzt worden seien, und fügt hinzu: »In ihren Werken finden sich alle Theile der Medicin behandelt; neben einer stark aus der Einbildung geschöpften Anatomie und Physiologie, und einer abgeschmackten Rücksichtnahme auf Zahlen, findet man Nachrichten über Gifte und Gegengifte, Erwähnungen von Weiber- und Kinderkrankheiten, nebst werthvollen Bemerkungen über Chirurgie, Materia medica und Pharmacie. Man wird nicht wenig erstaunt sein, unter den großen Operationen dieser Chirurgen des Alterthums auch den Stein- und Kaiserschnitt zu finden, und zu hören, daß in ihren Werken nicht weniger als 128 chirurgische Instrumente beschrieben sind. In Betreff der Medicin finden sich Schilderungen der Zahl, des Ursprungs und des Sitzes der Krankheiten, so wie ihrer Symptome und ihrer Diagnose, begleitet von zahlreichen Anweisungen in Betreff der Diät und Behandlung. Hinsichtlich ihrer Materia medica kann man kein sonderlich günstiges Urtheil fällen, und Professor Wilson macht die Bemerkung, daß, je neuer ein Werk ist, desto zusammengesetzter die darin angegebenen Mittel sind.»

Was den Umstand betrifft, daß in europäischen Schriftstellern sich so wenig Spuren von indischer Wissenschaft finden, so macht Hr. Royle darüber die Bemerkung: »So bedeutend auch die Arzneikunde der Hindus war, und einen so großen Einfluß ihre Materia medica ausübte, so wird ihrer doch in der Geschichte der Medicin nicht erwähnt, was seinen Grund bloß in der geographischen Lage Indiens in Bezug auf Europa, und in der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Sanskrit hat, was bis in unsere Zeit fort dauerte; denn wenn der Name, selbst der berühmtesten indischen Schriftsteller, sich einem modernen Schriftsteller darböt, wurde er ohne weitere Untersuchung übergangen.»

M i s c e l l e .

(Betrug bei dem Verkaufe von Blutegehn.) In Paris sollen bei einigen Händlern künstliche Vergrößerungen der Blutegehn, um einen bessern Preis zu erzielen, dadurch hervorgebracht werden, daß sie die kleinen, dünnen Blutegehn (sogenannte Filets) in einen Wasserbehälter bringen, in den sie etwas Kalbsblut gießen; dadurch schwellen sie auf und werden, nachdem sie einige Tage in reinem Wasser gehalten werden, theurer verkauft, entsprechen aber in ihrer Wirkung natürlich nicht den von ihnen gehegten Erwartungen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 38.

Donnerstag, den 10. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Leiden und Freuden eines Wasserfreundes. — Das Honorar der Ärzte. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Literatur. — Miscellen.

Leiden und Freuden eines Wasserfreundes.

(Ein Brief an die Redaction.)

I.

Ich bin ein treuer Freund der Hydropathie, und sinne Tag und Nacht, meine Nebenmenschen für diese Lehre zu gewinnen. Wie viel ich bei diesem Bekehrungsgeschäfte leide, mögen Sie aus folgender Erzählung entnehmen.

Ich besuchte neulich einen der eifrigsten Verfechter der neuen oder vielmehr uralten Wasserheillehre. Er gehörte zu den glänzendsten Resultaten meines Eifers. Es war gerade eine Stunde nach dem Mittagessen. Eine Flasche frischen Brunnenwassers nebst einem großen Trinkglase standen auf dem Tische. Ich wurde freundlich empfangen, und nachdem ich Platz genommen, mit der Erzählung der glücklichsten Curen durch das kalte Wasser regalirt. „Sie sehen,“ sagte mein Neo-Hydrosudopath *), „wie treu ich mein Ihnen gegebenes Versprechen, nichts als Wasser zu trinken, halte, und wie wenig ich die weisen Lehren vergesse, die Sie mir vor wenigen Monaten so angelegentlichst ans Herz legten. Sind Sie nicht stolz auf einen so gelehrigen Schüler? Sie wissen, wie viel ich ehemals auf ein Gläschen Wein gehalten; und es muß Ihnen Freude gewähren, durch mich die Zahl ihrer Profelyten vermehrt zu sehen.“ — „Ich muß Sie

*) Den Ausdruck „Hydrosudopathie“ (Wasserschwitzheilkunde) findet man seit einiger Zeit in den französischen Journalen, um die allbekannte Heilmethode zu bezeichnen. Anmerk. des Einsend.

dafür herzlich umarmen," sagte ich dem Neubekehrten, und drückte einen Kuß auf seine Lippen. In diesem Augenblicke hätte ich aber nichts sehnlicher gewünscht, als daß alle meine Geruchsnerven plötzlich gelähmt würden. Denn zu meiner tiefsten Betrübniß verrieth der mir näher zugehauchte Athem meines Freundes einen Geruch — nach echtem Tokaier. Da ich einen Ausbruch meines Unwillens am unrechten Orte hielt, so that ich, als wenn ich den feurigen Versicherungen meines Freundes vollen Glauben schenkte, bestärkte ihn in der neuen Lehre, und eilte von dannen, um am Busen meines Freundes X . . . , von dessen Eifer für die gute Sache ich so vielfache Beweise erhalten hatte, über die eben erlebte unglückliche Täuschung zu weinen. Es wurde mir aber bei meinem Eintritte ins Wohnzimmer von dem daselbst Wache haltenden Diener mit aller Höflichkeit angedeutet, sein Herr sei heute durchaus nicht zu sprechen, und er müsse bedauern, mich nicht melden zu dürfen. Da ich aber öfter Gelegenheit habe, die Zauberkraft eines Silberstückes auf die feste Treue eines Bedienten kennen zu lernen, so versuchte ich auch hier, die Cur mit einer eröffnenden Münze zu beginnen, und — wurde, wie gewöhnlich, unangemeldet in das Schlafzimmer meines Freundes eingeführt. Wie groß war mein Erstaunen, als ich daselbst den Geruch von Moschus, Vibergeil und Kampfer wahrnahm. „Sie sind krank," rief ich aus, „und ließen mir gar nichts sagen?" — „Meine gewöhnlichen Nervenzufälle," sagte der Kranke, „die aber schon vorüber sind, nachdem ich — einige kalte Bäder genommen und tüchtig, wie Sie sehen (er deutete auf die Wasserflasche) Wasser getrunken habe." Ich schwieg. Sollte ich dem treuesten Anhänger des Wassers, ihm, der mit solchem Eifer, solcher Liebe und so vielen Aufopferungen die Wasserheillehre zu fördern sucht; dem in der Literatur dieses Zweiges der Heilkunde kein Buch zu theuer ist; der sich jede Stunde, die ihm sein Beruf übrig läßt, dem Wohl seiner kranken Mitbürger widmet — sollte ich ihm mein Mißtrauen bezeigen? Ihm zweifelsüchtige Fragen über den Moschusgeruch vorlegen? Trotz meines vorsichtigen Schweigens über diesen Punct konnte ich dennoch nicht umhin, zu bemerken, daß ich beim Eintritte ins Zimmer, ich wisse nicht wie so, Kopfschmerzen bekommen, bat um ein Glas frisches Wasser, hielt demselben eine begeisterte Lobrede, und suchte mit frommer Miene meinen schwachen Freund im Glauben zu bestärken. Ich nahm zärtlichen Abschied, eilte über die Stiege hinab, als mir einer der berühmtesten Aerzte der Hauptstadt begegnete, und mir unter vier Augen, und mit der Bitte, keinen Gebrauch hiervon zu machen, gestand, daß er um so eher Grund habe, für die Gesundheit meines Freundes besorgt zu sein, als er seinem Gange nach Liqueurs und andern geistigen Getränken durchaus nicht entsagen wolle.

„Ich kenne recht gut,“ sagte der kluge Arzt, „seinen scheinbaren Eifer für die Heilkraft des Wassers; sehen Sie aber das Zittern seiner Hände, sein erstorbenes Auge, seine Nase, die falsche Röthe seiner Wangen, und es wird Ihnen bald klar werden, daß er zu jenen öffentlichen Lobrednern des Wassers gehört, die heimlich trinken; daß es ihm mit seinem Eifer für Gräffenberg nie Ernst war, und daß er nur deswegen den Hydrophilos spielte, weil er gern mit der Mode im Niveau blieb.“ — Ich freute mich, aus dem Munde eines Arztes Worte zu vernehmen, die wenigstens zeigen, daß er nicht, so wie seine übrigen Kunstgenossen, jedes hydropathische Gespräch mit halsstarrer Uthgläubigkeit verküßert, faßte Muth und sagte: „Sie behandeln also meinen Freund am Zittern der Säufer, was wenden Sie an, wenn ich fragen darf? Haben Sie bei ihm schon Versuche mit kaltem Wasser gemacht?“ — „Ich mache keine Versuche,“ sagte der Arzt ganz ernsthaft, „er nimmt die durch tausendjährige Erfahrung bewährten Medicamente.“ — „Ist das Wasser nicht so alt als die Welt?“ fragte ich; aber der Sohn des Aesculap machte dem Gespräche ein Ende und eilte die Treppe hinan. Ich weiß nicht, wie ich dieselbe Treppe hinab kam. Die traurigsten Betrachtungen bemächtigten sich meiner Seele, und ich eilte zu einem Professor der Diätetik, dessen Schriften der wahre Geist der Hydropathie beseelte. Ich kannte ihn von frühesten Jugend, und wußte, daß kein erkünstelter, sondern ein auf Ueberzeugung und Thatsachen beruhender Eifer ihn durchdringe. Er war Mitglied mehrerer Mäßigkeitsvereine, war mehrere Male auf Reisen, um die Wasserheilanstalten aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, und ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, für das Wasser und dessen Kräfte Freunde zu werben. Eine Unterredung mit einem solchen Manne war mir in meiner jetzigen trüben Stimmung ein wahres Bedürfniß, und Sie können denken, daß ich mit beschleunigten Schritten zu diesem Menschenfreunde hineilte. Als ich in dessen Vorzimmer ankam, fand ich daselbst einen Mann, von dem ich nicht mehr und nicht weniger wußte, als daß er ein Weinhändler en gros sei. Ich bezeugte ihm mein Erstaunen über seine Anwesenheit in dem Vorzimmer eines Professors der Diätetik, der noch dazu sich so begeistert für das frische Wasser aussprach, erhielt aber die ganz lakonische Antwort: Es sei nicht Alles Gold, was glänzt. Wie ich dies zu verstehen habe, ward mir bald klar; denn aus einer naturgetreuen Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Professor und dem Weinhändler, die ich aus dem Munde des Letztern bald vernahm, ging hervor, daß dieser seit einigen Wochen schwer krank gewesen, den Professor zum Arzte gehabt, und so oft die Rede von der Heilkraft des Wassers gewesen, habe der Doctor über die thörichten Menschen sich lustig gemacht, die vom Wasser ihr ganzes Heil

erwarten. „Daß ich selbst mich in meinen Schriften so eifrig dafür erklärt habe,“ sagte der Professor, „darf und wird Sie nicht in meinen Ansichten irre machen. Man muß die Thorheiten des Zeitalters nicht gewaltsam unterdrücken, sondern sie durch erkünstelten Enthusiasmus bis zum Extreme treiben; dann treten ihre grellen Folgen hervor und die betrogene Welt öffnet von selbst die Augen. Am Krankenbette habe ich mich niemals auf das Wasser allein verlassen.“ — „Vielleicht hat er nur Ihnen zu Liebe so gesprochen,“ sagte ich zu dem Weinhändler. „Vielleicht unterdrückte er seinen Eifer für das Wasser, weil er wußte, daß er dadurch Ihrem Interesse entgegenarbeiten würde. So weit kann die Verstellung gehen! Daß er aber selbst Wein trinke, gern trinke, das kann ich nicht glauben.“ — „Drauen Sie ihren eigenen Augen?“ sagte der Weinhändler und zeigte mir folgendes, vom Professor erhaltene Billet: „Lieber Freund! Ich habe Ihren Brief sammt dem beigeflossenen Honorar erhalten, und es freut mich, Sie Ihrer Familie und Ihrem Berufe wiedergegeben zu sehen. Was Ihren Wunsch betrifft, mir einige Bouteillen der besten Sorten zuschicken zu dürfen, so erfülle ich denselben um so lieber, als ich die Verfälschungen der Weine in den Gasthäusern sehr fürchte, und daher jedesmal gesucht habe, mir auf Privatwegen meinen nöthigen Verbrauch an Wein zu verschaffen.“ — Ein Bedienter des Weinhändlers trat eben ein, um einen Korb voll Bouteillen echter Sorten seinem Herrn nachzutragen.

Seit dieser Zeit begann mein Glaube an dem hydropathischen Eifer bedeutend zu wanken, ich verzweifelte an der guten Sache.

Das Honorar der Aerzte.

(B e s c h l u ß.)

IV.

Das gesellschaftliche Leben besteht aus wechselseitigen Dienstleistungen; nur unter dieser Bedingung kann es bestehen, und auch die Aerzte haben ihren Antheil an dieser Oekonomie. Wir wollen es nicht so weit treiben, wie Owen in seinem französisch-lateinischen Epigramm *). Es gibt eine gewisse delicate, wir möchten sagen großmüthige Art, seine Kunst auszuüben, wobei man zwar nicht reich wird, jedoch sein Gewissen beruhigt und Achtung erwirbt. Heinrich IV. sagte vom Arzte Delorme, er habe die

*) Accipit oblatum medicus, dare non solet aurum
Pharmaca dat medicus, non solet accipere
Ordonner medicos, aegros or donner oportet
Alterius sic res altera poscit opem (Lib. 1. Epig. 58).

Kunst verstanden, der Arzneykunde ein edles Gepräge aufzudrücken (*de gentilhomme la médecine*). Man kann also Gold in Massen aufhäufen und von dem Ubel seiner Kunst sehr wenig verstehen. Hier sehe ich manchen Practicus lächeln. »Was gehen mich diese feinen Unterscheidungen zwischen Honorar und Sold an? Das Wort entscheidet hier nicht; es kommt hier auf Menge und Gewicht der Sache an.« — Wir kennen diese Art zu denken leider aus Erfahrung. Derlei Menschen suchen, wo sie nur können, recht viel Geschrei zu erheben; je mehr Geräusch, desto besser. Der Dämon der Finanzen scheint diese käuflichen Aerzte mit seinem Geiste zu beleben, und ihre ganze Moral ließe sich auf ein commercielles Interesse zurückführen. Aber bedauernswerth bleibt es immer, daß sogar Männer von hervorragendem Talente von diesem gewinnfüchtigen Principe imprägnirt sind. *Raw* soll 1500 Steinranke operirt, von jedem 1000 Thaler bekommen, und dennoch seine Operationsmethode verborgen haben, obwohl er sie zu sehr hohem Preise an *Albinus* und *Haller* verkauft hatte.

V.

Zum Glück und zur Ehre der Kunst sind derlei Fälle nicht sehr zahlreich, und man sollte gegen gewisse Behauptungen neidischer Zeit- und Kunstgenossen mißtrauischer sein. Wenn auch jeder Arzt seine Kenntnisse so vortheilhaft als möglich an den Mann bringt, so ist dies das Geld, das ihm zur Ernte angewiesen ist, er wird es fleißig bebauen, ohne deswegen zu jenen käuflichen, kalten Seelen zu gehören, deren es doch nur sehr wenige gibt. Dem obenerwähnten *Raw* kann man seine beiden Zeitgenossen, einen *Marchal* und *Lapeyronnie* entgegenstellen. Der Erstere, den *Ludwig XIV.* (wie er sich ausdrückte) eben so sehr über die gewöhnliche Sphäre zu erheben suchte, als er sich selbst über seine Kunstgenossen erhoben hatte, *Marchal* war ein Muster von Großmuth. Sobald er zum Leibwundarzte des Königs ernannt wurde, entsagte er allen Forderungen, die er an mehrere von ihm geheilte Personen zu machen hatte, und um dieselben ganz zu beruhigen, warf er die diesfälligen Papiere bis zu einer Summe von 20,000 Livres ins Feuer. *Lapeyronnie* hat, wie jeder Chirurg weiß, das schöne Monument an der chirurgischen Schule zu *Paris* errichten lassen, und hierzu sein Landgut *Marigny* verwendet. — Wie viele Aerzte geben nicht ihren Kranken Rath und Geld, Almosen und Medicamente? Der berühmte *Dumoulin*, der sich meistens voraus zahlen ließ, weil (wie er sagte) das Licht vorausgehen müsse, wenn man nicht stolpern will, legte immer auf den Tisch unbemittelter Kranken das Doppelte des Preises einer Visite. Er hatte den Grundsatz des frommen *Hecquet*: »Den Armen mit seiner Börse helfen und die

Reichen nicht schonen.“ Zu diesen berühmten Namen könnte ich noch mehrere andere fügen. So z. B. hat in unsern Zeiten Lamartinière einen Theil seines Nachlasses für Errichtung chirurgischer Schulen bestimmt; Souffet, Rega, Malouin, A. Petit, Corvisart gründeten Aufmunterungspreise für arme Zöglinge; Aubert schenkte mehr als 100,000 Franken dem Spital zu Marseille; Brayer trug durch 15 Jahre jeden Monat im Stillen 1000 Franken zum Pfarrer von St. Eustache, um dieselben zur Armenpflege zu verwenden; Morin, Bouvart, und später der englische Arzt Fothergill, haben große Summen zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Derlei Handlungen sind unter Aerzten häufiger als man glaubt. Nur wird diese stille Wohlthätigkeit weniger bemerkt, als der Egoismus einiger Anderen, die man, wie Heinecius die Advocaten, „vultures togati“ nennen könnte. Aber nicht immer hat das Publicum Recht, wenn es gegen die Aerzte Klagen erhebt. Ist die nichtärztliche Welt auch immer dankbar, immer gerecht gegen den Arzt? Hat sie immer den richtigen Begriff von von dem, was man Honorar nennt? Darüber wollen wir in einem künftigen Aufsatze sprechen.

Das Schiefwachsen der Kinder.

(Andeutungen für Eltern und Erzieher. Von D. A. Zinck.)

(Fortsetzung.)

Die angedeuteten ersten Kennzeichen des Schiefwachsens bei Kindern sind ohne Zweifel der Aufmerksamkeit sorgamer Eltern und Erzieher werth, denn in diesem Zeitraume, und so lange der Körper noch in der Entwicklungsperiode begriffen ist, können Formfehler überhaupt und namentlich Rückgratsverkrümmungen, oft gründlich gehoben werden, während man sie nach vollendetem Wachstum mit aller Mühe kaum bedeutend zu vermindern im Stande ist. Es tritt vielmehr der Fall ein, daß diese Fehler mit jedem steigenden Lebensjahre mehr bemerkbar und für die Gesundheit nachtheiliger werden, und leider nur zu oft das Lebensglück ganzer Familien untergraben, weil sich die unabsehbaren Folgen nicht selten auf Kinder und Kindeskinde erstrecken.

So wichtig nun auch die hier den Eltern und Erziehern dringend empfohlene Aufmerksamkeit auf die ersten Zeichen des Schiefwachsens für das körperliche Wohl ihrer Kinder und Eltern ist, so wichtig ist das auch für ihr geistiges Wohl.

Da Geist und Körper, durch innige Bande mit einander verschlungen, in steter Wechselwirkung stehen, so üben auch Verkrümmungen des Körpers, ganz besonders aber Verkrümmungen des Rückgrates, einen auffallenden Einfluß auf das geistige Leben der Kinder aus.

Ich darf mich nur auf die gemeine Erfahrung berufen, die Jedermann leicht machen kann, daß die geistigen Kräfte der an diesen Fehlern Leidenden meistens ihrem Alter und Wachsthum voreilen. Man erstaunt oft über das Com-

binationsvermögen solcher Kinder und preist sie nicht selten glücklich, ohne zu ahnen, daß sie an der Pforte eines grenzenlosen Unglückes stehen, besonders wenn man das krankhafte Voreilen der geistigen Entwicklung vor der körperlichen durch unzweckmäßigen Unterricht befördert, und ihre oft unersättliche Wissensbegierde befriedigen zu müssen glaubt, anstatt man darauf denken sollte, wie man der in Stocken gerathenden körperlichen Ausbildung aufhelfen könne.

Daß hierzu regelmäÙige, mit heilkundiger Umsicht angeordnete, der Individualität (d. i. dem Alter, den Kräften, der bisherigen Lebens- und Nahrungsweise) angepasste Diät und gymnastische Uebungen kräftige und wirksame Mittel sind, wird man wohl kaum bezweifeln wollen und noch weniger können, wenn man auch aus vielen Beobachtungen anführen kann, daß sowohl die mancherlei körperlichen Uebungen im väterlichen Hause, die von sachkundigen Aerzten angeordnet wurden, als auch die Schwimmübungen vergebens gebraucht worden sind. Es zeigt sich hierbei ganz deutlich, daß die besten Anordnungen der Aerzte fruchtlos bleiben, wo es an einer bei Tag und Nacht unausgesetzten Hilfeleistung fehlt, und diese ist nur in einer vollkommen eingerichteten Heilanstalt möglich, wo dem Arzte nebst der Leitung des Verhaltens und der Diät auch mechanische und gymnastische Hilfsmittel zu Gebote stehen. — Daß aber das gewöhnliche Aufhängen der Kinder an den Händen, das Tragen der Stütmieder und Schnürbrüste, so wie die Schwimmübungen oft das Uebel vergrößern, ist leicht daraus begreiflich, weil jedes wirksame Mittel, das sich in dem geeigneten Falle als kräftiges Hilfsmittel legitimirt, im entgegengesetzten Falle schädlich werden muß. Zur Anordnung der geeigneten Hilfsmittel gehört unmaßgeblich die genaue Erforschung des krankhaften Zustandes und seiner Ursachen, und zur Anwendung und Ausführung des darauf sich gründenden, sehr verschiedenen Heilplans gehört nebst ärztlichen Kenntnissen die Gelegenheit, das leidende Individuum beständig beachten zu können.

Nebst den bereits angeführten Gründen, welche das Bedürfnis und den Nutzen einer vollkommen eingerichteten orthopädischen Anstalt deutlich darthun, ist auch der Umstand von hoher Bedeutung, daß wenigstens sehr viele von den Unglücklichen, die an Verkrümmungen des Rückgrates leiden, in der Folgezeit menschenfeind und lebenssatt werden, die Liebe zu ihren Eltern, Geschwistern und Verwandten verlieren, und Jeden beneiden, dem das Glück eines fehlerlosen Körpers zu Theil wurde. Daß hieran nicht selten schon der unbesonnene Muthwille ihrer nächsten Umgebung in der zartesten Jugend, dann die mancherlei theils böshaften, theils nur gedanken- und oft ganz absichtlosen Anspielungen Schuld sind, welche die Gemüthsruhe solcher Individuen stören, unterliegt keinem Zweifel. Alle diese schädlichen Einwirkungen sind im väterlichen Hause kaum, wohl aber sehr leicht in einem Institute zu verhindern, wo sie noch die Hoffnung auf vollkommene Befreiung von ihrem Uebel belebt und erheitert.

Zum Beschlusse dieser Andeutungen für Eltern und Erzieher, erlaube ich mir nur noch, die Beschreibung der inneren Einrichtung des orthopädischen Institutes in Wien in diesen Blättern niederzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Psychologisch-medizinische Abhandlung über den Hbrosomnambulismus oder das frei entstandene Schlafhandeln. Von J. L. Schönaug, Doctor der Heilkunde. Wien, 1838. Bei F. Beck, Universitätsbuchhändler.

Der Somnambulismus, als Doppeltgänger des individuellen, selbstbewußten Lebens, hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Weltweisen und Aerzte erregt, die sich der Lösung dieser schweren Frage unterzogen. Natürlich fiel die Lösung oft nur sehr einseitig, ja sogar sich ganz entgegengesetzt aus; während die Einen bloß die ideelle Seite aufgefaßt, und darin einen, das gewöhnliche Leben weit überflügelnden Zustand erblickten, sahen die Andern nichts als die materielle Seite, und läugneten jede Thatfache, als ihren crassen Ansichten widersprechend, weg. Der Verfasser dieser Abhandlung, vom heutigen Standpuncte der Wissenschaft ausgehend, strebt die ideellen Aussagen der Psychologie mehr auf einen materiellen Boden zu verpflanzen, um so das Band desto leichter zu entwickeln, welches Ursachen und Erscheinungen vermittelt, und auf diese Weise diesen Zustand dem krankhaften, ja niedern Instinctleben näher zu bringen. Wir glauben daher den Lesern dieses Blattes diese Brochüre empfehlen zu dürfen, worin sie nichts Wissenswürdiges über diesen Gegenstand vermissen werden, und durch die poetische, bildliche Darstellung, deren dieser Gegenstand fähig ist, gerne dem Ideengange des Verfassers folgen werden.

Dr. F. — I.

Miscellen.

(Künstliches Wellenbad.) Nach dem Berichte des Dr. v. Basadow in Merseburg (Med. Vereinsz. Nr. 52. 1837) ist das Wellenbad eine Modification des Flußbades, welches zuerst von den Salinenbeamten in Kösen und später von den Mühlenbesitzern in Merseburg in der Saale eingerichtet worden ist, als ein Surrogat des Seebades. Es besteht die Einrichtung in einem geräumigen, unten und zu beiden Seiten mit Breterwänden, rückwärts und vorn mit aus einander stehenden Latten gebildetem Badekasten von drei Fuß Wassertiefe, in einem Flosse von langen Baumstämmen befestigt, von einem Badehäuschen bedeckt, und einem Mühlgerinne so nahe gelegt, daß die dritte oder vierte Welle des Schwalles in den Badekasten einschlägt. Um den Badenden gegen die tobende Wassermasse zu unterstützen, sind ringsum Handhaben angebracht.

— Die Tataren schätzen die Medicin sehr hoch; einige von ihnen beschäftigen sich mit großem Erfolge mit der Heilkunst und behandeln Wunden sehr glücklich; es scheint, als ob sie ihre ärztlichen Kenntnisse aus arabischen Büchern schöpften. Sie achten die russischen Aerzte, nehmen aber nur im äußersten Falle zu ihnen ihre Zuflucht.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 39.

Montag, den 14. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Einfluß der Erziehung auf das Nachtwandeln. — Bericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der egyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders auszeichneten. — Das Erbeessen. — Miscelle.

Ueber den Einfluß der Erziehung auf das Nachtwandeln *).

(Vom Med. Dr. J. L. Schönaug.)

Sonderbar bleibt es immer, daß uns die größten Wunder alltäglich werden, und die alltäglichsten Dinge oft wunderbar erscheinen. Woher mag das wohl rühren? Wir sind geneigter, zehn Wunder auf Treue und Glauben anzunehmen, als einer alltäglichen Naturerscheinung auf die Spur zu kommen.

Wir träumen alltäglich, wenn auch häufiger allnächtlich; das reiche Füllhorn der Phantasie strömt, noch im Schooße der Ruhe, das Uebermaß der sinnlichen Bilder aus. Unsere, der Erholung bedürftigen Sinne sind jetzt unfähig, den prüfenden Maßstab anzulegen, ob die Phantasie ihnen wirkliche Gegenstände der Außenwelt vorführe, oder mit trügerischem Spiele sie hinhaltend, bloß zum Besten habe; zum Glücke gebricht ihnen die Kraft, sich von dieser Scheinwelt zur äußern Thätigkeit bestimmen zu lassen. Und die Traumgebilde gehen an uns, wie die Schöpfungen des Mimn an dem Zuschauer, einen momentanen Eindruck bloß erzwirkend, vorüber. Mit dem Augenblicke entschwindet auch die Täuschung, wenn nicht die Erinnerung ihren leichten Flug hemmt. So steht der Traum vor unsern Blicken da, jedes magischen Prunkes entkleidet, der unbewunderte

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine vom Verfasser dieses Aufsatzes hier erschienene Schrift aufmerksam, die den Titel führt: »Psychologisch-medizinische Abhandlung über den Idio-Somnambulismus, oder das frei entstandene Schlafwandeln.« Wien 1838. Bei Beck.

Die Red.

Blumenmaler, der die Lichtfarben der Idee auf den dunklen Grund unferer Mächte aufzutragen versteht.

Aber nicht immer läuft dieses Schattenspiel so friedlich und erfolglos ab; nicht immer verhalten Phantasie und Sinne sich ruhig in ihren Schranken; erstere weiß ihren Truggestalten das Siegel der Wahrheit so täuschend aufzudrücken, daß die treuen Zwischenhändler der Außenwelt, die Sinne, von ihren Verführungen hintergangen, sich ihr unbedingt in die Arme werfen, ihren fieberhaften Vorbildungen gehorchen, die zwischen Bilder- und Körperwelt aufgestellte Scheidewand niederreißen, und die warnende Stimme der Vernunft gänzlich verwerfen. So werden die Vorspiegelungen des heißen Blutes verkörpert in die Wirklichkeit eingeführt, so tritt der quälende Traum ins Leben, anmaßend genug, jedes kräftige Lebensbild der Außenwelt, das ihn in sein Schattenreich zurückzuweisen droht, als Verleumder, als Nebenbuhler anzuklagen. Kühn, wie er jede Thatkraft, selbst die höchste des Lebens, das Reflexionsvermögen usurpirt, flieht er scheu das offene Auge des Tages; der Mond allein ist sein günstiger Schutzpatron, geheimnißvoll webt die Nacht um ihren Sohn den dichten Schleier, den nicht einmal die Erinnerung aufzurollen wagt. — Und dies ist das Wunderkind, welchem bald Genien, bald Dämonen Eintritt ins Leben verschaffen müssen, um nur der Natur ihr angestammtes Mutterrecht streitig zu machen — das räthselhafte Schlafhandeln.

Diesen kleinen Abweg glaubte ich mir erlauben zu müssen, um keinen größern auf Kosten der Wahrheit und zum Nachtheile der Gesundheit zu machen; die Phantasie mußte als erste Urheberin dieser ungereimten Lebensäußerungen dargestellt werden, die sie zwecklos verschwendet; aber nicht Jeder, der viel Aufwand macht, ist deswegen reich, und die Phantasie weiß im Zustande des Schlafhandelns ihre Armuth an Dichtungsvermögen durch ihre besonders eigene Lebhaftigkeit zu vermänteln.

Es ist also klar, daß hier die Phantasie nicht gesund ist; aber sie ist auch nicht ganz krank, sie kränkelt bloß; und solche Patienten bedürfen einer weit umsichtigeren Pflege, weil sie zum Scheine für gesund gehalten werden könnten; bewährte, kräftige Heilstoffe hier zu Hilfe rufen, wäre ebenfalls thöricht — leichte Hausmittel aus der Oekonomie der Seelenkunde und eine strenge Geistesdiät führen weit schneller und sicherer zum Ziele. Mütterlich sanft kann hier die Erziehung allein, wenn ihr der Pflegling am Herzen liegt, hilfreiche Hand leihen, leicht gelingt es ihr, jede Falte wegzuglätten, die sonst so schmerzende Eindrücke zurückläßt.

Phantasie und Sinne haben sich uns als die geheimen Triebfedern dieses mechanischen Gliederspieles, das wir unter dem Namen des Schlafhandelns kennen, dargestellt — jene im Zustand hoher Reizbarkeit,

diese im Zustande der höchsten Empfänglichkeit; dadurch wird erstere beim geringsten äußeren Anlasse gleich exaltirt, sie ruft sich im berausenden Laumel ihre eigene Bilderwelt hervor, welchen die Sinne, ungemahnt vom Warnungsworte der höhern Geisteskräfte, ihre Huldigung darzubringen sich nicht versagen können, sie vollziehen mittelst der Bewegungsorgane eiligst ihren Machtanspruch, folgen schleunigst ihrem Herrscherwinke. — Soll hier hilfreich eingeschritten werden, so müssen der Phantasie alle jene Reizmittel entzogen werden, welche sie leicht in Extasis versetzen, daher jene Fundgrube schwärmerischer Bilder verschlossen werden muß, die sich so leicht in märchenhaften Romanen, in erotischen Erzählungen für sie öffnet, sie erhitzt und ins Bereich der möglichen Erscheinungen hinüberspielt; im Gegentheile muß sie an jenen kräftigen Gebilden sich üben, die ihren üppigen, verschwenderischen Reiz an die festen, kerngefunden, stereotypen Gestalten der Wirklichkeit knüpfen, und die, ungeachtet ihrer Wandelbarkeit, sich dennoch einen beständigen, fixen Boden im Reiche der Wahrscheinlichkeit zu sichern vermögen. — Der Hippogryph der Alten schlug jenen klaren, hellen Quell, der noch so rein und unverfälscht heute, wie vor zweitausend Jahren fließt.

Das Gedächtniß besitzt unter andern auch die hohe Kraft, die Truggebilde der Phantasie zu entlarven, es knüpft ein geheimes Sternband zwischen Vergangenheit und Gegenwart an, und legt so der Vernunft die ersten Elemente zum verwickelten Kettenbau ihrer Schlüsse und Vergleichen vor; wird es daher kräftig erhalten, spaltet die Erinnerung oft den Nebelflor, der sich um die Träume der Vergangenheit dicht schließt, so wird der Geist des Nachtwandels bald in sein Dunkel wieder zurücktreten, aus Furcht, in seinem geheimnißvollen Reiche belauscht zu werden.

Die Sinne müssen vor jenen Verirrungen geschützt werden, wo sie, vom kleinsten Reizmittel gestachelt, dieses wie einen äußern kräftigen Angriff der Wirklichkeit gleich vor das innere Forum der Seele bringen, welche halb schlummernd die Willenskraft zurückwirken läßt. So müssen auch die Bewegungsorgane jener üblen Gewohnheit entzogen werden, halbwach, wie auf einen deutlichen Aufruf der Willenskraft an ihr Tagwerk zu gehen. Hat die überzärtliche Mutter dem Säugling während des Schlafes die Brust im Munde gelassen, hat die schalkhafte Dirne dem schlummernden Kinde oft böshafter Weise unter dem Ohre mit einem Strohhalm gespielt, hat es die sorgende Amme oft im Schlafe mit Küßen überhäuft; so wird es auch späterhin erwachsen, die Ruthe fürchtend, sich halb schlummernd entkleiden, dem Schlafe ergeben, der jedes geistige Leben hemmt, maschinen- und instinctmäßig handeln.

Vericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der ägyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders auszeichneten.

(Von Dr. Bulard. *)

Die Pest wüthete seit mehreren Wochen in Alexandria und hatte sich schon über die meisten Dörfer an den beiden Ufern des Nils verbreitet, als die unglücklichen Fellahs, welche aus den angesteckten Ortschaften kamen, an der Küste von Boulac, eine Viertelstunde von Cairo entfernt, der tödtlichen Krankheit unterlagen. Die Erscheinung der Seuche in dem großen Cairo stand also zu erwarten, und die Einwohner desselben bereiteten sich auf das Unglück vor; die eingebornen Christen hielten die gewöhnlichen Betübungen, welche ihr Nitus bei jeder bevorstehenden großen Trübsal vorschreibt; die Muselmänner gaben sich in voller Resignation ihrem Fatalismus von absoluter Ueberzeugung hin; die Europäer umgaben sich mit einer doppelten Barriere, an deren Eingang sich ein Räucherbecken und ein Wasserzuber zur Reinigung alles dessen, was von Außen hereinkam, befand; die Reichen wanderten aus und die Armen blieben zurück, ausgesetzt allen Entbehrungen des Elends und allen Schrecken der entsetzlichen Seuche. Was die Aerzte selbst betraf, so blieben sie entweder oder entflohen, isolirten sich oder weilten in rüstiger Thätigkeit, gingen zu Pestkranken oder weigerten sich dieselben zu besuchen, sammelten sich Ehre oder setzten sich herunter, und waren auf diese Art gegen Lob oder Tadel und Verachtung mehr oder weniger gleichgiltig.

Wir verschweigen großmüthig die Namen derjenigen, welche feigherzig vor der Gefahr flohen, die Heiligkeit ihrer Sendung verkannten und die Würde ihres Charakters verwirkten, um desto mehr von jenen Wackeren sprechen zu können, deren Uneigennützigkeit und Hingebung ohne Grenzen war, obwohl ihr edles Benehmen ohne Belohnung blieb.

I. — A u b e r t, ein französischer Arzt, welcher nach Egypten mit einem Contract kam, der ihm die Würde und die Vortheile eines *médecin major* zusicherte. Begabt mit einer glühenden Einbildungskraft, die auch ihn in den Wirbel der Meinungen, welche so viele edelmüthige junge Männer zur Auswanderung bewogen, hinriß, zeigte der Doctor A u b e r t dieselbe Begeisterung mitten unter den Schrecken der Pest, und entwickelte allen jenen Muth, jene Selbstverläugnung und Uneigennützigkeit, welche seine eigenwillig gewählte Stellung erforderte. Anfangs residirte er zu Cairo, wo er das erste Mal einen Pestkranken beobachtete und behandelte, und dies zwar in der Gegenwart des Dr. Boyer, welcher als Zeuge

*) Aus dessen Journal: „La Peste.“

beiwohnte; von hier aus begab er sich nach Alexandria, wo er mit Rigaud alle Arbeiten und Gefahren theilte, die Pestkranken und ihre Leichen berührte, ohne daß er sich je hatte früher gegen die Ansteckung schützen können, und sich überdies in die Privathäuser begab, wo er mit der unermüdetsten Sorgfalt und einer sich immer gleich bleibenden Selbstentfagung waltete. Zum Lohn für alle diese wesentlichen Dienste, seinen Feuereifer und heiligen Enthusiasmus, welche den Dr. Aubert allen Bewohnern von Alexandria so werth machten, befahl ihm die egyptische Regierung, dem Einflusse der Tropenländer und dem Eisen der Beduinen des steinigten Arabiens entgegen zu gehen. Erbittert über so unerhörten Undank, weigerte er sich abzureisen und erhielt seine Entlassung. Die europäische Bevölkerung dieser Stadt jedoch nahm gleichsam durch einen Act einstimmiger Uebereinkunft diesen Arzt mit offenen Armen auf, verband sich denselben durch einen jährlichen Gehalt und suchte auf diese Art das doppelte Andenken an das rohe Betragen Mehemet Ali's und zugleich an echt französische Hingebung feierlich zu verewigen.

Zwei Jahre später verließ Aubert Egypten, durchschiffte das rothe Meer und blieb in Abyssinien; wir wissen aber nicht, ob er noch am Leben ist. Möchten ihm doch diese wenigen Zeilen als ein Vorspiel jener Entschädigungen erscheinen, auf welche er einen so gegründeten Anspruch hat.

Man hat uns versichert, daß seine Beobachtungen der Akademie überschießt worden wären; da aber sein Urtheil oft von der Einbildungskraft regiert wurde, so fürchten wir, daß dieser Mangel an Organisation auch in seinen Berichten zu finden sein dürfte, und vielleicht auch jener, welcher sich aus einem vernachlässigten ärztlichen Unterrichte zur Realisation utopischer Projecte herleitet.

II. — Boyer, Neffe, aus Marseille, ein Mann von gründlichem und glänzendem Wissen. Er langte 1833 in Egypten an und verfügte sich alsobald nach Cairo, wo er unmittelbar in dem Militärspitale de l'Ezbéquieh in der Eigenschaft eines médecin major angestellt wurde. Gierig nach Belehrung und Erfahrungen, wie es Dr. Boyer war, dauerte es nicht lange, daß sich gegen ihn alle jene despotischen und ignoranten ärztlichen Vorurtheile erhoben, denen er in seiner abhängigen Stellung nicht entkommen konnte; er war allen Ausfällen der niedrigsten Eifersucht, des schändlichsten Egoismus und allen Intriguen einer Coterie bloßgestellt. Er wurde entlassen, wieder zurückberufen und von Neuem entlassen, und so befand er sich gerade außer dem Sanitätsdienste, als die Pest ausbrach. Nun begriff er erst im ganzen Umfange, wie böse man es gegen ihn meinet, da man ihm hierdurch alle Möglichkeit raubte, sich eine gehörige Stellung im Studium dieser Seuche unter allen ihren Formen zu verschaffen; Beob-

achtungen am Krankenbette und Leichenöffnungen waren ihm entzogen, und wir glauben, daß er keine Leichenöffnung sah, als jene, wo er dem Doctor Kubert als Zeuge bewohnte.

Um diese seine ungünstige Stellung zu verbessern, machte Boyer der Ortsbehörde durch den französischen Consul zu Cairo, Herrn Rippel, die lebendigsten Vorstellungen; aber weder die Wünsche des Arztes noch die Bemühungen des Consuls fanden Gewährung, und Boyer mußte daher seine Beobachtungen auf den kleinen Kreis seiner Privatpraxis, welche ihm nur wenige Erfahrungen verschaffte, beschränken. So durfte er nur ausschließlich solche Kranke behandeln, welche an gewöhnlichen Uebeln litten. Dessen ungeachtet gewann Boyer in der öffentlichen Meinung außerordentlich durch seinen guten Willen, welchen er nicht realisiren konnte, und trotz allen Nachtheilen seiner Stellung hoffen wir doch, daß er in der Pest von 1837 noch Mittel finden werde, seinem durchdringenden Geiste einen Wirkungskreis zu verschaffen, und daß sein Aufenthalt in Egypten nicht gänzlich für die Beleuchtung der Fragen, welche sich mit der Auflösung des großen Problems verbinden, verloren sein werde.

(Der Beschluß folgt.)

Das Erdeessen.

(Aus dem „Journal des Travaux de l'Academie de l'industrie française.“)

Die seltsame Lust einiger wilden Völkerstämme und selbst einzelner Personen aus gebildeten Nationen, Erde zu essen, ist eine Thatsache, über die man längst schon bemüht war, ins Klare zu kommen. Mehrere Reisende sprechen von dieser wunderbaren Erscheinung, und da selbst in neuerer Zeit Humboldt das Vorhandensein dieser Gewohnheit bei den Ottomaken (am Drinoko) bestätigt, so hat man aufgehört, diese Sache für fabelhaft zu halten. Es ist jetzt also außer Zweifel gestellt, daß sich oft bei Menschen in Ländern der heißen Zone eine unwiderstehliche Neigung einstellt, Erde zu essen, und zwar nicht eine alkalische, oder kalkhaltige Erde, um die Magensäure zu tilgen *), sondern einen sehr fetten, meist stark riechenden Thon. Dieser Drang ist oft schon bei Kindern so stark, daß man sie binden muß, damit sie, wenn es zu regnen aufgehört, nicht hinaus laufen und Erde essen. In dem Dorfe Banko, am Ufer des Magdalenenstromes, stecken (wie Gilly erzählt) die eingebornen Frauen, wenn sie irdene Töpfe machen, große Stücke Thon in den Mund. In Guinea essen die Neger eine gelbliche Erde, die sie Kauak nennen; eine ähnliche Lust zeigen die nach Amerika versetzten Negerclaven, aber stets zum Nachtheile ihrer Ge-

*) Wie dieß bei bleichsüchtigen Mädchen, Hypochondristen, hysterischen Personen u. s. w. Statt findet. Ich hatte neulich im k. k. allg. Krankenhause Gelegenheit, bei einem bleichsüchtigen Mädchen das sonderbare, fast unwiderstehliche Gelüste nach Streusand und nach dem Essen von Wirn zu beobachten.

sundheit. »Eine allgemeine Ursache des Magenübelß bei den Sklaven,« sagt Thibaut de Chanvallon, »ist die Gewohnheit mehrerer von Guinea gekommenen Neger, Erde zu essen; nicht aus einem verdorbenen Geschmacke, sondern aus einer in der Heimat angenommenen Gewohnheit, der zu Folge sie häufig eine gewisse Erde essen, die ihnen schmeckt, ohne ihnen beschwerlich zu werden. Namentlich lieben sie einen rothgelben, auf den Antillen sehr gewöhnlichen Tuff, den man sogar heimlich auf dem Markte unter dem Namen Kauak verkauft. Die Neger, welche diese Gewohnheit haben, sind so lüstern darnach, daß keine Strafe sie davon abhalten kann. — La Billardière sah auf der Insel Java kleine viereckige Kuchen (»Tanaampo« genannt) zum Verkaufe ausgesetzt, die nach näherer Untersuchung aus einem röthlichen Thone bestanden, den man ist. Die Einwohner von Neu-Caledonien essen (demselben Reisenden zu Folge) zur Stillung ihres Hungers faustgroße Stücke eines sehr zerreibbaren Topfsteines, worin Bauquelin bei einer Analyse Kupfer fand. Auch in Peru kaufen die Eingebornen auf dem Markte neben andern Lebensmitteln eine kalkartige Erde, die sie mit der Coca (*erythroxyton peruvianum*) mischen.

Aus diesen Beispielen, die man noch mit vielen andern vermehren könnte, geht hervor, daß diese seltsame Gewohnheit fast in der ganzen heißen Zone verbreitet ist. Aber auch aus andern Weltgegenden sind Beispiele von Erdeeßen vorhanden. Der gelehrte, schwedische Naturforscher Rezius erfuhr auf seiner Reise nach Lappland, daß die Bewohner gewisser Landstriche nicht bloß zu Zeiten des Hungers, sondern als eine schmackhafte Speise eine Erdart essen. Bei näherer Untersuchung derselben fand er, daß sie eine Art verwitterten Thonschiefers sei, den man Bergmehl nennt. Zur Zeit der im Lappland herrschenden Hungersnoth (1832) gerieth man in der Gemeinde Dagera auf den Gedanken, unter das Kornmehl nicht nur gestoßene Baumrinde, sondern auch Bergmehl zu mischen. Der berühmte Chemiker Berzelius fand bei einer genauen Analyse, daß diese Erde aus einer Mischung von Kieselerde und thierischen Stoffen bestand. Mit Hilfe starker Vergrößerungsgläser fand auch Rezius, daß dieses Bergmehl fast ganz aus Trümmern von in fossilen Zustand übergegangenen Infusorien *) besteht. Man erkannte mit Leichtigkeit darin 19 verschiedene Formen dieser Infusorien, von denen einige noch im Wasser leben, andere jedoch erloschene Arten sind. Man hatte also wirklich aus Infusorien Brot gemacht, ein Umstand, der einigermaßen die nährnde Eigenschaft dieser Substanz erklärt.

Herr Cötting, ein Arzt im Canton von Richmond in den vereinigten Staaten, erzählt, daß sich daselbst eine Thonart befindet, die von vielen Leuten, namentlich von Kindern, als Nahrung gesucht ist. Diese Erde, mit einer theils dunkel, theils rothgelben Farbe, findet sich in Massen und in Schichten, hat ein sehr feines Korn, ist weich und klebt an der Zunge. Wenn sie feucht ist, hat sie einen Thongeruch, setzt sich im Wasser als Pulver ab und bildet darin einen dehnbaren Teig. Nebst Kieselerde (31), Eisenoxyd (12), Magnesia (10), Was-

*) Man muß hier unwillkürlich an die interessante Ehrenberg'sche Entdeckung in Betreff des Verhältnisses der Infusorien zur Kieselerde denken.

ser (12), enthält sie in 100 Theilen 34 Theile Thonerde; keine Spur von thierischen Substanzen, jedoch Pflanzenstoffe im fauligen Zustande und Lignit. In der Grafschaft Richmond, an der großen Straße von Augusta nach Savannah sieht man große Aushöhlungen, die von diesen Erdesteinen (diat. eatous) gemacht werden. Der Geschmack dieser Erde ist süßlich, und dem der gebrannten Magnesia ähnlich. Diejenigen, die sich diesem unnatürlichen Genuße hingeben, sollen kränklich, bleich und leichenhaft, und wie Leute aussehen, die sich gewöhnlich mit dem Poliren der Metalle beschäftigen; und man sieht sie oft hinsterven, ohne einen andern Grund für ihren Tod, als diese Gewohnheit anführen zu können.

M i s c e l l e .

— Alles, was die Verbesserung des Looses der ärmeren Volksklassen betrifft, kann heutzutage nur von lebendigstem Interesse sein; daher verdient die so eben erschienene Brochüre des ehemaligen Schülers der polytechnischen Schule, und jetzigen Ingenieurs und ersten Directors der Brücken und Straßen, des Herrn A. C. Emmer y, unter dem Titel: „Amélioration du sort des ouvriers dans les travaux publics,“ die ernsthafteste Aufmerksamkeit. Unter den arbeitenden Classen ist es besonders eine, welche, vermöge der Natur ihrer Beschäftigung, so oft den grausamsten Duldungen unterworfen ist, wir meinen hier die Arbeiter in den Minen, an den Canälen und überall, wo es sich um große Veränderungen des Bodens handelt. Herr Emmer y, welcher mehrere Male zur Leitung solcher Arbeiten berufen worden war, hat das Elend dieser Menschen in der Nähe kennen gelernt, und er sah oft, daß Krankheiten und Verwundungen — eine Folge der gefährvollen oder ungesunden Arbeiten — diese Menschen mit ihren Familien einem namenlosen Unglücke in die Arme warfen. Er spricht von den außerordentlichen Erfolgen jener Unterstützungen, welche vorsichtige und väterliche Einrichtungen den Arbeitern an den Canälen Saint-Maur und an den Bayen (Buchten) von Charenton und Ivry hatten angedeihen lassen. Hr. Emmer y will nicht, daß diese Unterstützungen der Willkür der oft eigennütigen und unaufgeklärten Unternehmer überlassen werden sollen, sondern er drückt den eifrigen Wunsch aus, daß die Verwaltung von dem für die öffentlichen Arbeiten bestimmten Schatze einen Theil zur Unterstützung für solche Unglücksfälle abziehen möchte, welche sich dabei in demselben Verhältnisse fast täglich ereignen; dieser Theil wäre im Verhältnisse zum Ganzen nur gering, wenn man betrachtet, daß er sich bei den oben erwähnten Arbeiten nie höher belaufen habe, als auf 6 Centimes von 100 Franken. Aehnliche Wünsche ehren den, welcher sie äußert, und sie würden auch die Verwaltung, welche sie realisiert, nicht weniger ehren!

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 40.

Donnerstag, den 17. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber die Molkenanstalt zu Ischl. — Bericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der egyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders ausgezeichneten. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Miscellen.

Ueber die Molkenanstalt zu Ischl.

(Von Fr. v. Erlach, Chem. Mag.)

Der Anblick des frühlichen Gedeihens nützlicher Unternehmungen gewährt stets Vergnügen. Daher werden öftere Nachrichten von dem Curorte Ischl, welches unter den Bädern Oesterreichs, wegen seiner Naturschönheiten und der Vielseitigkeit seiner Heilanstalten, auch in wissenschaftlicher Rücksicht stets wichtiger wird, dem Leser nicht unwillkommen sein.

Der Gegenstand dieses Aufsatzes — die dortige Molkenanstalt — die bereits solche Ausbildung erreicht hat, daß sie den übrigen derlei Anstalten zur Seite gesetzt werden kann, wurde fast zugleich mit den Solenbädern eingeführt, indem die Molken sich als ein vorzüglich geeignetes Unterstützungsmittel der Solen-Badecur erweisen.

Während Solen- und Dampfbäder von Außen einwirken, und nebst Belebung der Hautthätigkeit, durch Aufsaugung und Ausscheidung das Blut und alle Säfte reinigen, und eine vortheilhafte Reaction im Organismus einleiten — wirken die Molken innerlich und „bringen,“ wie der würdige Hufeland sich ausdrückt, „ohne in die Sinne fallenden Eigenschaften, ohne merkliche Alteration des Organismus, still und sanft, wie die Natur selbst, die herrlichsten Wirkungen im Organismus, hervor,“ indem sie die Säfte verbessern, ihre Schärfen mildern, die Stockungen und Verhärtungen der Eingeweide auflösen, und dann ausscheiden. Einen besonderen Werth als Heilmittel erhalten die in Ischl den Patienten dargebotenen Molken dadurch, daß sie nicht, wie vielfältig der Fall ist, als bloßes Nebenproduct der Käsebereitung aus den Schweizereien herbeigebracht werden,

sondern daß in Iſchl ihrer Darſtellung die vollſte Rückſicht gewidmet, kein Koſtenaufwand geſcheut, und dieſelbe von einem wiſſenſchaftlich gebildeten Individuum, unter ſteter ärztlicher Aufſicht, geleitet wird. Dieſe Vorſicht iſt gewiß ſehr ſchätzenswerth, denn von der Wahl der Milch, und von der Bereitungsweiſe, hängt in den meiſten Fällen die Heilwirkung der Molken ab. Nur die friſche Alpenmilch, welche während den Monaten gewonnen wird, wo die Kühe oder Ziegen den ganzen Tag über in der freien, reinen Gebirgsluft ſich bewegen, und von den gewürzhaften, ſaftigen Alpenkräutern ſich nähren, gibt vorzügliche Molken. Werden die Thiere in Ställen gehalten und mit trockenem Heu gefüttert, ſo zeigen ſich die Molken bald geſchmacklos, werden leicht ſauer, haben wenig Aroma und ſind für empfindliche Magen ſchwer zu ertragen. Aber ſelbſt aus der beſten Milch können für den medicinischen Gebrauch ganz geeignete Molken nur dann erhalten werden, wenn die Darſtellung mittelſt Laab bewirkt wird; wenn hierbei zu hohe Wärme und unzeitige Verührung des ſich zusammenziehenden Käſeklumpens ſorgfältig vermieden, und die ausgeſchiedenen Molken vor den Sonnenſtrahlen beſchützt werden. Sind Fett und Käſe auf ſolche Weiſe abgeſchieden, ſo erſcheinen die Molken, welche alle übrigen Beſtandtheile der Milch in natürlichen, gegenseitigen Verhältniſſen enthalten, als eine hell weinſtarbige, mehr oder minder opaliſirende Flüſſigkeit, von reinem Milchgeſchmack und höchſt feinem, je nach der Fütterung der Thiere mehr oder weniger lebhaften Aroma. Solche Molken erträgt dann der ſchwächſte Magen, ſelbſt wenn er Milch nie vertrug. Sie führen gelinde ab, befördern alle Secretionen, beſonders die der Nieren und Haut, erzeugen friſchen Milchſaft, reinigen und verbeſſern die Säfte. Uebrigens vereinet Iſchl Alles, was für die Molkencur zu wüncſchen iſt. Der Gebrauch der Molken, ſelbſt der beſten, gewährt wenig Vortheil, wenn er zu einer Zeit, oder unter Umſtänden Statt findet, wo der Organismus unter geiſtigem oder körperlichem Drucke befangen iſt; wohlthätig aber wird ihre Anwendung, wenn zugleich durch den Einfluß geſunder Luſt, vermehrter Bewegung und Gemüthserheiterung, die Kraft des Organismus unterſtützt wird. Alle dieſe Beförderungsmittel bietet, wie bekannt, Iſchl in reichſtem Maße dar. Daher rühret es, daß die Zahl derer, welche vom Gebrauche der Molken den guten Erfolg wahrnehmen, von Jahr zu Jahr zunimmt.

Die in Iſchl eingeführte Weiſe, die Molken zu gebrauchen, beſteht darin, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, oder auch von zehn zu zehn Minuten ein aus dem friſchen Vorrath geſchöpftes Viertel- oder halbes Seitel Molken zu trinken, die Zwischenzeit mit Bewegung im Freien, oder bei ſchlimmer Witterung unter dem Säulengange des Badhauſes auszufüllen,

und so fortzufahren, bis die vom Arzte vorgeschriebene Quantität erreicht ist. Für dieses Jahr ist eine eigens gedeckte breite Wandelbahn am Badhause, mit einer Harmonie-Musik besetzt, für die Molkentrinker erbaut worden, um die Badenden in dem Säulengange nicht zu stören. Da sich, um Molken zu trinken, der größte Theil der Curgäste jeden Morgen unter der Colonnade oder im Salon des großen Badehauses einfindet, und dadurch die ungezwungenste Gelegenheit zum geselligen Verkehr gegeben ist, so hat die Molkencur bereits seit einigen Jahren ein eigenthümlich fröhliches Interesse gewonnen. Frisch bereitet werden die Molken um sechs Uhr Morgens unter die Colonnade der Wandelbahn gebracht, und dort, nach vorhergegangener Untersuchung mittelst eines eigenen galactometrischen Apparates, an die Trinkenden vertheilt.

Auch Kräuter-Molken aus den Säften der wirksamsten Alpen- und Boralpenpflanzen, so wie auch Molken mit anderen Zusätzen werden nach ärztlicher Verordnung abgegeben.

Bericht über die europäischen Aerzte, welche sich in der egyptischen Pest während der Jahre 1834 und 1835 besonders auszeichneten.

(Von Dr. Bulard.)

(Beschluß.)

III. — Bulard *)

IV. — Skrynesky, ein polnischer Arzt unter französischem Schutze, reiste von Frankreich mit einem Rufe als *médecin major* ab und kam zu Cairo mitten unter der Pest an. Den zweiten Tag nach seiner Ankunft begab er sich in das Spital de l'Ezbéquieh, machte vier Tage lang die Visiten in den Sälen für Pestkranke mit und starb dann am fünften unter den schwersten Pest-Symptomen, nach einer bloß zwanzigstündigen Krankheit.

V. — Clot, aus Grénoble, Anfangs Barbierjunge zu Marseille und später erster Arzt im Spital derselben Stadt; begabt mit ausgezeichnete manueller Fertigkeit, gilt er vor der Welt für einen großen Wundarzt, während ihm die Wissenschaft nur den Ruhm eines gewandten Operateurs einräumen darf. Ein zwölfjähriger Aufenthalt in Egypten verschaffte ihm eine gewisse Berühmtheit, welche er auch in vieler Beziehung

*) Aus Bescheidenheit übergeht der Verfasser seine eigenen diesfälligen Verdienste, die um so größer sind, als er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

verdient. Mit viel natürlichem Verstande, einer großen Körperbeweglichkeit, einem gewissen Tacte und hartnäckigem Willen, hat Clot mehr ausgerichtet, als einem Arzte von der ausgedehntesten wissenschaftlichen Bildung gelungen sein dürfte, wenn er in derselben Zeit, wie Clot, nach Egypten gekommen wäre; denn man muß sich nur aus Dem, was man jetzt noch sieht, einen Begriff machen, was das Land damals war, um sich von allen Hindernissen zu unterrichten, welche zu beseitigen sind, und von allen Beleidigungen, welche man erdulden muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wahrlich, ein Arzt von wissenschaftlicher Bildung, der seine Würde immer im Auge behält, würde bei diesen Versuchen gestorben sein, aber nie ein Resultat erlebt haben, während Clot Alles erreichte. Ihm verdankt die medicinische Wissenschaft ihr Wiederaufblühen in dem einstigen Vaterlande des Albucasis und Rhazes; er hat den Fanatismus und das religiöse Vorurtheil überwunden, indem er den Islamismus mit den Sectionen befreundete, und wenn er auch nicht zu dauernden Resultaten gelangen konnte, so hat er doch den ersten Schritt gethan, und dies war das schwerste; seine Nachfolger, andere Zeiten und andere Verhältnisse werden erst sein Werk befestigen.

Beim Erscheinen der ersten Fälle von Pestkranken in Cairo wurde Clot zu Abonzael durch einige Dienstverhältnisse aufgehalten. Schon durch meine ärztliche Stellung und als Chef der medicinisch-chirurgischen Verwaltung des Spitals de l'Ezbéquieh, war die Abtheilung für Pestkranke meiner Obforge unterworfen worden, ich leistete diesen Unglücklichen allen möglichen Beistand, und man war schon zu der ersten Leichenöffnung geschritten, als der Ruf von der glücklichen Anwendung des Glüh eisens bei vier Pestbeulen, und von der Leichenöffnung eines an der Pest Verstorbenen auch bis zu Clot's Ohren gelangte. Besorgt um seine Stellung, jeden Nebenbuhler fürchtend, und zu wenig Philosoph, um aus der engen Sphäre seines Egoismus herauszutreten, begab sich Clot in aller Hast nach Cairo und unmittelbar in das Spital, um mir den Dienst in demselben zu untersagen, und dies zwar unter dem Vorwande, daß er sich nicht mit den Anforderungen meiner Würde und der mit ihr verbundenen Verantwortlichkeit vertrage. Ich fügte mich jedoch nicht seinen Befehlen, sondern erwartete eine ministerielle Entscheidung, ob ich gehorchen sollte oder nicht. Diesen Aufschub benützte ich, um Herrn Mimaud, Generalconsul von Frankreich, für mein Interesse zu gewinnen, und so Herrn Clot zu einem gerechteren und wohlthätigeren Entschlusse zu bringen. Nach einigen Tagen Nachdenkens änderte er sein Betragen und machte weiter keinen Vorschlag, als den, eine Commission zu bilden, die aus ihm, mir und den Herren Lachèze und Gaëtani bestand. Nach

dem ursprünglichen Uebereinkommen dieser Commission sollten ihre vier Mitglieder täglich alle mit einander eine Visite halten, was jedoch nicht geschah, denn die Besorgung von Pestkranken wurde nur dem Herrn Lachèze und mir übergeben, und wir versahen diesen Dienst durch sechs Monate täglich, bis die Krankheit gänzlich verschwunden war. Die Herren Clot und Gaëtan kamen alle zwei oder drei Tage, hielten sich bei den interessantesten Kranken auf, und begaben sich dann in das Amphitheater, wo die Sectionen theils von Clot, theils von Lachèze, theils von mir vorgenommen wurden. Die Leichenbefunde wurden von Herrn Lachèze ausgenommen; was Herrn Gaëtan betrifft, so schien dieser Manchem, welcher ihn nicht kannte, nur ea amateur dahin gekommen zu sein.

Das Schiefwachsen der Kinder.

(Andeutungen für Eltern und Erzieher. Von Dr. August Zink.)

(Fortsetzung.)

Wir theilen nun den Lesern dieser Blätter die Ordnung mit, die in unserem orthopädischen Institut strenge beobachtet werden wird. Denn strenge Ordnung ist das Grundelement für jedes Institut, um so mehr für eine Heilanstalt, da in dieser mehrere Kräfte zu einem Zwecke hinwirken sollen, und alle von einem Geiste geleitet werden müssen. Allgemeine Bestimmungen, die für jedes thätige Mitglied als Gesetze gelten, sind daher, insofern die gewissenhafte, pünktliche und wissenschaftliche Ausführung von Einzelnen abhängt, unerlässlich, und deren Kenntniß für die Angehörigen der Pflinglinge nöthig.

Diese allgemeinen Bestimmungen betreffen:

- a) Die Direction.
- b) Den Unterricht.
- c) Die medicinische Gymnastik und mechanische Kunsthilfe.
- d) Die Verpflegung.

a) Die Direction.

1. Die Leitung des ganzen Institutes übernehmen Doctor Zink und Doctor Zimmer mit Beziehung des Lehrers der Gymnastik Albert von Stephani.

2. Die Aufnahme eines Pflinglings in das Institut geschieht erst nach vorangegangener ärztlicher Begutachtung und möglichst genauer Bestimmung des Grades der Heilbarkeit.

3. Die Behandlungsweise jedes der Anstalt anvertrauten Pflinglings wird gemeinschaftlich von beiden Ärzten des Institutes bestimmt, und im erforderlichen Falle, oder auf besonderes Verlangen der Eltern auch der Rath anderer Ärzte eingeholt. Die Durchführung des entworfenen Curplanes ist die Aufgabe für den im Institute wohnenden Arzt.

4. Der Aufnahmepreis ist zwar vorläufig auf 400 fl. C. M. für sechs Monate vorhinein zu entrichten festgesetzt; sobald sich aber nur einigermaßen die Möglichkeit darthut, minder Bemittelte aufnehmen zu können, wird die Direction

deshalb mit den Angehörigen der Pflinglinge ein besonderes Uebereinkommen zu treffen suchen. Hinsichtlich der Kost, Pflege, Behandlung darf kein Unterschied Statt finden; nur hinsichtlich der Wohnung und des mehr oder weniger ausgedehnten Unterrichtes sind mehr oder weniger beträchtliche Beschränkungen möglich.

5. Für den Aufnahmspreis (laut Nr. 4.) haben die Pflinglinge frei: Die sorgfältigste ärztliche Behandlung (in so weit sie nicht außer der Sphäre der Orthopädie liegende Krankheiten betrifft) und genaueste Beobachtung bei Tag und Nacht, Wohnung, zweckmäßige Heizung, Licht, Wäsche und Bedienung, ferner den passenden Unterricht in den Elementargegenständen der deutschen und französischen Sprache, Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik und in den weiblichen Arbeiten, in so weit es die Fähigkeit und das Bedürfnis der Pflinglinge gestatten und der Heilzweck erlaubt. Nur für den Privatunterricht in anderweitigen Gegenständen, so wie für Unterhaltungen, als: Theater, Concerte, Spazierfahrten u. haben die Angehörigen, welche für ihre Kinder in dieser Beziehung besondere Ansprüche machen, eine zu bestimmende Summe in die Institutscaße gegen Verrechnung zu erlegen. Von diesem Gelde werden noch allerhand kleine Nebenausgaben für die Pflinglinge, so wie das ihnen zugewiesene Taschengeld bestritten.

6. Wenn ein Pflingling vor der beim Eintritte bestimmten Curzeit aus der Anstalt austreten soll, muß der Direction wenigstens drei Monate vorher davon die Anzeige gemacht werden, widrigenfalls die Pension für diese Zeit vergütet werden muß.

7. In der Regel wohnen mehrere Pflinglinge in den aneinander stoßenden Zimmern unter gehöriger Aufsicht und mit sorgfältigster Rücksicht auf Alter und Stand beisammen; sollten aber die Angehörigen ihren Kindern ein eigenes Erziehungs- und Wartungspersonale mitgeben wollen, so müßte hierüber ein besonderes Uebereinkommen getroffen werden; da die Aufnahmspreise (Nr. 4.) und die Leistungen des Institutes (Nr. 5) nur für ein Individuum berechnet sind.

8. Ein Gleiches gilt für den Fall, wenn Mütter oder Verwandte sich während der Curzeit im Institute aufhalten wollten; die weilsäufige und bequem eingerichtete Localität der Anstalt macht es möglich, in dieser Beziehung allen billigen Anforderungen zu entsprechen; da aber

9. von der sorgfältigsten und genauesten Durchführung des für jedes aufgenommene Individuum speciell entworfenen Curplanes der Erfolg der Heilung abhängt, so ist von Seite der Angehörigen unbedingt Vertrauen erforderlich; — somit kann den Eltern, Erziehern und anderweitigem Personale auch nur unter der Bedingung der Aufenthalt im Institute gestattet werden, daß sie sich in die bestehenden Anordnungen des Institutes fügen und keinen directen Einfluß auf die ärztliche Behandlung nehmen wollen.

10. Jedes in die Anstalt eintretende Individuum muß mit nachstehenden Effecten versehen sein: a) Einige vollständige Sommer- und Winteranzüge, b) reichliche Leib- und Bettwäsche; c) sechs Servietten; d) sechs Handtücher; Alles genau mit den Namen bezeichnet; e) ein Eßbesteck und Kaffeelöffel; f) einen Anzug zu den gymnastischen Uebungen, welcher, der Zweckmäßigkeit und Gleichförmigkeit wegen, am füglichsten in der Anstalt selbst besorgt wird.

b) Erziehung und Unterricht.

11. Obgleich die eigentliche Tendenz der Anstalt die Herstellung der Gesundheit ist, so darf doch keineswegs die geistige Bildung und Erziehung der Pflöglinge vernachlässigt werden, und der mit dem Heilzwecke nicht harmonirende und wissenschaftliche Unterricht wird um so nothwendiger, als in den meisten Fällen die Herstellung einen längeren Aufenthalt im Institute erfordert.

Das Streben der Direction wird somit vorzüglich dahin gerichtet sein, die Beredlung des Herzens und Geistes der Pflöglinge, im Einklange mit der Herstellung der Gesundheit und Entwicklung des Körpers, zu bewerkstelligen.

12. Die obere Leitung der Erziehung und des Unterrichts, so wie die innere Administration des Instituts übernehmen Dr. Zimmer und dessen Gattin. Für den Unterricht in den obgenannten Gegenständen (Nr. 5) wird von geprüften Lehrern, größtentheils katechetisch gegeben, bestens gesorgt werden.

13. Alle anderen Lehrgegenstände, z. B. Zeichnen, Malen, Musik, italienische und englische Sprache, insofern sie nicht etwa mit dem Heilzwecke im Widerspruche stehen, können auf besonderes Verlangen der Angehörigen und gegen besondere Vergütung durch sachkundige Lehrer betrieben werden.

Der Unterricht in weiblichen Arbeiten wird, insofern dieselben zulässig sind und von den Angehörigen gewünscht werden, mit aller Aufmerksamkeit gegeben werden.

c) Medicinische Gymnastik und mechanische Kunsthilfe.

14. Es war lange schon ein von vielen Eltern und Erziehern lebhaft geäußelter Wunsch, bei der schnellen geistigen Entwicklung ihrer Kinder gleichzeitig die körperliche, naturgemäße Ausbildung und Befestigung der Gesundheit bewerkstelligen zu können.

Die gymnastischen Uebungen, nach physiologischen Principien betrieben, bieten die Ausgleichungsmittel an, die weder durch zeitweise körperliche Bewegungen, noch Tanz; weder durch kalte Bäder, noch Schwimmübungen, gewöhnlich ohne Rücksicht auf die individuellen Verhältnisse angewendet, ersetzt werden können.

15. Zu den Uebungen in der medicinischen Gymnastik werden Individuen unter gleichen Bedingungen aufgenommen, wie in das orthopädische Institut (siehe Nr. 4. und 5.); aber auch Auswärtige können zu bestimmten Stunden des Tages daran Antheil nehmen.

Für letztere ist festgesetzt:

a) Für tägliche gemeinschaftliche Uebungen, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage monatlich als Pränumerationspreis mit 6 fl. C. M.; b) für einzelne Uebungsstunden 20 kr. C. M.; c) wenn Eltern für ihre Kinder eine Uebungsstunde für sich zu haben wünschen, 2 fl. C. M.

16. Die Art und Weise der gymnastischen Uebungen wird für jedes Individuum ärztlich bestimmt und zwar mit Beziehung des Lehrers der Gymnastik.

Bei der besonders reichlichen Ausstattung des gymnastischen Apparats in einer hierzu in jeder Beziehung zweckmäßigen Localität, ist für die verschiedenen Bedürfnisse physischer Entwicklung vom zartesten Kindesalter bis zu den männlichen Jahren genügend gesorgt, und es kann damit in einer endlosen Reihe von Uebungen, in welchen nach Erforderniß jede Muskelpartie des Körpers theilhaftig

werden kann, von der kaum bemerkbaren Anstrengung und leichten Ermüdung bis zum Aufgebote aller Kräfte gesteigert werden.

Bei allen diesen Uebungen sind aber die zweckmäßigsten Vorrichtungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen. Bei einer strengen und geregelten Ordnung, der sich jeder Theilnehmer unbedingt unterwerfen muß, werden stets die individuelle Kraft, Körperconstitution, Alter genau berücksichtigt, und nach Maßgabe derselben mehr oder weniger schwierige und anstrengende Uebungen für Jeden besonders angeordnet werden.

17. Die mechanische Kunsthilfe erfordert nach der verschiedenen Art des Gebrechens sehr verschiedene, und auch kostspielige Vorrichtungen, z. B. für Schiefgewachsene eigens hergerichtete Streckbetten, derlei Stügmieder, Pelotten und zur Heilung des schiefen Halses, der Klumpfüße, eigens für sie eingerichtete Maschinen u. dgl.

Die im Institute aufgenommenen Pfleglinge werden damit nach Bedürfnis versehen, Auswärtige erhalten diese Maschinen gegen Erlag des Anschaffungspreises.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

(Verfälschung des Mehles.) Im „Leed Intelligencer“ liest man: „Herr Clarke, Operateur in der Apotheke-Halle, ist auf Befehl der Lords der Admiralität beschäftigt gewesen, 1467 Säcke Mehl, welche in Hall unter königlichem Schloß lagern, zu untersuchen. Er nahm Proben aus jedem Sacke und fand in einigen derselben mehr als ein Drittheil von Gyps und gemahlten Knochen, zwei der abscheulichsten Ingredienzen, die weder der Magen der Menschen noch der Thiere zu verdauen im Stande ist. Er sandte Brote, von diesem Stoffe gebacken, an die Lords der Admiralität. Der Eigentümer dieses Mehles, der im Begriffe stand, es nach Spanien und Portugal zu senden, ist zu einer Geldstrafe von 10,000 Pfund Sterling verurtheilt worden.“

— (Gewohnheit und Hunger.) Welchen Einfluß die Gewohnheit auf die Zeit der Einstellung des Hungers äußert, darüber beobachtete Professor Berthold *) auf einem Landgute ein merkwürdiges Beispiel: Die Katzen nemlich, die genau um 12 Uhr Mittags gefüttert wurden, stellten sich pünktlich um diese Zeit zum Fressen ein, so daß man wenigstens die Mitte des Tages nach diesen Thieren bestimmen konnte. Wurden die Thiere, ohne gefressen zu haben fortgejagt, so kehrte selten das eine oder das andere von ihnen nach einigen Stunden wieder an diesen Ort zurück, sondern meistens blieben sie aus bis zum andern Tage, an welchem sie dann aber etwas früher als um 12 Uhr sich wieder einstellten, um zu fressen.

*) S. dessen Lehrbuch der Physiologie.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. G. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 41.

Montag, den 21. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Bemerkungen über Enthusiasmus und Fanatismus einiger Nichtärzte, in Bezug auf Verbreitung und Bekämpfung neuer Heilmethoden. — Das Schiefwachsen der Kinder. — Trinker und Schmaucher. — Neue Folge der Curiosa. — Miscellen.

Bemerkungen über Enthusiasmus und Fanatismus einiger Nichtärzte, in Bezug auf Verbreitung und Bekämpfung neuer Heilmethoden.

Proprium humani ingenii, odisse, quem laeseris.

Tacitus.

(Ein Brief an die Redaction.)

Als Herausgeber einer Zeitschrift, deren vorzügliche Tendenz dahin gerichtet ist, den Nichtarzt auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die daraus entstehen, wenn er, den rationellen Rath eines Arztes hintansetzend, einem Pfscher, einem Charlatan, oder — sich selbst im Falle des Erkrankens anvertraut, kommen Sie wohl mit Nichtärzten, die Ihnen über medicinische Gegenstände ihre Urtheile selbst in schriftlichen Aufsätzen gerne aufdringen möchten, in vielfache Verührung. Ich kann mir denken, daß Sie in mehr als eine Verlegenheit in dieser Beziehung gerathen. Der Eine wird wollen, daß irgend eine von ihm gemachte industrielle Erfindung als Mittelpunkt aller Heilmittel dem Publicum ausposaunt werde; der Andere ungestüm auf die unmaßgebliche Lobeserhebung einer Maschine dringen; der Dritte ist innig überzeugt, daß das Heil der Menschheit nur in der von ihm errichteten Anstalt zu suchen sei; der Vierte endlich meint, man wird nur selig, wenn man sich unter seinen Regen- und Douche-Apparat fleißig stellt. Ich würde langweilig werden, wenn ich Ihnen, der Sie hierin erfahrener als ich sind, alle die Streckenpferde aufzählen wollte, auf denen der Erfindungsgeist mancher Nichtärzte herumreitet. Ich erlaube mir daher nur, Ihnen einige Bemerkungen über Enthusiasmus und Fanatismus einiger Nichtärzte, in

Bezug auf Verbreitung und Bekämpfung neuer Heilmethoden mitzutheilen. — So viel ist gewiß, daß einem Jeden seine Erfindung, sein Privilegium, das Kind seines Geistes, lieber geworden ist, als alle Wahrheit in der Heilkunde, und daß dasjenige, was Er der Welt als Heilmittel anbietet, den Kern einer neuen medicinischen Theorie bilden muß. Der gute Mann will seine Maschine, sein Hörrohr, seinen Regenapparat, seine Gesundheitssohlen, sein Kochgeschirr, seine Chocolate, sein orientalisches Wasser, seine Pillenmasse, sein Mittel gegen graue Haare, seinen Zahnfitt, sein Mittel gegen Hundswuth et cetera et cetera an den Mann bringen. Ist es ihm zu verargen, wenn er diese seine Waare durch die ganze Tonleiter der Lobeserhebungen durchführt, alle Zeitungen für sich zu gewinnen sucht, und mit allem fanatischen Eifer gegen jedes System der Heilkunde zu Felde zieht, welches dem Verkaufe der Panacee ungünstig ist? — Hier haben Sie die erste Quelle jenes ungeberdigen Fanatismus mancher Nichtärzte gegen alles Rationelle in der Medicin, oder gegen gewisse Systeme der Heilkunde überhaupt, sobald diese nämlich mit dem Eigennutze der Laien, und mit einer von ihnen ausgehenden Erfindung im Streite liegt. Fragt man, wer denn jener Laie ist, der gegen Aerzte, oder gegen eine bestimmte medicinische Theorie, in Caffee- und Gasthäusern, auf Eilwägen und Dampfschiffen, überhaupt an Orten, wo viele Menschen zusammenkommen, mit rohem Werfolgungseifer sich erhitzt, — oder bemüht man sich im Stillen, dessen früheres Leben etwas näher zu untersuchen, so erfährt man oft, es sei ein Mann, der eine Erfindung gemacht hat, die zwar mit der Gesundheit des Menschen in irgend einer Beziehung steht, aber entweder von Aerzten nicht begünstigt oder mit der rationalen Medicin überhaupt im Widerspruche steht. Ein solcher Mensch kann in einen beinahe wüthenden Eifer gegen ein ganzes medicinisches Collegium gerathen, besonders wenn dieses den fruchtbringendsten Theil seines vorgelegten Mittelchens als verdächtig begutachtet hat. Eine zweite Ursache dieses Eifers ist folgende:

Uns Aerzte umschlingt in gewisser Beziehung ein gemeinschaftliches Band wechselseitiger Verantwortlichkeit; und so sehr unsere Feinde den Mangel an Harmonie und Collegialität uns vorzuwerfen pflegen, so müssen wir doch oft Alle für den Fehler des Einen büßen. Hat ein Laie durch die Unwissenheit eines Arztes, durch Unglück, oder durch eigenes Verschulden einen theuern Verwandten, einen Freund u. s. w. verloren, so eifert er nicht gegen den Arzt, sondern gegen Aerzte; nicht gegen die Maßregeln, die jener ergriffen, sondern gegen das System, zu welchem jener sich bekannt. Sie sehen, daß hier gewissermaßen ein Entschuldigungsgrund Statt findet. Der herbe Verlust, den der Nichtarzt erlitten, drückt

ihn zu Boden und verleitet ihn, Arzt mit System, die Person mit der Sache zu verwechseln. Heilt die Zeit die Wunde seines Herzens, so tritt noch die Möglichkeit ein, daß ein solcher Eiferer in den Schooß der hippokratrischen Kirche zurückkehrt; Buße thut und der größte Lobredner der Medicin wird. Gewinnsucht und eine schwer erlittene Herzenswunde sind also nicht selten die Gründe des Fanatismus der Laien für oder gegen eine Heilmethode. — Die dritte Quelle dieses nichtärztlichen Verfolgungseifers liegt in den zwar unbegreiflichen, aber durch Thatsachen bestätigten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, gerade dasjenige verstehen zu wollen, was man zu lernen oder auszuüben am wenigsten Gelegenheit hatte. Ich kenne Laien — und wer von den Aerzten hat sie nicht kennen gelernt, — die einen ganz eigenen Pruritus haben, medicinische Bücher zu lesen. Je unverständlicher diese sind, in je tieferes Dunkel sie gehüllt, desto gewaltiger, ich möchte sagen, magischer ist das Band, das den Laien an die Lectüre fesselt. Dieses Lesen medicinischer Schriften führt den Nichtarzt früher oder später zu Scepticismus oder Parteisucht. Leider ist dieses halbe Wissen in unsern Tagen zur Mode geworden; die encyclopädische Richtung unserer Zeit, das Reduciren der tiefsten Wissenschaften auf ein alphabetisches Popularisiren, kurz, das pfennigmagazinische Wesen der modernen Literatur droht den Umsturz aller ärztlichen Autorität, überflutet uns mit populären Schriften, und wir haben es nicht einmal erlebt, daß berühmte Gründer neuer Heilmethoden an das sogenannte große Publicum appellirt haben. Diese falsche Richtung wurde nicht wenig von dem Speculationsgeiste der Buchhändler mit aller Kraft unterstützt, und es ist kaum glaublich, welche treue Anhänger neuer Systeme diese Gattung literarischer Industrie-Ritter sind, sobald das neue, eclatmachende System bei ihnen gedruckt und eine zweite Auflage zu erleben verspricht. In Buchhandlungen kann man jetzt täglich die eifrigsten Verfechter der in Schwung kommenden Heilmethoden vorfinden; der Arzt erröthet, wenn er dort hört, daß die gediegensten wissenschaftlichen Werke in der Medicin bei Weitem keinen so reichen Absatz finden, als die Schriften von Nichtärzten über diese oder jene Heilmethode, oder als die populären Schriften aus der Feder von Aerzten, die sich nicht schämen, ihre mühsam errungenen oder oberflächlich zusammengerafften medicinischen Kenntnisse dem Nichtarzte zu inoculiren. Ist dieser einmal im Lesen solcher Schriften vertieft, — kein Gott schützt ihn mehr vor Fanatismus gegen Aerzte; er muß es ja besser wissen, als wir Aerzte; denn er ist unbefangen und ein „Sohn der Natur.“ Der Feuereifer solcher Laien geht oft so weit, daß ihnen selbst die Lüge nicht zu schlecht ist, um diese oder jene Lehre zu heben oder zu stürzen; und haben sie vielleicht einige Actien auf eine neu errichtete Anstalt in ihrem

Kasten — so schimpfen die Herren *ex officio*. Ich könnte über diesen Gegenstand so manche Thatsache anführen, aber — *veritas odium parit*. Und da ich kein Cicero *pro domo sua* sein will, so will ich Sie nur auf die Gefährlichkeit dieses Eingreifens der Laien in die Medicin und auf den ungerechten Eifer, mit dem sie unsere Wissenschaft verdächtigen, aufmerksam machen. Ich hoffe, Sie werden in Ihrem warnenden Bulletin auch die Warnung vor medicinischen Schriften für Nichtärzte aufnehmen, und ich erwarte von Ihrer Unparteilichkeit, daß Sie dieses Schreiben in Ihr Blatt einrücken werden. Ich verharre. —

Dr. Anonym. Obscurus.

Das Schiefwachsen der Kinder.

(Andeutungen für Eltern und Erzieher. Von D. A. Zink.)

(Beschluss.)

d) Verpflegung.

18. Der Zweck eines orthopädischen Institutes ist, wie es bereits in den früheren Andeutungen für Eltern und Erzieher in diesen Blättern nachgewiesen wurde, nicht bloß die Heilung körperlicher Gebrechen, sondern auch die Verhinderung moralischer Verkrüppelung. Letztere wird deshalb so oft bei Verkrümmten gefunden, weil es im väterlichen Hause und in der Umgebung von hohen Dienstleuten und leichtsinnigen Gesellschaften nur zu oft geschieht, daß die Gemüthsruhe solcher Unglücklichen durch Spott und unvorsichtige Anspielungen zerrüttet, und das Neid, Mißgunst und Haß gegen ihre Geschwister und Bekannte, die von der Natur mit einem gesunden Körper beglückt wurden, erregt wird.

19. Wenn daher Kinder in das Institut kommen, welche die Größe ihres Unglückes in seinen unübersehbaren Folgen noch nicht erkennen, wird auch die moralische Verkrüppelung durch zweckmäßige psychische Behandlung verhindert. Hierzu ist es zuvörderst nöthig, das jugendliche Gemüth in seiner kindlichen Heiterkeit und Frohsinn zu erhalten, oder wo sie fehlen, zu erwecken. Der Uebergang aus dem elterlichen Hause in den Familienkreis des Institutes muß dem Kinde durch ein herzliches und freundliches Entgegenkommen, durch liebevolle, aufmerksame Behandlung von Seite der Personen, an die es sich anschließen soll, so wenig als möglich fühlbar gemacht werden. Um dieses Grundprincip des Institutes durchzuführen, werden die uns anvertrauten Pflinglinge in Allem, wie die Kinder einer Familie, mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Herzlichkeit behandelt, und ihnen der Aufenthalt im Institute so angenehm als möglich gemacht werden, so daß sie keine Pflege, keine zarte Aufmerksamkeit vermissen, die ihnen das väterliche Haus bot.

20. Auf die zweckmäßige Beköstigung wird ganz vorzüglich gesehen, und diese wird, wenn sie nicht allenfalls durch ärztliche Ordination verändert werden muß, im Allgemeinen bestehen: a) in einem warmen Frühstück: Milch, Kaffee, Suppe mit einer Semmel; b) in einem Gabelfrühstück: Milch, Obst mit Semmel, kalte Küche, Butterbrot; c) in einem reichlichen Mittagmahle: Suppe, Rindfleisch mit Sauce, Zugemüse und Beilage oder Mehlspeise, und zweimal in der Woche

Braten; d) Saufen wie (b), und e) in dem Abendessen: Suppe und eine leichte, verdauliche Speise.

Die Vorsteher des Institutes werden für die pünktlichste Beobachtung der eben mitgetheilten Statuten die unermülichste Sorge tragen, und sich eifrig bestreben, auch in Zukunft jedem etwa im Verlaufe der Zeit sich neuergebenden Bedürfnisse zur Vervollkommnung ihrer Anstalt abzuhelfen.

Berichtigung. In Nr. 40, Seite 335, Seite 4 von oben, ist statt: „nicht harmonisirende“ — „harmonisirende“ zu lesen.

Trinker und Schmaucher.

„God never made his work for man to mend.“

Dryden.

Piff — er kränkest, und Puff — er siecht. Der befragete Arzt spricht:

„Wollt ihr genesen, so thut, was Meditrina gebet.

„Du, Piff, schlürfe das Raß, das rein entsprudelt dem Steinquell;

„Du, Puff, trinke den Hauch frischer ätherischer Luft.“

Beide gehorchen, und gierig schlürft den kühlenden Born Piff,

Doch mit des Rebstock's Saft über die Hälfte versetzt.

Puff auch trinket den Hauch des frisch anwehenden Aethers;

Doch durch qualmendes Rohr sauget er glühend ihn ein.

Nicht erscheinet Genesung; doch rühmen Beide dem Heilmann,

Jener, er habe den Quell, dieser, ver bessert die Luft.

„Thoren!“ — zürnet der Arzt — „des Himmels Hauch, nicht der Rauchdampf,

„Quell, nicht Weingslut war's, was Meditrina gebet.

„Nicht veredelt die Traube den Quell, die Luft der Tabakqualm:

„Was Hygieen gescheucht, locket sie nimmer zurück.

„Feindlich droh'n euch Reben und Dampf: von Feinden, Bethörte!

„Nicht von Aether und Quell, habet ihr Rettung gehofft!“

A. Stein.

Neue Folge der Curiosa.

(Von Dr. Ehrlich.)

In dem vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift bemühte ich mich, eine systematische Aufzählung jener Mittel und Gebräuche zu liefern, welche der Aberglaube und die Quackalberei den wirklich ausgebrochenen Krankheiten direct entgegensetzte. In der Voraussetzung, einen dauernd interessanten Stoff zu bearbeiten, übergehe ich nun zu einer Sammlung, welche Präservative, Abhilfsmittel für ganz besondere Zustände, und endlich Gebräuche enthält, durch deren Beobachtung ganz eigenthümliche Wünsche auf eine zauberähnliche Weise realisiert werden sollten.

Bei der Unzulänglichkeit eines jeden andern Leitfadens durch dies Labyrinth von Unsinn und thörichten Wahn, wird das systematische Fortschreiten mit den natürlichen Entwicklungsstufen des Menschen diejenige Ordnung sein, welche, ohne frei zu sein von Lücken und Verrückungen, dem Bedürfnisse eines Systems am besten entsprechen wird.

Dem zu Folge wollen wir das Kind von seiner Geburt an im Auge behalten, und doch die Zusammenstellung der mannigfaltigen, an verschiedenen Orten und zu den verschiedensten Zeiten im Schwünge gewesenen, oder aber noch seienden Gebräuche, ein Bild von jenem schrecklichen Dunkel zu geben versuchen, welches die Fackel des vorurtheilsfreien Denkens durchzubrechen hatte — ja leider noch hat.

„Dem neugebornen Kinde gib vor der Muttermilch einen gebratenen Apfel zu essen, wenn du anders willst, daß es nie ungebührlich esse und trinke, und überhaupt artig und sittig werde.“ So lautet eine Regel, die das bekannte »große Planetenbuch« anpreist.

War es ein Knabe, so gebot hierauf der Aberglaube, daß der Vater das Kind, sobald es aus dem Bade gehoben wurde, an seine eigene Brust mit den Füßen stoße, »damit es nie eines schmähsichen Todes sterbe.«

War es ein Mädchen, so nahm es die Wehmutter, setzte es der Mutter auf die Brust und sprach den Wunsch aus, »es möge nie zu Falle kommen.«

Das Neugeborene zuerst auf die linke Seite zu legen, war höchlichst verboten. »Soll es sein Lebetage links bleiben?“ hieß es.

War das Kind munter, eine längere Lebensdauer versprechend, und jedenfalls nothgetauft, so verschob man die wirkliche heilige Taufe bis auf den neunten Tag, »um dem Kinde schöne und besonders große Augen zu verschaffen.« Der Vater aber ging, eine ledige Person zu Gevatter zu bitten, »auf daß das Kind Glück zum Heirathen habe,« und ersuchte den Gefundenen, das Pathengeld auszuborgen, weil ein solches Pathengeld schon für sich dem Kinde Glück und Reichthum bringe, und das Erborgen noch zu Allem die Wundergabe füge, daß dem Kinde in aller Zukunft nichts versagt wird.

Bedenken wir, daß eine unabhängige Lage und ziemliches Beliebtfsein der Eltern die größte Protection der Kinder sei, und größtentheils dazu gehöre, auf daß ledige Personen zu Gevattern gebeten würden, und im Nothfalle das Pathengeld für das Kind geliebter Eltern zu leihen erhalten, so wird uns der tiefere Sinn, der diesem Gebrauche zu Grunde liegt, angenehm ansprechen.

Bei der heiligen Taufe selbst mußte (im Sächsischen) das Päckchen, worin das Pathengeschenk enthalten war, alsogleich erbrochen werden, das Geschenk aber selbst in einem Stücke Geldes mit Zugabe eines Dreiers bestehen. Wer dies übersah, trug alle Schuld, wenn die Mutter das Fieber, oder das Neugeborene schwachen Verstand und Unglück bekam. — Wo mag wohl der Grund hiervon liegen? —

Daß Kinder, die bei der Taufe schreien, bald sterben, und daß jene, welche ein natürliches Häubchen dazu brachten, lange leben, ist ein Wahn, der sich leicht feststellen konnte; aber schwerer zu ergründen ist das häufige Vorurtheil, daß die ersten Kinder, nach dem Namen ihrer Eltern getauft, eher sterben als diese. Sollte vielleicht Affenliebe und darin bedingte Verzärtelung des Körpers die Erklärung geben? —

Kam das getaufte Kind aus der Kirche zurück, so hatte man es unter den Tisch zu legen, der Vater aber hervor und der Mutter auf die Brust zu heben, »damit es sanft und fromm werde.« Dann gab ihm der Vater ein Schwert in die Hand, um es vor Verzagttheit zu schützen.

Nimmt das Kind einmal Theil an seiner nächsten Umgebung, so sollen die Eltern bei Leibe nicht selbst die Klappern kaufen; fremde Leute müssen sie zum Geschenke bringen; denn sonst würden »die Kinder langsam reden lernen,« und in diesem Falle »nur Bettelbrot zur Nahrung erhalten dürfen.«

Sehr häufig finden wir noch heut zu Tage den Gebrauch, daß die Mütter der Kinder wachsende Nägel zum ersten Male nicht abschneiden, sondern abbeissen, »damit sie nicht stehlen lernen;« ja daß sie (die Mütter) Jeden von der leeren Wiege wegzagen, damit durch das leere Schaukeln »dem Kinde nicht der Schlaf genommen werde.« Indes, hier denkt man an die leicht verursachte Unordnung des Bettchens und entschuldigt.

Kann man aber irgend ein Vorurtheil sinnig nennen, so hat dieses darauf Anspruch, »daß man Kinder unter einem Jahre nicht in Spiegel schauen lasse,« damit sie nicht stolz und hoffärtig werden.

Nun werden die Kleinen unruhig, mürrisch; machen sie Zähne oder sind sie beschrien?! — Die Mutter glaubt am ersten das Letztere und leckt — um sich zu überzeugen — das Kind auf der Stirne. — Weh! die Stirne schmeckt gesalzen, das Kind ist verher! — Sicher hat es Jemand alt Männchen oder alt Weibchen genannt, oder eine Hexe hat's ihm angethan?! — Bestimmt hat eine neidische Nachbarin, Hirschkäfer (Schröter) in Del gesotten und dem Kinde die Puls geschmiert, bestimmt hat ihm eine Hexe »die bösen Dinger« angesprochen. Schnell wird Erde vom Gemeinplatz geholt, und das schlafende Kind damit überstreut; Weihrauch herbeigebracht, das Bett ihm durchräuchert, Carfunkeln oder Hyacinthen an den Hals gehängt, ein Stückchen rothes Tuch ihm angebunden und ein Ring aus der Klaue eines Esels oder Maulthieres an den Goldfinger gesteckt. Kohlen werden angefeuert, das Herz eines Ochsen wird verbrannt, und mit Nadeln und Nägeln durchstochen, die man ohne zu handeln gekauft hat; der ersten Person, welche ins Zimmer tritt, reißt man ein Stück vom Wammes oder Schürze, um es zu verbrennen und damit zu räuchern, — und das Kind wird ruhiger — weil es betäubt ist. Nun gibt ihm die erfreute Mutter noch eine schwarze Faust von Gayat, hängt von ihrem Ehegemahl die Hose, das Hemd, die Nachtmüge oder sonst etwas im Kinderzimmer auf, um keinen Wechselbalg zu erhalten, und begibt sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen aber trägt sie jedem Eintretenden auf, bei dem Lobe des Kindes »eine Feige zu machen.«

Doch die Vorboten des Zahndurchbruches werden unverkennbar. Nun stecken die Gevatterinnen viel ruhiger die Köpfe zusammen, weil keine mehr in der andern eine Hexe fürchtet, und brüten die Anzahl von Maßregeln aus, welche die junge Mutter mit vollem Vertrauen ergreift.

Es wird ihr gerathen, drei Sonntage nacheinander stillschweigend aus der Kirche nach Hause zu gehen, und jedesmal beim Eintritte in das Schlafzimmer dem Kinde in der Mund zu hauchen; die Wolle von einem Schafbocke soll sie nehmen, in Leinwand binden und dem Kleinen zum Saugen geben. Zuletzt wird der Haushahn gemißhandelt, mit einer noch ungebrauchten Schere wird ihm das vordere, herzförmige Stück vom Ramme geschnitten, um jenes Blut zu erhalten, mit welchem das aufgeschwollene Zahnfleisch (die Willsen) bestrichen werden muß.

Allein die Zähne brechen noch nicht hervor, und das arme Kind in verschlossenen Gemächern, von verdorbener Luft umgeben, mit Hüllen und Polstern verpackt, und durch fleißig gereichten Camillenthee höchlichst erhitzt, plagt sich und seine Pflegerinnen durch anhaltende Schlaflosigkeit. »Habt ihr denn auch,« fragt Abends die Nachbarin, die zum Spinnrocken kommt, »dem Kinde die Schläfe gerieben mit Hechtfett und Safran? Habt ihr ihm die Fußsohlen mit Hirschmark geschmiert?« — Ja wer (sit venia verbis) die D — Apotheke Paullini besitzt, der eilt, schlägt nach und sündet, welch' unglaubliches gut Ding für schlechten Schlaf der Kinder der Schmutz sei, welcher sich in den Ohren der Eitel anhäuft. »Schmiere damit die Schläfe,« so heißt es, »und so das nicht hilft, so lege Ziegenkoth in die Wiege zum Haupte des Kindes.«

Wahrhaftig, man könnte sich wünschen, lieber jetzt zehn Jahre, als damals zehn Monate ein Wickelkind gewesen zu sein!! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Tod durch eine Tabakspfeife.) Im Londoner Hospital kam voriges Jahr folgender merkwürdiger Fall vor. Ein Mann ward am 18. August in einem Zustande von Erstickung ins Hospital gebracht; fünf Tage vorher hatte er, man wußte nicht wie, ein Stück von einer Tabakspfeife im Munde abgebrochen. Bei der Untersuchung der Wunde an der rechten Seite der Zunge vermittelt einer Sonde, fühlte man etwas Hartes, worauf, eine kleine Zange eingebracht, ein vier Zoll langes Stück einer Tabakspfeife aus dem Munde mit einiger Schwierigkeit herausgezogen wurde. Augenblicklich stürzte ein Blutstrom aus Mund und Nase, und der Kranke fiel rücklings todt hin. Bei der Leichenuntersuchung fand man, daß das Pfeifenstück in die rechte Seite der Zunge gedrungen, schräg durchgegangen war, und die linke Carotidenarterie und Jugularvene durchbohrt hatte. Es hatte aber wie ein Pflock die Wunde verstopft und so die Hämorrhagie verhindert, aber durch Anschwellung der benachbarten Theile fast eine Erstickung veranlaßt.

— Professor Berthold hat eine Frau gekannt, welcher der Geruchssinn in Folge von Krankheit gänzlich fehlte, und doch lief ihr das Wasser im Munde zusammen, wenn sie nach längerem Fasten einen Leckerbissen sah.

— Der Genuß von in Leinöl gebratenen Haringen hat vor kurzer Zeit in Breslau bei einer aus vier Personen bestehenden Familie Vergiftungszufälle veranlaßt, welche den durch Würst- und Käsegift veranlaßten nicht unähnlich waren. Sämmtliche Personen genasen jedoch unter ärztlichem Beistande.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 42. Donnerstag, den 24. Mai 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über Rettung der Scheinlebenden. — L. und C. Hardtmuth's Kochgeschirre mit metallfreier Glasur. — Neue Folge der Curiosa. — Miscellen.

Einige Worte über Rettung der Scheinlebenden.

(Von Sincerus.)

Die menschenfreundlichsten Aerzte aller Zeiten haben keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um das große nichtärztliche Publicum auf die Gefahr, lebendig begraben zu werden, in den rührendsten Schilderungen aufmerksam zu machen, und den betreffenden Behörden die Anstalten zur Rettung der Scheintodten eindringlichst ans Herz zu legen. Man hat Folianten über die sichern Kennzeichen des Todes zusammengeschrieben, und sich auf alle mögliche Weise bemüht, Rettungsapparate zu construiren. Es würde den Leser ermüden, wenn wir alle die Gattungen von Tragkörben, Betten, Suchern, Zangen, Leitern, Booten, Wärmebänken, Blasebälgen, Spritzen, elektrischen Apparaten, Voltaischen Säulen, mit einem Worte die Unzahl von Maschinen und Instrumenten, so wie den ganzen Apparat von Heilmitteln aufzählen wollten, den der humane Sinn des Jahrhunderts zu dem Zwecke der Wiederbelebung erfunden und noch täglich erfindet. Seltener aber ist die Rede von der Rettung der Scheinlebenden. Wir wollen uns daher hierüber einige Worte erlauben, jedoch früher möge sich der geneigte Leser mit uns über das, was wir Scheinleben nennen, verständigen.

Scheinodt ist der Mensch, in welchem die Bedingungen des Lebens zwar noch vorhanden, jedoch in einem so schwachen Grade, und für unsere Sinne so wenig wahrnehmbar sind, daß sie das Bild des Todes täuschend darstellen, und nur durch feinere oder kräftigere Reagentien wieder als

Leben in die Erscheinung treten. Der scheinodte Mensch lebt also, und schließt in sich lebensfähige Organe, diese sind jedoch durch bestimmte innere oder äußere Hemmnisse verhindert, von ihrem Leben, das gleichsam gebunden ist, Zeugniß nach Außen zu geben. Wollen wir einen Scheintodten retten, so werden wir jene Hindernisse aus dem Wege räumen, und das bis jetzt gleichsam gebundene Leben frei zu machen streben. Wahrlich die edelste Entbindungskunst! Was ist nach dem bis jetzt Gesagten das Scheinleben, und worin besteht im Allgemeinen die Kunst, den Scheinlebenden zu retten? Wir brauchen nur obige Definition des Scheintodes umzukehren, um das, was Scheinleben ist, zu bezeichnen. Scheinlebendig ist der Mensch, in welchem die Bedingnisse des Todes zwar vorhanden, jedoch so wenig für uns wahrnehmbar sind, daß sie das Bild des Lebens täuschend darstellen, bei angewendeten kräftigeren Reagentien jedoch als Tod in die Erscheinung treten. Frage: Gibt es solche Menschen? Und, wenn es solche gibt, wie sind sie zu retten, und vor der Gefahr, todt begraben zu werden, zu schützen? — Daß es solche scheinlebende Wesen gibt, ist eine Thatsache, die sich jedem aufmerksamen Beobachter und Menschenkenner täglich und stündlich aufdringt. Welchem Beobachter nemlich kommen nicht täglich jene vegetirenden Scheinmenschen vor, die außer Essen, Trinken, Schlafen und Spielen, keine Zeichen menschlichen Daseins von sich geben? In denen der Geist schon längst erstorben, der Sinn für Alles, was nicht den Gaumen oder andere Nerven kigelt, erloschen, in denen nur menschliche Form, aber kein menschliches Leben Statt findet? Die also dem Scheine nach leben, in der That aber todt sind. „Sie sehen wie das Leben aus!“ hören wir oft aus dem Munde der Schmeichler, wenn ein erkünsteltes Embonpoint uns den Schein einer kräftigen Gesundheit verliehen, oder wenn wir gerade vom reichlich besetzten Tische aufgestanden, und unsere Augen epikuräisch erglänzen. Aber dieses „Aussehen wie das Leben“ ist oft nichts Anderes, als eine falsche Nachahmung eines wirklichen menschlichen Lebens. Schon liegt der Keim des Todes in solchen scheinbar blühenden Gesichtern; jeder Schritt ins Wein- oder Freudenhaus ist für sie ein Schritt ins Kranken- oder Sickenhaus; sie sind in der That so viel als todt — und doch erscheinen sie uns in aller Blüthe des Lebens. Wer nicht in einer Sphäre der menschlichen Gesellschaft nach Anlagen und Kraft von seinem Leben Zeugniß gibt, der ist für die Gesellschaft so viel als todt; alle Freuden, die ihn umgeben, alle Genüsse, die ihm zu Theil werden, vermögen ihm nicht den Stempel des Lebens auszudrücken; er hat die ihm zugezählten Tage vorübergehen lassen, keine Spur seines Daseins ist von ihm zurückgeblieben, mit einem Worte, er hat so viel als nicht gelebt. Kann man solchen Menschen, ihr Leichenzug

sei noch so glänzend, etwas Anderes nachsagen, als daß sie moralisch todt begraben werden? — Diejenigen, die es mit solchen Menschen gut meinen, suchen sie aus diesem Zustande des Scheinlebens zu retten. Welches ist aber der moralische Rettungsapparat, den Menschenfreunde bei solchen Gelegenheiten anwenden? Im Allgemeinen werden sie kein Mittel unverfucht lassen, um derlei scheinlebende Menschen zum Bewußtsein ihres todtten Zustandes zu bringen. Sind diese nämlich in Gefahr, sich mit einem geistigen Schlagflusse ihre ganze Lebenszeit hindurch fortzuschleppen, in den Schlamm ihrer Lüste unterzusinken, in dem Strome des süßen Nichtsthuns zu ertrinken, oder in einer moralischen Mephitits zu ersticken, so werden die Aerzte, die es redlich mit ihnen meinen, den Muth haben, sie so schnell, aber auch so vorsichtig als möglich herauszuziehen, oder eine gesunde Luft einzublasen. Leider gibt es nicht immer Sucher oder Fangzangen, um derlei moralisch untergegangene Personen aufzufinden und aus dem Wasser zu ziehen; sie haben auch nicht immer eine Seite, wo man sie moralisch anfassen kann, — nicht immer eine Oeffnung, um ihnen eine bessere Lebensluft einzublasen, so daß es oft der tiefsten Menschenkenntniß bedarf, um sie der verderblichen Umgebung, die ihnen mit gänzlichem Tode droht, zu entreißen. Man würde kaum seinen Zweck erreichen, derlei Menschen, nachdem man sie aus dem Wasser gezogen, auf den Kopf zu stellen, oder mit grellen Reizmitteln und Strafpredigten auf einmal zu sich bringen zu wollen. Vielmehr bedürfen sie der größten Vorsicht und einer stufenweisen Entwicklung ihrer Lebenswärme. Bei Scheinlebenden durch Erfrieren und Stockung aller innern Ideencirculation, wo alle Glieder des geistigen Organismus wie Glas zerbrechlich sind, und ihnen durch die erstarrende Kälte des Egoismus alle moralische Lebenswärme entzogen ist, erfordert die Kunst, derlei Menschen wieder zu erwärmen, oder aufzuthauen, nicht selten, daß man anfangs in ihre Ideen einigermaßen eingebe, sie gleichsam mit Schnee bedecke, damit man nicht durch zu viel Wärme und Eifer den Erfolg der Belebungsversuche gänzlich vereitle.

Sollen derlei Versuche überhaupt nicht misslingen, so ist eine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, und eine unermüdete Fortsetzung der Versuche nothwendig. Mehr als einmal gibt man solche scheinlebende Menschen auf, und verzweifelt an dem Erfolge, sie zum Bewußtsein ihres Todes und zu den Pflichten ihres Daseins zu bringen; aber ein genaues Studium von den Kennzeichen des geistigen Lebens wird uns lehren, nur dann mit den Versuchen aufzuhören, wenn Fäulniß eingetreten. Moralische Fäulniß — ein schrecklicher Gedanke! — Und doch muß man es zur Schande der menschlichen Natur bekennen, daß es eine derlei Fäulniß und Entartung alles geistigen Seins gibt. Ein gute

Erziehung wird es sich ununterbrochen zum Ziele ihres Strebens machen, dem Eintritte einer solchen Zersetzung mit aller möglichen Kraft entgegen zu arbeiten; auch gelingt es oft dem Unglücke, der Freundschaft, dem Umgange und der Reife der Jahre, dem Scheinleben Grenzen zu setzen; aber nicht selten sind alle Bemühungen umsonst, und jeder Versuch mißlingt, das allzu freie Leben zu binden und vor erschöpfenden Ausströmungen zu schützen.

L. und C. Hardtmuth's Kochgeschirr mit metallfreier Glasur.

Die vaterländische Industrie hat durch die Erzeugung eines Kochgeschirres aus Thon mit metallfreier Glasur, welches die, um die österreichische Gewerbsthätigkeit besonders verdienten Inhaber der Wiener Steingutfabriken L. & C. Hardtmuth unlängst zum Verkaufe angekündet haben, einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Da dieser Gegenstand eine unverkennbare Beziehung auf die Gesundheit des Menschen hat, so halten wir es für angemessen, die Leser dieses Blattes mit obiger Erfindung und ihrem wohlthätigen Einflusse auf Leben und Gesundheit etwas näher bekannt zu machen.

Das jetzt gebräuchliche Koch- (Eßper-) Geschirr, welches bei der unbemittelten Classe allgemein, bei den bemittelten und höhern Ständen durch Eisen- oder Kupfergeschirre ersetzt im Gebrauche ist, hat seit seiner Erfindung, welche in der grauesten Vorzeit zu suchen ist, manche Veränderung erlitten, deren wesentliche Wirkungen die ersten Proben der verfeinerten Speise- und Prachtgeschirre, und in der Folge die Ausführung unserer jetzigen Porzellan-, Steingut-, Majolika- u. u. Erzeugnisse hervorbrachten.

Da die ersten Kochgeschirre aus gewöhnlichem Thone ohne Wahl verfertigt, und theils in schwachem, theils in starkem Feuer gebrannt wurden, ohne jedoch mit einer andern Glasur versehen zu sein, als gerade die in der Masse selbst enthaltenen Flußmittel hervorbrachten (wie die vorgesundenen Geschirre in den ausgegrabenen Gebäuden Herculanus beweisen) und dieselben bei stetem Gebrauche, bei offenem oder versperrem Feuer nicht Stand hielten, auch die darin beständig aufbewahrten Flüssigkeiten durchsickerten, so ward die Ueberglassung, Glasur erfunden, welche dann auch bei den feineren Geschirren angewendet, stufenweise jenen hohen Grad der Ausbildung erreichte, wie wir dieselbe jetzt an den vielen Porzellan- und Steingutsorten sehen.

Da es nun von jeher eine schwierige Aufgabe war, den zum Kochen der Speisen nothwendigen Geschirren einen Glasüberzug (Glasur) zu geben, welcher, in schwächerem Feuer schmelzbar sei, auch keinen stark gebrannten Thon erfordere, damit die nothwendige Ausdehnung, die beim Sieden der Flüssigkeiten und trockenem Braten der Speisen erforderlich ist, erzweckt werde, so wurden bisher bei allen diesen Erzeugnissen die im Feuer leicht in Fluß zu bringenden Metalle benützt, wo denn natürlich das Blei die Hauptrolle spielt.

Bleiglätte (Silberglätte, wie es im Handel genannt wird) mit Mischung von Kies, deren Verhältnisse verschieden angewendet werden, wird nun fast in allen bekannten Theilen unserer Erde zur Erzeugung der Glasur für das

Töpfer- oder Kochgeschirr gebraucht; die Anwendung dieses Drydes ist aber beim Gebrauche, sowohl im nassen als trockenen Zustande, entweder wenn dasselbe durch Säuren oder Fett aufgelöst oder durch gewaltsames Rühren oder Schaben abgelöst wird, wo dann diese Theile in die Speisen aufgenommen werden, dem menschlichen Organismus offenbar schädlich, und der unerklärliche Grund so mancher Beschwerden oder langwieriger Unpäßlichkeiten kann zum Theile diesem Umstande zugeschrieben werden.

Manches und Vieles ward durch die Thätigkeit mehrerer unserer ausgezeichneten Chemiker und Fabrikanten, wo zunächst das mit einer metallfreien Glasur versehene Eisenkochgeschirr namentlich zu erwähnen ist, vorgeschlagen und versucht; es fehlte nicht an Aufmunterungen der hohen und höchsten Behörden, welche sowohl in polizeilicher als medicinischer Hinsicht diesem Uebelstande abzuhelfen wünschten; ja in vielen der gelesesten technischen Werke wurde eine große Anzahl Recepte zur Erzeugung einer bleifreien Kochgeschirrglasur angegeben, und allenthalben unermüdet Proben angestellt, welche jedoch aus dem Grunde keinen erwünschten Erfolg haben konnten, weil einerseits die Preiswürdigkeit mangelte, die Gesehungskosten zu bedeutend waren, anderseits die praktische Anwendung unausführbar war.

Höchst erwünscht kam daher die Ankündigung, welche die, durch die vielen gemeinnützigen, technischen Erfindungen ihres Vaters Joseph Hardtmuth wohlbekannten Inhaber der Wiener Steingut- und mehrerer anderen Fabriken, Ludwig & Carl Hardtmuth unlängst bekannt gemacht haben, wodurch nun dem längst gefühlten Bedürfnisse vollkommen abgeholfen ist, und das Publicum ein Kochgeschirr aus Thon mit einer von allen Metallen befreiten Glasur erhält, dessen Preiswürdigkeit vollkommen genügend ist, und daher auch den unbemitteltesten Ständen erschwinglich wird.

Sowohl aus der Art und Weise, in welcher die Ankündigung der Herren Hardtmuth abgefaßt ist, als aus dem Umstande, daß sie es überflüssig hielten, ein ausschließendes Privilegium zu erzielen, ist zu schließen, daß es ihnen darum zu thun ist, diese höchst wichtige und wohlthätige Erfindung allgemein zu machen, wofür wir ihnen unsern Dank nicht versagen können und mit Zuversicht hoffen, daß der einsichtsvolle Theil unserer Mitbürger willig einstimmen wird.

W — f.

Neue Folge der Curiosa.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Sene Fraisen, welchen die Kleinen beim Zahndurchbruche selbst so häufig unterworfen sind, hielt die Unwissenheit des Volkes gewöhnlich für »das Hinsalende, das böse Wesen, die schwere Noth.« Dem nun zuvorzukommen, trug die Mutter durch die ganze Zeit ihrer Hoffnung einen gefasteten Malachit auf der Brust, und hing ihn dem neugeborenen Kinde auf den Rücken; ja sie sammelte, noch nicht beruhigt, den mehlichten Ueberzug, welcher im Frühjahre die jungen Haselstauden erglänzen macht, um ihn früh Morgens dem Kleinen einzugeben. Die wichtigste Vorsicht jedoch bei diesem so wie jedem andern Medicamento

lag in der Vermeidung jedes spitzen Instrumentes und besonders Messers zum Einrühren und folgenden Eingeben des Heilstoffes; und wer dies übersah, schrieb sich unter bitterm Vorwürfen das später entstandene Lungenstechen der Kleinen selbst zu.

Da die Verhältnisse jener Menschen, welche die meisten Mißbräuche und Aberglauben hatten, natürlich immer ärmliche waren, so darf es uns nicht wundern, in dem Kindesalter, welches den Kleinen schon selbstständige Bewegung gestattet, die wenigsten Thorheiten zu entdecken. Wir lesen, daß die Kinder Dattelferne bei sich tragen mußten, um von jedem Schaden bewahrt zu sein, daß, wenn sie sich weh gethan hatten, zwei Kügelchen aus Mehl, Honig und Safran, auf den Magen und die Herzgrube gelegt, Wunder wirken sollten, und daß es gerathen war, bei dem ersten Kleide, welches der Schneider dem Kinde brachte, nicht das Mindeste abzuhandeln, damit dem Kleinen Glück im Kleidertragen verbleibe.

Und das Letzte, was wir noch über dieses Alter in unserer Beziehung erwähnen können, ist die selbst heute noch vorkommende komische Prophezeiung der Weltereignisse aus den Spielen kleiner Kinder-Clubs. Bevorstehenden Krieg verrathen sie durch Spieße und Fahnen; Seuchen und Unglück überhaupt durch Kreuze. Bedenken wir hiebei die Volksstimmung und die darin begründeten Gespräche der Eltern in schwangeren Zeiten, so finden wir, daß allerdings etwas, wenn auch Weniges dahinter stecke.

Bis zu den Jahren, wo die heranreisende Jugend an den Märcen der Spinnstube Gefallen bekommt, und wo der Jüngling und die Jungfrau die künftigen gegenseitigen Beziehungen ihres Lebens zu bedenken beginnen, — bis dahin hielt die Lebensweise fast größtentheils und überall den Einfluß des Aberglaubens ab. Nun aber, in der Epoche der ersten selbstgehegten Zweifel, der ungewissen Gegenliebe und der geheim aufkeimenden Wünsche schießt das Vorurtheil wieder als Wucherpflanze hervor.

Das lustigste Mädchen wird traurig und still, sie sucht vor Sonnenaufgang die Einsamkeit, verzehrt unter bitteren Seufzern drei rohe Zwiebeln, murmelt dabei ihres Herzens tiefsten Wunsch und harret drei Tage. Die Natur hat geholfen, sie wird lustig wie früher, und weiß der Gespielin, die ihr klagt, sie müsse des Abends ein Stück kaltes Eisen durch eine Stunde in den Händen halten, ein viel besseres Mittel. Drei rothe Haselnüsse, über Quer durchbohrt, um den Hals gehangen und getragen, war ein äußerst geheimes, und eben deshalb so allgemeines Mittel, daß das blasse Mädchen, das es anzuwenden Ursache hatte, seinen Nacken jedem Männerblicke sorgfältigst verbarg.

Die jungen Männer, welchen die Natur den Mangel an Reizen durch ein doppelt empfindsames Herz ersetzt hatte, kamen in jenen finsternen Zeiten viel wohlfeiler weg, wenn sie Liebe erzwingen wollten. — „Trage Wiedehopf-Augen bei dir, so bist du lieb und angenehm!“ — Aber dieser Ammen-Rath will nicht fruchten; man sucht nach einem andern. „Trage das rechte Auge eines einjährigen Dachsen neben deinem Herzen auf der Brust, so gefällst du Jedermann.“

In der That ein prächtiges Mittel, welches bei Leuten, die es suchten, schwer in Mißcredit kommen konnte, weil die Schwierigkeiten einer beständigen Dachsjagd sicher eine Unterbrechung mit sich brachten.

Auch die heilige Geiswurzel bei sich zu tragen (wer kennt sie?) oder das Kraut Verbena in den Kleidern zu haben, rieth die Thorheit.

Hochkomisch ist Folgendes, das uns Sterzinger in seinen „Bemühungen, den Aberglauben zu stürzen,“ aufbewahrt hat: „Wer einen Entenschnabel in seinen Hosensaum eingenäht hat, dem kann kein Frauenzimmer gram sein.“

Gingegen besaßen auch die Mädchen so Manches, was ihnen die Eroberung der Männer erleichtern sollte. Nur scheint es, daß sie mit Wiedehopfen, Dachsen und dergleichen abschreckenden Thieren nichts zu thun haben wollten; recht zarte Rebhühnerköpfe mußten es sein, die sie bei sich trugen. Wenn sie zum Tanze gingen, lesen wir ferner, sollten sie, um die Tanzlustigen für sich zu gewinnen, Lehmwurzelkraut in ihre Schuhe legen.

Sogar für die Erhaltung der reinen, unverdorbenen Sitten, für bis zur Ehe andauernde Keuschheit der jungen Männer, besaß jenes Zeitalter wahre Zaubermittel. Das Herz und die Leber einer Turteltaube, zur Mumie getrocknet, zu Staub gestossen und in Wolfshaut eingenäht, war ein Amulet, welches manche Großmutter ihrem Enkel in schöner Absicht umhing, um dann, in entseztlicher Sicherheit über den Erfolg, ihren Schlafessel cultiviren zu können.

Oder sie gab ihm Pulver von leuchtenden Sommerkäfern ins Getränk, und suchte einen Sauerampffamen zu erhalten, von einem Knaben gesammelt, welcher noch kein Weib erkannt hatte.

Ja Hildebrand's „Magie“ (1650) spricht im Ernste von dem sicheren Erfolge, wenn an den Ort, den der Jüngling zu seinen wässerigen Excretionen gewohnt ist, eine neue Nadel gesteckt und auf ihr beständiges Vorhandensein gesehen wird.

Sollen wir jetzt von den Gebräuchen sprechen, welche der angezauberten Liebe entgegengestellt wurden, so muß uns die Nachsicht der Leser im Vorhinein sehr zugesichert werden, indem, trotz dem delicatesten Vortrage, dennoch so manches gar zu Natürliches vorkommen dürfte.

Das Wunderbuch von Michael Pabst empfiehlt den Jünglingen, die sich kuhlerischer Weise bezaubert meinen, ein Paar ganz neue Schuhe anzuziehen, eine Meile Weges so schnell wie möglich zu gehen, von den schwitzenden Füßen den rechten Schuh auszuziehen, Bier oder Wein hineinzugießen und einen herzhaften Trunk daraus zu thun. „Du wirst ihr von Stund' an gram!“ —

Wo ist hierin nur ein Fünkchen Verstand?! — Allein, warum fragen wir so, da die Idee einer angezauberten Liebe ohnehin frappant genug ist, um so mehr, da sie Männer dahin brachte, Opfer zu bringen, um nur der Excremente jener Weibsperson, von welcher sie sich bezaubert glaubten, habhaft zu werden. Und was dann? — In den rechten Schuh legten sie das köstliche Parfüm, trugen ihn, und meinten sich, wenn ihnen der Geruch endlich zu stark wurde, „wiederumb ledig.“

Anderer nahmen die Mitternacht zu Hilfe, um dem Friedhofs Schädeln zu entwenden, und zwar so lange, bis sie einen fanden, in welchem der hinterste Stockzahn noch vorhanden war. Eben diesen aber suchten sie, um sich durch die Näherung mit demselben von erzwungener Liebe zu befreien; und half dies nicht, fanden sie sich noch immer unbegreiflicher Weise zu einem Mädchen hingezogen, so wurde Alles aufgeboten, um jenes Hemd zu erhalten, welches sie

in einer gewissen Monatsperiode getragen hat, um — um — durch das rechte Aermellosch desselben das Wasser abzuschlagen.

In aller Zukunft jedoch vor ähnlicher Bezauberung geschützt zu sein, nahm der edle Jüngling einen Federkiel oder eine leere Haselnuß, um sie mit Quecksilber gefüllt und mit Wachs verstopft unter die Thürschwelle, oder noch sicherer, unter das Kopfkissen zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Man hat in neuerer Zeit in England angefangen, den Kork in Pulverform zum Füllen von Matragen, Kopfkissen u. s. w. zu verwenden, und dabei gefunden, daß diese Füllung nicht nur so weich und elastisch, wie jene mit Rosshaar ist, sondern, daß sie auch nicht so zusammenliegt, wie diese, und überdies auf Schiffen ein treffliches Rettungsmittel gibt. Eine derlei Matrage von gewöhnlicher Größe, die nur 25 Pfund wiegt, wird von dem Gewichte von sieben Personen nicht untergetaucht; zwei Individuen haben auf ihr selbst auf hoher See nichts zu fürchten. Für Schiffe ist diese Erfindung um so mehr von Werth, als dadurch ohne alle Vermehrung des Geräthes und der Kosten ein treffliches Rettungsmittel geschaffen ist. Durch Vereinigung mehrerer solcher Matragen ließe sich selbst für ganze Schiffsmannschaften Hilfe schaffen. Wenn man bedenkt, wie viele Korkstöpsel und Korksohlen jährlich als unbrauchbare Trümmer weggeworfen werden, so wird man nicht fürchten, daß es an Material fehlen könnte. Die gebrauchten Stöpsel müßten ausgewaschen und getrocknet werden, bevor man sie in Pulver verwandelt.

— (Merkwürdiger Menschenschlag in Nordafrika.) In *Scarlett's: „South - Amerika and the Pacific“* findet man folgende Angabe über einen sehr merkwürdigen Menschenschlag in Nordafrika: „Einer Nachricht zu Folge, welche *Hassuna d'Gies*, der bekannte ehemalige Premierminister in Tripolis, mittheilte, findet sich im nördlichen Afrika ein Stamm, der den Patagoniern an Größe nichts nachgibt. Sie reiten auf sehr raschen Dromedaren, und können unglaubliche Entbehrungen und Strapazen ertragen. Sie leben hauptsächlich von Gerstenmehl, das mit Kamehlmilch befeuchtet wird, und nehmen keine gegohrenen Getränke zu sich. Ihre Stärke steht mit ihrer Größe im Verhältnisse. Sie behalten ihre Kraft noch zu einer Zeit, wo die Menschen sonst am Rande des Grabes stehen, und erreichen ein sehr hohes Alter. Sie hegen eine große Abneigung gegen Fremde und sind von schwarzer Farbe.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Gedruckt bei S. P. Collinger.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 43.

Montag, den 28. Mai 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber Idiosyncrasie. — Beiträge zur Geschichte des Heils und Pfluscherwesens. — Neue Folge der Curiosa. — Analogisches Seitenstück zum Tabak. — Miscellen.

Ueber Idiosyncrasie.

(Von Med. Dr. J. L. Schönau.)

Die Natur suchte ihr geheimnißvolles Wirken mit einem undurchbringlichen Schleier vor den Argusaugen der menschlichen Erkenntniß zu bewahren; nur ahnen können wir ihr großes Werk, Gewißheit wird uns nie darüber. Aber gelangen nicht der rohe Gefühlsmensch, die zahllosen Reihen der wehrlosen Thiere — jener unter der Regide des dunklen Ahnungsvermögens, diese unter dem Schirme eines namenlosen Instinctes, bewußtlos in dem Hafen ihrer Bestimmung an; während der grübelnde Vernunftmensch mit dem sichern Compaß der Urtheilskraft nur um so zuverlässiger strandet? Warum aber nehmen wir ihre großmüthigen Gunstverschwendungen auch nicht unbekümmert aus ihren Händen? Warum entblättert wir kindisch die von ihr dargereichten Blumen, und wollen, daß sie, wenn bereits der Glanz uns vernichtet zu Füßen liegt, schöner und anmuthiger dem Auge erscheinen? Wozu frommte auch dieses Hellssehen, was nützte dieser offene Blick? Wozu die Mittel zeigen, wenn die Kraft zur Ausführung gebracht? Hiesse das nicht, den gemeinen Soldaten mit dem großen Kriegsplane vertraut machen?

So geht es uns mit jenen geheimen, uns selbst unbewußten, stillen Neigungen und Abstosungen, — die, wie die Feder im Uhrwerke, stets abstosend dennoch das Werk zusammenhalten, und welche die Natur tief in den Grund der unerforschlichen Seele eingepflanzt. Ursache und Wirkung fallen bunt durcheinander, sobald wir das zergliedernde Scalpell des Raisonn

nements daranlegen. Oft läßt sich ihre Spur bloß ideell, zuweilen auch materiell nachweisen; gewöhnlich aber treten sie scheinbar in ihr geheimnißvolles Dunkel vor dem hellen Blicke des sie verfolgenden Bewußtseins zurück, und kein rationeller Lichtpunct verräth ihre Bahn, ihren Ursprung. Der niederste wie der höchste Lebenstrieb wurzelt in ihrem heilsamen Boden.

Wollte die Natur sich das mühsame Geschäft der Schöpfung abkürzen, und den bildenden Meißel einmal aus den Händen legen, so mußte sie den bereits vollendeten Geschöpfen Theilnahme an ihrem großen Werke gönnen; sie mußte den Selbsterhaltungstrieb auf's Engste mit ihrem Wesen verbinden, ihnen Ueberlegenheit oder List zum Widerstande gegen ihre Feinde verleihen, ja einen an Furcht und Abcheu, sogar Betäubung grenzenden Ekel einflößen, damit die sonst schwache Gattung der Vernichtung nicht Preis gegeben werde. So lehrt der Instinct, jene Einheit der untersten Geistesstätigkeiten, die des Gehirnes und der besondern Sinnesorgane leicht entbehrt, und dennoch bewußtlos zum Zwecke führt — die Thiere, giftige Pflanzen meiden, periodische Wanderungen unternehmen. Die Klapperschlange soll, nach Aussage der Reisenden, besonders wenn sie lange gehungert, eine sogar für den Menschen betäubende Atmosphäre um sich verbreiten, so daß selbe, wenn sie nicht früher durch das Geräusch ihres Schuppenpanzers von ihrer Nähe in Kenntniß gesetzt wurden, fast nimmer entweichen können. Heilig und unverändert haben diese unverdorbenen Kinder der Natur jenes göttliche Geschenk wie am ersten Schöpfungstage bewahrt.

Auch mit dem Menschen, ihrem liebsten Sohne, meinte es die Natur nicht schlechter als mit ihren übrigen Kindern, nichts hat sie stiefmütterlich ihm versagt; aber die stille Warnung war theils seines edlen complicirten Baues wegen nicht auslänglich, theils ihr tiefes Einprägen wegen seiner höhern Verstandesbildung überflüssig. Eine Speise, die einst durch Ueberfüllung des Magens Ekel und Erbrechen erregte, läßt längere Zeit oder gar immerwährend eine Abneigung für sich zurück; eine Frucht oder Speise, nach der sich eine Schwangere vergeblich sehnt, ohne ihren Wunsch befriedigen zu können, bringt gewöhnlich Ekel für sich beim Kinde, welches sie zur Welt bringt, hervor.

Aber es gibt keinen Balsam, welchen nicht der Mensch in Gift für sich umwandeln könnte, und nicht wirklich umwandelt: die Phantasie, dieses ewig junge Blumenmädchen, macht er zu einer Giftmischerin; die Sinne, diese treuen Zwischenhändler der Außenwelt, verkehrt er zu Schmugglern, daß sie durch ihren Schleichhandel den Wohlstand des Gemeingefühles vernichten; Mädchen, welche die Fleischsucht zu bekommen fürchten, haben oft für Moschus und Bibergeil eine Abneigung, die

sich oft nur meistens wieder mit ihrem Eintritt in den Ehestand verliert; die Phantasie ist es auch wahrscheinlich, welche in der Wasserscheu, wegen des convulsivischen Zustandes der Schlingorgane, selbst für alle dem Wasser ähnelnde, nur bloß glänzende Gegenstände eine Idiosyncrasie erzeugt. So schleicht sich oft durch die Phantasie schon in der Kindheit, oder gar noch früher, während der Zeit des Fruchtlebens durch die lebhafteste Einbildungskraft der schwangern Mutter, eine besondere Abneigung gegen gewisse Thiere, als Kagen, Mäuse, Ratten, Nachtseulen und andere, ja sogar gegen die bloßen Namen derselben bei manchen Menschen ein; wie überhaupt mit der Geburt schon oft der Keim zu mancher glücklichen oder unglücklichen Anlage gegeben wird, und der schwangere Körper der Mutter oft als electrischer Träger vieler Schädlichkeiten dem Kinde dient, ohne selbst nur im Geringsten von ihnen afficirt zu werden. Jene Menschen werden, sobald sich diese Thiere in ihrer Nähe befinden, von den schrecklichsten Zufällen ergriffen, von denen sie nicht eher befreiet werden, bis jene Thiere entfernt sind: sie errathen daher instinctartig aus der Ferne die Gegenwart derselben. Ein Landgeistlicher, der einen Freund besuchte, wurde plötzlich von den schrecklichsten Krämpfen ergriffen, ohne daß sich der zu Hilfe gerufene Arzt die Ursache ihrer Entstehung erklären konnte; als der Kranke sich ein wenig erholte, zeigte er, ohne noch sprechen zu können, daß man ihn in die freie Luft des Gartens bringe, wo er gänzlich zu sich kam. Er erklärte hierauf, daß sich im Hause eine Kage befinden müßte, welche die eigentliche Ursache seines Unfalles wäre. Man suchte nach, und fand auf dem Boden des dritten Stockwerkes eine Kage bei ihren Jungen. Nach ihrer Entfernung betrat der Landgeistliche ohne Nachtheil und mit bester Laune das Haus wieder. — Betrachten wir hier, daß die Idiosyncrasie meistens gegen Thiere entsteht, welche beinahe einen polarischen Gegensatz zu unserm Leben bilden, namentlich, daß sie gewöhnlich zu den Nachthieren gehören, oder, um mit einem der geistreichsten Schriftsteller Deutschlands zu reden, in denen der Erdpol vor dem Sonnenpol vorherrscht, so läßt sich, wenn auch keine hinlängliche Erklärung geben, dennoch ein kleiner Anhaltspunct finden.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens.

Der Zahnreißer.

Die „Gazette des Tribunaux“ unterhielt ihre Leser schon mehrere Male mit den Vorfällen bei der Polizei wegen des Zahnreißers Herrn Combes; sie machte darauf aufmerksam, daß die Kunst, Zähne auszu-

ziehen, ein wichtiger Theil der Chirurgie sei, es also auch gut wäre, wenn bloß promovirte Wund- und Zahnärzte sich mit der Beseitigung cariöser oder sonst angegriffener Zähne befaßten. Mr. Combes hat sich bis jetzt immer glücklich aus diesen Schlingen gezogen, und so ereignete es sich auch, daß er an einem der schönen Tage des vorigen Novembers auf dem Plage Saint-Germain-l'Auxerrois sich befand, den Schnurbart kühn in die Höhe gedreht und seinen grünen Ueberrock à brandebourgs bis an das Kinn hinauf zugeknöpft. Die Versammlung war zahlreich, und die Neugierigen, welche sich in einer dreifachen Reihe um den Stuhl drängten, der ihm zur Tribune diente, hörten ganz erstaunt folgende Anrede:

„Glaubet nicht! Ihr Franzosen und Französinen, die Ihr mir in diesem Augenblicke zuhört, daß mich ein niedriger Eigennuß hierher geführt hat; nein, mich leitete bloß das Wohl der Menschheit, und es wäre mir ein Leichtes, euch die zahlreichen Certificate mehrerer Fürsten Europa's und der geachteten Journale der Christenheit zu meinen Gunsten vorzuzeigen. Aber es handelt sich in dieser Viertelstunde nicht um meine Person, sondern ausschließlich um das Zahnweh. Sicherlich habt ihr noch nicht gehört, daß dieses Uebel von einem Wurm erzeugt wird, welchen schon Hippokrates, der Vater der Medicin (der Redner verneigte sich hier), den „Nagewurm“ genannt hat. Nach langen und vielen Reisen, welche ich incognito auf den höchsten Bergen der Welt gemacht habe, entdeckte ich endlich eine Art Mehl, welches die Eigenschaft hat, diesen nagenden Wurm, diese Geißel der menschlichen Zähne, zu vernichten, einen Wurm, welcher sich an den sympathischen Nerven heftet und in den Zahnfächern des männlichen und weiblichen Geschlechtes, der Civil- und Militärpersonen ohne Unterschied die größten Verheerungen anrichtet.“

„Aber,“ werdet ihr fragen, „wie viel verlangst du, du gelehrter Reisender! für die Mittheilung dieser deiner berühmten Entdeckung?“ — „Nichts, gar nichts, als die Ehre eurer Anwesenheit und das Wohl des Menschengeschlechtes, das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, und die Anerkennung der Nachwelt.“

Hier machte der Redner eine Pause; mit einem Blicke voll Selbstgefühl auf seine Zuhörer, winkte er einem redlichen Manne aus Limousin, dessen geschwollene Wange auf Zahnschmerzen deutete, sich zu ihm auf den Sessel zu stellen. Nachdem er nun aus einer Schachtel ein weißes, völlig geschmackloses Pulver genommen, bat er den Maurer, den Mund zu öffnen, worauf er ihm etwas Weniges von diesem Pulver auf die Zunge streute.

„Thut mir den Gefallen, junger Freund! euch einen Augenblick lang mit einem halben Vössel von dem Wasser, welches ich euch geben werde, aus-

zugurgeln, und nun, nur zu oft ungläubiges Publicum! Acht gegeben und zugefesehen!”

Hierauf nahm der Bedner aus seinem Ueberrocke eine lange Nadel: „Deffnet den Mund,“ sprach er zu dem zitternden Maurer, „öffnet ihn nur; ich bemerke schon den Wurm — hier ist er! — Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren von der medicinischen Akademie, und Ihr in- und ausländischen Facultäten?“ — Zur selben Zeit zeigte der Zahnarzt den Blicken der erstaunten Menge einen kleinen weißen Wurm an der Spitze seiner Nadel. Wer hätte einem ähnlichen Beweise widerstehen können? Der Haufe der Patienten verließ also den Platz, um dem Zahnarzte in das nächste Weinhaus zu folgen, in welchem er sein Consultationszimmer aufgeschlagen hatte.

Unglücklicherweise aber folgte ein Polizeiagent, und zwar einer von der skeptischen Secte, dem triumphirenden Combes und langte gerade in dem Augenblicke an, als dieser dem Maurer seinen kranken Zahn ohne den mindesten Schmerz auszog. Er nahm alsobald das neuentdeckte, auf den hohen Bergen gesammelte Mehl in Beschlag, und fand, was er vorhergesehen hatte, nämlich, daß die Schachtel mehrere weiße, ganz gesunde Würmer enthielt, die, um das arme, nur zu leicht getäuschte Publicum zu hintergehen, mit einem ganz unschädlichen Pulver bestreut waren. Er forderte M. Combes auf, ihm zu dem Polizeicommissär zu folgen.

Bei dem Correctionsgerichte, vor welches Combes als ein zur Vollstreckung einer chirurgischen Operation nicht Befugter gestellt wurde, läugnete er gänzlich, daß er dem Maurer einen Zahn gerissen habe. Umsonst legt man ihm die Verhöre vor, und stellt ihm die Zeugen gegenüber, von welchen Letzteren er behauptet, daß sie wie Zahndreher lügen. „Der Zahn stand kaum mehr fest;“ erwiderte er, „denn kaum hatte ich ihn mit dem Finger berührt, so mußte er von selbst ausfallen; und zwischen her ausnehmen und herausreißen ist ein großer Unterschied, und dies ist eben der Rechtspunct.“

Das Tribunal horchte nicht auf diese gewichtigen Gründe, war jedoch nachsichtig genug, den Angeklagten bloß zu einer Strafe von 20 Franken zu verurtheilen.

Neue Folge der Curiosa.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Aber bei Mädchen finden wir, das Rätchen von Heilbronn und ähnliche magnetische ausgenommen, nirgends die Idee von angezauberter Liebe; vielmehr umfaßte ihr ganzes Denken, wie heute, den baldmöglichsten Brautstand.

Sie gossen Blei in der Christnacht, um aus der Form den zu hoffenden Bräutigam zu errathen; sie traten in eben dieser Nacht an einen Holzstoß, und zogen rücklings ein Scheit heraus, um aus der krummen oder geraden Form die correspondirende Gestalt ihres künftigen Gemahls zu erfahren; sie stellten sich am Andreasabende auf Kreuzwege, setzten sich vor den Küchenherd, machten Salzhäufchen, schauten in Quellen und Brunnen emsig und gläubig, um ihren Künftigen zu hören, zu sehen und überhaupt inne zu werden.

Sa, sie verließen ihr warmes Lager früh vor Sonnenaufgang, um zu spinnen, und den ersten gesponnenen Faden vor die Thüre zu spannen; denn der Taufname des zuerst Vorübergehenden war der ihres einstigen Ehegesponsen. Und wie Vieles hatten sie im häuslichen Leben in derselben Beziehung zu vermeiden? — Sa nie einen Koft ledig aufs Feuer zu setzen, ansonsten sie eine alterunzlichte Jungfer werden müßte; jede Gelegenheit zu vermeiden, wo sie ein altes Mütterchen erblicken könnte, wie sie das Kohlenfeuer unter ihren Füßen bedeckt; denn wenn sie es sähe, so wäre in demselben Jahre kein Mann zu erwarten.

Noch heute herrscht in Schlessen der Glaube, daß unter mehreren Mädchen, jene, welche die Milchtöpfe am längsten auskrage, die erste Braut wird, und daß jene, welche die gesottene Milch gerne aus Pfannen speise, einen unfreundlichen Mann zu erwarten habe. — Wie natürlich?! — Ihre Unfreundlichkeit vertreibt sie vom Tische und Speisegeräthe, und wird auch den besten Mann unfreundlich machen. Eben so liegt ein recht artiger Sinn in dem angenommenen Satze, daß ein Mädchen, welches die Kagen liebt, einen frommen Mann erhalten müsse. Denn ihr häusliches Leben muß sehr eingezogen sein, wenn die Kagen, die sich auf dem Lande bloß des Herdes oder des Ofens willen im Hause sehen lassen, ihnen zugethan werden sollen.

In jener Bemerkung aber, mit welcher wir, nachdem wir sie dem »Tausendkünstler« entlehnt haben, diese Rubrik beschließen wollen, ist durchaus kein Flämmchen Wig zu finden. »Juckt,« so heißt sie, »dem Mädchen der Hals und die Kehle, so geht es bald zur Hochzeit, juckt sie aber das Haupt, so kriegt sie in Kurzem — Schläge.«

Allein nach allen diesen Vorurtheilen konnte sich nur dasjenige Mädchen rühmen, welches stolz sein konnte, eine reine Jungfrau zu heißen; und leider! waren so viele Zufälligkeiten im Stande, ihr diesen schönen Ruf zu nehmen.

So mußten sie ehemals, und müssen noch heute ein ausgelöschtes Licht so anblasen können, daß es neuerdings brennt, wenn sie nicht ein höhrendes Gelächter erwarten wollten. Sie mußten die Fertigkeit besitzen, jeden Kranz, der bei dem Ernte- oder einem andern ländlichen Feste ihnen dergestalt aufgesetzt wurde, daß er mehr auf der Stirne ruhte, auf dem Kopfe zu erhalten; denn wenn die Bosheit Volkskraut eingebunden und sie den Kranz von der Stirne herabfallen gelassen haben würde, so hätte mancher Abergläubische an ihrer Unschuld zu zweifeln begonnen.

Noch vorsichtiger mußten sie sein, ja niemals zu Schnupftabak oder einem ähnlichen vorgehaltenen Pulver zu riechen, weil der Muthwille gepulverte Ephewurzel darunter gab und emsig auflauerte, ob das Mädchen nach ausgebrochenem Niesen das Gemach verließ oder nicht. Verließ sie es, und hatte man Ur-

sache zu glauben, sie thue es, um einen geheimen Ort zu besuchen, so war es geschehen um den ungetrübten Nimbus ihrer Unschuld.

Severinus Pinäus erzählt uns in den *notis virginittatis*, daß ein Faden, welcher von der Nasenspitze bis zur Vereinigung der Pfeilnaht mit der Winkelnahnt gespannt wurde, genau um den Hals herumreichen müsse, und es ist wirklich aus mehreren Quellen bekannt, daß die Römer die absonderliche Lust hatten, die Hälse ihrer Töchter vor und nach der Hochzeit auf beschriebene Weise zu messen.

Anderseits aber schrieb das galante Mittelalter dem Jungfrauenstande besondere Kräfte zu. Wir übergehen den natürlichen und nur übertriebenen Satz, daß Seidenwürmer im Busen der Jungfrauen ausbrüten, welcher Glaube zu der komischen Annahme einer sympathetischen Verwandtschaft zwischen besagten Würmern und gedachtem schönen Plaze Anlaß gab; — und gedenken nur des Zauberrechtes, kraft welchem eine Jungfrau einem Kusse, welches das augenblickliche Unglück befiel, nicht strahlen zu können, eben so schnell helfen konnte, wenn sie es mit dem eigenen Gürtel auf die Nase schlug, und dabei dem Reiter hübsch freundlich ins Auge sah.

Indes genug dieser Thorheiten, die da alle das heirathslustige Mädchen bestrafen, so lange es noch jeder Verbindung ledig war, — genug — weil uns der nächst gelegene Cyklus mit nicht minder interessanten Absurditäten erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Analogisches Seitenstück zum Tabak.

„Eigenthümlich erscheint in diesem Lande (Peru) die *Coca*, ein Blatt, das wie *Opium* wirkt und unwiderstehlich ist, wenn man es einmal gekostet hat. Da die Zauberkrast des Krautes nur dann in vollem Maße empfunden werden kann, wenn die gewöhnlichen Anforderungen des täglichen Lebens oder die Zerstreuung des Umganges die Geisteskräfte zu beschäftigen aufhören, so zieht der echte *Coquero* sich in das einsame Dunkel oder die Wildniß zurück, sobald die Sehnsucht nach dem Rausche unwiderstehlich wird. Sinkt auch die im düstern Urwalde doppelt unheimliche Nacht herab, so bleibt jener doch unter dem Baume, den er sich erwählte, ausgestreckt. Ohne ein schützendes Feuer neben sich zu sehen, hört er gleichgiltig das nahe Schnauben der Dnze, und achtet es nicht, wenn unter rasselndem Donner die Wolken in Regenfluthen sich ergießen, oder der gleichzeitig furchtbar hausende Sturm die alten Bäume ent wurzelt. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich, zitternd, das furchtbare Bild eines unnatürlichen Genusses. Wer den *Coquero* in solchen Lagen zufällig antreffend, durch Anrede ihn trotz des scheuen Verbergens stört, unterbricht den Gang der Wirkungen und erlangt wohl gar den Haß des Halbbegeisterten. Wer einmal von dieser Leidenschaft ergriffen wurde, und dabei in Verhältnisse geräth, die ihre Ausbildung begünstigen, ist verloren. Man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Menschen der bessern Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die *Coca* aus Langweiligkeit zu gebrauchen anfangen, bald ihr Geschmack abgewannen und von diesem Zeitpuncte an für das

civilisirte Leben verloren, und wie von einem bössartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten zurückzukehren.“ (Aus Ed. Pöppig's Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrom, während der Jahre 1827 — 1832. 2 Quartbde. nebst 16 Blätt.)

Miscellen.

— In einem über die russischen Besitzungen jenseits des Caucasus im „Auslande“ enthaltenen Berichte heißt es über das Clima in der Ebene des Khanat Talysh, daß man dasselbe nicht gesund nennen könne. „Der Grund hievon,“ heißt es, „liegt in der Nähe des Meeres, weshalb eine stete Feuchtigkeit herrscht; die zweite Ursache, und wohl die bedeutendste, liegt ohne Zweifel darin, daß fast alle zum Reiskbau tauglichen Striche auch mit Reis angebaut sind, und zu diesem Zwecke wird das Wasser in solcher Menge hergeleitet, daß ganze Strecken davon überschwemmt sind; bleibt das Wasser lange in dieser Lage, so fängt es an zu faulen, haucht bei der heftigen Hitze verderbliche Dünste aus und verpestet die Luft; nicht nur die Russen, sondern auch die Eingebornen sterben daselbst in bedeutender Zahl; man hat indeß über die Zahl der Todten keine genaue Nachricht. Die gewöhnlichen Krankheiten hier sind: Gallenfieber im Sommer, Scorbut im Herbst und Winter. Außer diesen zeigen sich in Lenkoran häufig die Blattern. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene sind dieser Krankheit unterworfen, und man hat Beispiele, daß selbst 40jährige Personen erkrankten. In Lenkoran gibt es keine Kuhpocken, und es findet daher daselbst keine Impfung Statt. Einige behaupten, die Cholera sei fortwährend in Talysh, aber nicht als Epidemie. Die hiesigen Flüsse enthalten gesundes Wasser, das Brunnenwasser aber ist nicht gut; denn wenn man es in eine Flasche füllt, wird es nach 24 Stunden sinkend. Selbst gekochtes Wasser wird nach zwei Tagen zum Gebrauche untauglich, es erzeugt Durchfall und wirkt vorzüglich auf die Neuan gekommenen schädlich ein.“

— (Eine Thierblume.) Die Bewohner von St. Lucia haben eine höchst sonderbare Pflanze entdeckt. In einer Höhle dieser Insel, nahe am Meere, ist ein großes Wasserbecken, dessen Grund aus Felsen besteht; aus diesem sprossen schöne, lebhaft glänzende Blumen, welche sich, sobald man sie mit der Hand berührt, zurückziehen. Bei näherer Untersuchung fand man, daß aus der Mitte der Blumenscheibe vier braune Filamente, wie Spinnenbeine, hervorragen. Diese Beine haben Zangen, ihre Beute zu fassen, und nachdem dieses geschehen ist, schließen sich die gelben Blumenblätter augenblicklich. Der Körper des Thieres ist so groß wie ein Rabenschnabel.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 44. Donnerstag, den 31. Mai 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Die Phantasie-Cur. — Ueber Zbiosynocrasie. — Neue Folge der Curiosa. — Miscelle.

Die Phantasie-Cur.

Nach einer langen Anstrengung der Denkkraft, besonders nach tiefen mathematischen Studien, gab sich Lichtenberg einem Imaginations-spiele hin, das er Phantasie-Cur nannte, und die er gewöhnlich zur Brunnenzeit mit sich vornahm. Er bezweckte damit, sich von der geistigen Ermattung, wie sie gewöhnlich auf tiefe Speculationen zu folgen pflegt, zu erholen und zu neuen Anstrengungen zu kräftigen. Daß der große Denker gerade die Brunnenzeit zu dieser geistigen Restauration gewählt, war nicht ohne tiefem psychologischen Grund, und es sei uns erlaubt, zu einer Jahreszeit, wo Alles zu Heilquellen und Gesundbrunnen nicht schnell genug eilen kann, einige Bemerkungen über das Wesen und den Nutzen dieser Phantasie-Cur unsern Lesern mitzutheilen.

Es gibt Krankheiten des Körpers und des Geistes, die aus Mangel an einer weisen Vertheilung der Arbeit an die verschiedenen Seelenkräfte herrühren. Nicht die Anstrengung des Geistes an sich, sondern die einseitige Richtung, die einer bestimmten Geisteskraft gegeben wird, ist oft die eigentliche Quelle unzähliger Gehirn-, Herz- und Unterleibsleiden. Die Hypochondrie würde weit seltener das Leben der Gelehrten verbittern, wenn diese mehr Abwechslung in ihre Studien zu bringen verstünden. Wir sind weit entfernt, einer Theorie der neuern Zeit, wie sie vorzüglich Gall, Spurzheim und Combe geltend zu machen suchten, das Wort zu reden; aber kein Arzt und Physiolog wird es läugnen, daß bei der geistigen Erschöpfung, wie sie auf eine einseitige Anstrengung

des Verstandes, der Einbildungskraft oder irgend einer andern geistigen Anlage zu folgen pflegt, eine materielle, wenn auch bis jetzt in speciellen Organen noch nicht bestimmte nachgewiesene Ursache mit im Spiele ist. Man wird daher unglaublich mehr leisten, und seine Gesundheit weit weniger gefährden, wenn man die Sache nicht bis auf die Spitze treibt, zu gewissen Epochen mit bestimmten Geistesarbeiten aussetzt, um Arbeiten ganz anderer Natur vorzunehmen. Man hat bei gemüthlichen Meditationen eben so, als bei kalten Verstandes-Operationen den Sättigungspunct zu fürchten. So wie jene zur Extase oder zu mystischen Sinnestäuschungen führen, eben so können diese den Menschen allem Großen, Edlen und dem eigentlich menschlichen Leben entfremden. Sinnliche Genüsse sind aber nicht geeignet, uns vor den eben genannten Extremen einseitiger Geistesanstrengung zu schützen, weil sie uns nur neuen Gefahren aussetzen, und statt Erholung zu gewähren, mit einer andern Art von Entkräftung drohen. Daher dürfte die Beschäftigung mit Gegenständen, bei welchen mehr die Phantasie in Anspruch genommen wird, allen Jenen belebende Erholung gewähren, die theils durch die kalte Prosa des Alltagslebens, theils durch Geistesanstrengungen ernster Art für eine Brunnencur reif geworden sind. Es ist diese Phantasiecur keinesfalls mit einem Dolce far niente zu verwechseln. Männer, die an tiefe Meditationen gewohnt sind, werden sich schwerlich auf eine positive Art erholen, wenn sie der Arzt zu bloßem Spazierengehen, Wassertrinken, Conversation, Theater und einer leichten Journal-Vectüre verurtheilt. Ihr Geist ist an eine solide Nahrung gewohnt; soll er daher bei einem plötzlichen Herabsetzen auf eine dünne Diät erstarken und mit neuem Leben imprägnirt werden, so muß die ihm gereichte Nahrung durch die Zauberkräfte der Phantasie wenigstens dynamisch potenzirt werden. Als Mittel zu dieser Phantasie-Cur führen wir an: Die Betrachtung der Werke schöpferischer Einbildungskraft, die mehr den Geist erheben, als den Verstand aufklären; mehr geeignet sind, unsere Sinne zu veredeln, als sie für materiellen Genuß in Anspruch zu nehmen. — Musik, Malerei, Dichtkunst. Vorzüglich gehört hierher: Betrachtung der Natur und ihrer Wunder, und ein unbefangenes Eingehen in die süßesten Ideen einer sich selbst scheinbar überlassenen, aber doch von einem bessern Genius geleiteten Phantasie. Betrachtung der Natur im Frühling macht uns ganz eigenthümlich für das Belebende und Heilende in der Kunst empfänglich. Jeder, der sich nur einigermaßen beobachtet, wird an sich selbst die Erfahrung machen, daß im Frühling, wo die Natur aus ihrem scheinbaren Schummer erwacht, auch tausend Empfindungen und Gedanken in ihm erwachen, und eine Sehnsucht nach einer unbekanntenen Größe herbeiführen, die bei Manchem bis zur Melancholie sich steigert. Im Frühling erwacht die Empfäng-

lichkeit und der Sinn des Menschen für die Schönheiten der Natur und der Kunst, für Gegenstände der Aesthetik; gerade diese Jahreszeit ist geeignet, durch ein neu angeregtes Erwachen und Aufleben der Phantasie dem Geiste neue Kraft und Energie zu geben. Mit Recht sind auch die Kunstausstellungen meistens im Frühlinge, und ihr fleißiger Besuch dürfte unserer Ansicht nach nicht bloß für manchen Gelehrten, der sich den Winter hindurch mit trockenen Gegenständen der Speculation krank studirte, sondern auch für solche Personen von dem heilsamsten Einflusse sein, welche ihrem Berufe nach den größten Theil des Jahres sich rein materiellen Interessen zuwenden, und sich kaum Zeit zu einer Veredlung ihres innern Menschen nehmen. Es vereinigen sich auch im Frühlinge mehrere Momente, die das Leben der Phantasie vorwaltend begünstigen. Die ganz eigenthümliche electricische Spannung der Atmosphäre, die neuerwachende Wärme- und Lichtentwicklung, die zunehmende Menge von Sauerstoff in der Luft, der vorwaltende Charakter von Expansion, der sich alsdann in der ganzen Natur kund gibt, tragen sehr viel bei, um dem Geiste eine mehr heitere und für Werke der Kunst empfänglichere Stimmung zu geben, und ihn von ernsten, allzu trockenen Verstandes Combinationen mehr abzugeben. Wird diese Richtung des Geistes bei Frühlingscuren benützt, so kann sie die Heilung so mancher tiefsitzenden Uebel begünstigen, besonders wenn diese in den Anstrengungen einer bestimmten geistigen Thätigkeit ihre Quelle hat. Die Folgen der sitzenden Lebensart im Winter werden bei weitem nicht so traurig sein, wenn ein mit Werken der Phantasie beschäftigter Geist unsere Heiterkeit und gute Laune im Frühlinge zurückbringt. Ein süßes Vergessen an den starren Ernst des Lebens wird unsere gebeugten Rücken wieder aufrichten. Die Phantasie ist ein mächtiger Strom, der uns die Last des Alltagslebens mit Leichtigkeit tragen hilft. Wir zählen nicht mehr Tage und Stunden, wenn sie uns die Gegenwart mit ihrer Zauberkraft verschönert, und inniger werden wir uns selbst an den Mitmenschen anschließen, wenn uns eine gemeinschaftliche Theilnahme an den Gebilden der Kunst mit ihm in nähere geistige Berührung bringen wird. Darum empfehlen wir aus vollkommener Ueberzeugung allen denen, die eine Frühlingscur unternehmen, auch so viel möglich in ihre geistigen Beschäftigungen eine gewisse Abwechslung zu bringen, und auf die Gesundheit ihres Geistes eben so sorgfältige Rücksicht als auf die ihres Körpers zu nehmen.

Dr. Beer.

Ueber Idiosyncrasie.

(Von Med. Dr. J. L. Schönaug.)

(Beschluß.)

Halten wir uns an das, was die Erfahrung als thatsächlich aufgezeichnet, was die Geschichte in ihr unvergeßliches Album über diesen Punct aufgenommen: so haben wir allerdings nicht im Geringsten Ursache, die Idiosyncrasien als sich selbst zugezogen, oder gar als üble Gewohnheiten anzunehmen; wir finden im Gegentheile Beispiele von Leuten, auf deren Thaten die Nachwelt stolz ist, und die über jedes Kleinliche Vorurtheil erhaben genug waren, und welche dennoch unter Idiosyncrasien bedeutend litten. Wir wollen davon einige, und vielleicht minder Bekannte, unsern Lesern mittheilen.

In Cäsars ganzer Behausung durfte kein Hahn gehalten werden, weil er jedesmal, so oft er den Hahnenruf hörte, von Traisen ergriffen wurde.

Der als Philosoph berühmte Kanzler Vaco wurde, so oft eine Mondesfinsterniß beobachtet wurde, von Ohnmachten überfallen.

Lamotte Levayer konnte nicht den Ton eines Instrumentes vertragen; das Rollen des Donners war eine Ergözung für ihn. Auch Pope soll oft gesagt haben, er begreife nicht, was die Menschen an der Musik Angenehmes finden, da sie ihm nur höchst zuwider sei.

Marie von Medicis, Gattin Heinrich des Vierten, konnte den Anblick einer Rose nicht ertragen; obwohl sie übrigens eine außerordentliche Liebhaberin von Blumen war.

Der Herzog von Epernon wurde ohnmächtig, so oft er eines jungen Hasen ansichtig wurde.

Dem Marschall von Albret wurde unwohl, so oft ein junges Wildschwein oder Spanferkel aufgetragen wurde.

Heinrich der Dritte konnte nie einer Kaze gerade gegenüber stehen.

Wladislaus, König von Polen, ergriff die Flucht, sobald er den Geruch eines Apfels wahrnahm.

Scaliger zitterte am ganzen Leibe, sobald er Brunnenkresse irgendwo zu sehen bekam.

Erasmus wurde krank, so oft er irgend zur Tafel geladen wurde, wo man unbewußt Fische auftrug.

Der Cardinal Heinrich von Cardonne fiel bewußtlos zu Boden, wenn er unverhofft in die Nähe von Rosen gerieth.

Licho de Brahe, jener berühmte Astronom, wurde von einer eigenen Mattigkeit überfallen, wenn ihm auf dem Felde ein Hase oder Fuchs begegnete.

Cardan konnte für keinen Preis auf der Welt ein Ei längere Zeit ansehen.

Der berühmte italienische Dichter Ariost schauderte heftig zusammen, wenn er eines Badezimmers ansichtig wurde.

Der Sohn des Crassus soll eine unüberwindliche Idiosyncrasie vor Brot gehabt haben.

In Gegenwart des Staatsministers, Fürsten Kaunitz, durfte das Wort „Blattern“ nicht ausgesprochen werden, ohne daß ihn eine die Gesundheit bedrohende Angst überfiel; wahrscheinlich weil die Kaiserin Maria Theresia so schwer daran darniederlag.

Einen gewissen Engländer konnte man dem Tode nahe bringen, so oft man ihm das 53. Capitel aus dem Propheten Isaias las.

Sollten wir darüber genügend antworten müssen, ob denn die Idiosyncrasien wirklich so tief in der menschlichen Seele wurzeln, daß sie schwer zu beseitigen sind; oder ob Heilung möglich sei? so könnten wir nur unterscheidungsweise darauf Auskunft geben. Wäre uns die Ursache derselben immer genügend bekannt, so wäre häufiger Heilung möglich, in sofern selbe noch beseitigt werden könnten; aber leider tritt meistens der Fall ein, daß die Ursachen, wenn auch bekannt, doch größtentheils nur in ihren zurückgelassenen Folgen noch wirken.

Die Zeit ist oft das einzige und sicherste Mittel zu deren Heilung, wenn nur die schreckliche Abneigung noch nicht ganz unseres Wesens mächtig geworden ist, daß der Grund, auf den sie gepflanzt ist, verachtet werden muß, wenn wir selbe vertilgen wollten. Ich erinnere mich selbst, in meiner Jugend eine Idiosyncrasie gegen Schwämme und Kalbsleber gehabt zu haben, und da man mir diese Unart abgewöhnen und mich dazu zwingen wollte, litt ich tagelang unter den heftigsten Kopfschmerzen; ich war der Meinung, nach dem Genuße derselben den Schwindel zu bekommen. Gegenwärtig genieße ich beide, ohne den geringsten Nachtheil, obwohl ich sie noch jetzt nicht liebe. Thöricht ist es, selbe für Schwäche oder gar weibisches Wesen zu halten, und durch Gewalt curiren zu wollen, indem durch solche verwegene Angriffe weit gefährlichere Nervenkrankheiten oder ein völliges Siechthum, und zuweilen gar der Tod herbeigeführt werden kann. Patienten sollen daher immer ihre Idiosyncrasien offen dem Arzte gestehen, damit selber alle Medicamente vermeide, die sie nicht vertragen können, und sich ja nicht verleiten lasse, dieselben Medicamente unter unbekanntem

Namen, oder, was noch schlimmer wäre, in größerer Gabe zu verabreichen, damit sie sicher wirken.

Auch auf psychologischem Wege gelingt zuweilen die Heilung, dies geschieht häufig bei Idiosyncrasien, die durch das Sehorgan sich in die Seele eingeschlichen haben und des Gemeingefühles bemächtigten. So wurde ein Mann, der vor Schornsteinfegern eine Idiosyncrasie hatte, dadurch curirt, daß er aus schwarzem Papier erst Theile eines Rauchfanglehrers schnitt und dann zusammensetzte; er gewöhnte sich an den Anblick derselben dermaßen, daß er sie selbst lebend ansehen konnte. Was ebenfalls durch Zeichnungen bewerkstelligt werden kann.

Neue Folge der Curiosa.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Ein Bräutigam darf seiner Braut unter den Beweisen seiner Freigebigkeit nie eine Ehre verehren; sie zerichneidet und zersticht die gegenseitige Liebe. Eben so muß die Braut jede Stecknadel, die sie dem Manne ihrer Wahl verabreicht, holdseligst anlächeln.

Im Mittelalter muß der Wunsch, ja die Anforderung, daß die Braut dem Manne lebenslänglich treu und aufrichtig bleibe, häufiger und inniger gewesen sein als heute, weil wir materielle Mittel kennen, welche der Bräutigam zur Realisirung dieses Wunsches anzuwenden suchte.

So empfiehlt der „geheimnißvolle Tausendkünstler, welcher durch eine ganz besondere verborgene Wissenschaft zukünftige Dinge gänzlich entdeckt, das Schicksal eines jeden Menschen erforschet, ingleichen allerhand bewährte Wundercuren an Menschen und Vieh, wie auch verschiedene Heimlichkeiten der Natur und sinnreiche Erfindungen zum nützlichen Gebrauche und mehrerem Nachdenken mittheilt, Leipzig, 1782;“ in der Conjunction Martis, Veneris et Lunae, und zwar am Tage und in der Stunde der Venus, welche in ihrem Hause steht, einem Vogel, welcher dem Planeten der Venus unterworfen ist, das Herz und die Nieren lebendig auszureißen, in Jungfernwachs einzuwickeln, es in einem Beutel zu sich zu stecken, und in derselben Stunde Igenwurz zu graben, in einem violenfarbigen Lüchelchen bei sich zu tragen, und dann das gedachte Herz der Braut in einer beliebigen Speise beizubringen. Es waren aber nach dem „Fasciulus Geomanticus, Veronae 1704,“ die Vögel, welche unter dem Einflusse der Venus standen: die Grasmücke, die Taube, der Pfau und der Papagei.

Allein die Anwendung dieses Mittels machte in der Folge mehrere Vorsichten unerläßlich; so mußte der Bräutigam, wenn er ein reiner Junggeiße war, jede Gelegenheit sorgfältigst vermeiden, welche ihn in die Nothwendigkeit versetzt hätte, mit seiner Braut zu Gevattern zu stehen. Vergebens nämlich wäre dann sein früheres Zaubermittel gewesen, Uneinigkeit hätte ihn in der Ehe erwartet, ja ein Donnerwetter würde bei jedem näheren Umgange zu erwarten gewesen sein. Uebrigens konnte auch dieses umgangen werden, wenn der

taufende Priester inzwischen die beiden zur Gevatterschaft gezwungenen Leutchen bei der heiligen Taufe zu treten bedacht war.

Unterhaltend sind die Bestrebungen, mittelst welcher sich Argwohn oder närrische Eifersucht überhaupt Gewisheit zu verschaffen suchten. Der Geliebte versuchte zum Lager der Geliebten sachte hinzuschleichen und die Schlafende auszuforschen, und schrieb, wenn es ihm gelungen war, unbemerkt in das Haus seiner Braut zu gelangen, diesen glücklichen Erfolg dem „ausgestochenen rechten Auge einer Fledermaus“ bei, welches er, um „unsichtbar zu sein,“ zu sich gesteckt hatte.

Aber auch ein Anderes stand zu demselben Zwecke im Schwunge; das Ohr nämlich einer schwarzen Rabe in der Milch einer schwarzen Kuh gefotten und zu einem Däumling geformt und als solcher getragen. „So sieht man dich nicht, und wenn man dir eine Laterne vor das Angesicht hielte.“

War nun der Eifersüchtige mit dem Blute derselben Fledermaus eifrig gesmiert, „so sah er um so leichter bei Nacht,“ und legte der Schlafenden, deren Lager er baldigt getroffen, das Herz eines Raben auf die Brust, erfaßte wo möglich die große Zehe mit eigenem Daumen und Mittelfinger, und lauschte auf Antworten, welche hierauf seine Fragen mit Wahrheit erwidern sollten.

Jene, welche das Mittel, sich unsichtbar zu machen, nicht besaßen, suchten bei Tage die lebendig ausgechnittene Zunge einer Geiß unter das Kopfkissen ihrer Braut zu bringen, und übergaben das Amt des Fragens einer Vertrauten im Hause. Oft aber rieth die letztere: noch überdies die Leber eines Hasen in ein Leinentuch zu binden, den Namen der Schlafenden darauf zu schreiben, und das Ganze unter das Haupt der Braut zu legen.

Also Fledermäuse, Rüche, Raben, Hasen und Raben wurden in Contribution gesetzt, um den Eifersüchtigen zu überzeugen, daß er Unrecht habe, — wels' weites Feld für den Betrug!

Sehen wir nun: die Braut sei auf das Aeußerste entrüstet über den Argwohn ihres Gewährten, sie ändere, abwechslungslos, ihr liebevolles Betragen in ein gehässiges um, raube dem Jüngling — dem zerknirschten, den letzten Hoffnungsfunken, welcher über mögliche Veröhnung in ihm aufglüht — nun — was that er? — Nichts anders, als die alten Mütterchen traurig besuchen und freudig verlassen; denn das gerathene Wiedehopferz hofft er vom nächsten Jäger um Geld zu erhalten und mehr — so sagt man ihm — brauche er nicht, um im Glanze erneuerter Gunst zu prangen. — Köstlich!! — Er erschrickt ob des wochenlangen Harrens auf besagtes Herz; sie erschrickt ob dem wochenlangen Warten auf seine erneuerten Sühnungsversuche; bis er es voll Freuden erhalten hat, und sie, die noch freudigere, in ein gemeinschaftliches Mahl einwilliget. „Seht,“ erzählen sie im Alter den Enkeln, „ein Wiedehopferz miteinander gegessen, bringt sogar Todfeinden Versöhnung.“

Doch der Hochzeitstag ist anberaumt. Liebe, Sehnsucht, Pläne erfassen neuerdings den freudigen Bräutigam, aber auch die Angst, vielleicht von einer neidischen Unbekannten an seiner Kraft bezaubert zu sein.

Angstlich gräbt er vor Sonnenaufgang nach Wegwartwurzel, und trägt sie am Halse, um täglich am Morgen und Abend davon zu essen. Jede säugende Frau macht ihn glücklich mit einem Becher voll ihrer Milch; ja nebst all' diesem

folgt er dem noch weiseren Rathe, aus dem Todtenkopfe eines mit dem Schwerte Sinter ichteten einen Zahn herauszustossen und sich auf einem hohlen Stuhle mit demselben durchzuräuchern.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e .

— (Anfrage an Aerzte und Naturforscher.) Im Jahre 1789, wo die Kälte des Winters ihrer Dauer und Heftigkeit wegen in Paris so bedeutend war, erließ die damalige königliche Gesellschaft der Aerzte an ihre Correspondenten eine Aufforderung, welche wir bei der strengen Kälte des diesjährigen Winters, und wegen des Interesses, das dieselbe für Aerzte, Naturforscher und jeden Gebildeten überhaupt noch jetzt darbietet, im kurzen Auszuge mittheilen. „Jede außerordentliche Revolution in der Witterung (heißt es daselbst) fordert, daß man sich um den vorhergehenden, gegenwärtigen und nachfolgenden Zustand erkundige.“ Daher stellt die Gesellschaft folgende Fragen auf: 1) Vor der Kälte: Wie war der Herbst beschaffen, welche Winde herrschten in demselben; waren damals Reife, die den Früchten geschadet; herrschten Epidemien und welcher Natur waren sie? 2) Während der Kälte: Wann zeigten sich die ersten Fröste? Wie waren sie in ihrem Fortgange, in der Heftigkeit, Abänderung, Geschwindigkeit des Steigens und Fallens von einem Grade zum andern? Zu welcher Tageszeit war überhaupt die Kälte am heftigsten? An welchem Tage und Stunde war die größte Kälte? Welche herrschenden Winde bestimmten diese Kälte? Wie verhielt sich der Barometer, Hygrometer, Electrometer, Thermometer, und wie tief war die Erde in verschiedenen Lagen und Erdarten gefroren? Ist öfter während der Kälte Schnee gefallen, und wie tief war derselbe? War der Frost durch Thauwetter unterbrochen? Woran hatten die Einwohner Mangel? Wie bereiteten sie ihre Nahrung, wenn sie nicht mahlen konnten? Hörten die Herbstkrankheiten beim Einbruche des Frostes bald auf? Herrschten damals Epidemien, und welche Krankheiten konnte man dem Glende, der Theuerung und dem Mangel an Holze zuschreiben? Wie fütterte man die Thiere, wie wirkte die Kälte auf diese? — Wie wirkte die Kälte auf die Bäume und auf Pflanzen überhaupt? 3) Nach dem Froste: Wann fing das Aufgefrieren an? Was konnte man bei dem allmählichen Fortgange desselben wahrnehmen? Welche Veränderungen waren im Barometer, Thermometer ic.? Wie lange dauerte es, bis die Erde vollkommen aufgefroren war? Gab es Ueberschwemmungen und Verwüstungen? Blieb nach denselben viel Wasser zurück und wie lange? Welche Krankheiten herrschten bei dem Thauwetter? Creigneten sich viele schnelle Todesfälle?

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 45.

Montag, den 4. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Eine nächtliche Familien-Scene. — Ein ärztliches Consilium in London. — Ueber den Rauch. — Miscellen.

Eine nächtliche Familien-Scene.

Vater: „Nur noch ein Gläschen, Kind!“ —

Kind: „Nicht einen Tropfen mehr, Vater!“

„Seit Rousseau und Pestalozzi, lieber Freund! haben wir es im Fache der Pädagogik sehr weit gebracht, und es ist nur zu bedauern, daß man Gall's „Schädellehre“ bei der Prüfung der Köpfe nicht gehörig anwendet!“ So sprach mein Freund und Collega zu mir, als ich mit ihm vor wenigen Tagen Abends aus dem Theater ging, und wir im Verlaufe des Gespräches unvermerkt auf die Lücken im Gebiete der Erziehung zu sprechen kamen, deren Ausfüllung vielleicht noch lange ein frommer Wunsch bleiben dürfte. In der Straße angelangt, wo wir verschiedene Wege einzuschlagen hatten, trennten wir uns in aller Freundschaft; denn wir waren Beide nicht gewohnt, wegen Verschiedenheit der Meinung in Gegenständen einer freien Discussion uns jemals gram zu werden. Als ich so bei nächtlicher Stille meinen Weg einsam fortging, da begannen die obgenannten Namen von Männern, denen kein Freund einer naturgemäßen Erziehung ihre Verdienste um dieselbe schmälern wird, mein tieferes Nachdenken anzuregen.

Ich ging mit mir selbst die Geschichte des Zeitraumes durch, der zwischen dem Einen bis zum Andern vorüberging, fragte mich, ob die Menschheit seitdem vor- oder rückwärts geschritten, und kam auf so manchen schönen jugendlichen Traum zurück, den die reifer gewordenen Jahre in die trockenste Wirklichkeit umstalteten. Die mondhelle Nacht und das Blinken der ewig treuen Sterne am klaren Himmel begünstigten diesen

wohlthuenden Ausfluge in die heitern Stunden der Jugend. Ich ward, was man sagt, recht gemüthlich gestimmt, als mich eine Familienscene aus dem sentimentaln Traum, in den ich eben zu verfallen im Begriffe war, ziemlich unsäntz weckte. Ein Mann, der Unverständliches murmelte, seine liebevolle Ehehälfte, die ihn an dem einen, und ein etwa zwölf Jahre altes Mädchen, das ihn am andern Arme führte, bildeten die Gruppe, die meine stillen Betrachtungen unterbrach. Beide Begleiter schoben gleichsam den Gotterfüllten aus dem Weinhause in ein demselben gegenüberstehendes Gebäude, und bemühten sich sichtbarlich, vor dieser Scene so geräuschlos als möglich durch Sperren des Haushores den Vorhang fallen zu lassen. Es brauchte nicht viel Logik dazu, um die erbauliche Rolle, die der Hausvater bei diesem Vorfalle spielte, zu errathen. Aber bis zur Evidenz, und ich möchte sagen, juridisch bewiesen, gestaltete sich das Factum, als sich zwischen Vater und Tochterlein der als *Motto* dieses Aufsatzes angeführte kurze, aber, wie mir scheint, vielsagende Dialog entsponnen. Was hinter den Coulissen, d. h. innerhalb des Thores, weiter vorfiel, um das hat ein ehrlicher Recensent sich nicht zu kümmern. Ich will mich daher blos an dem halten, was ich mit meinen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe, und an diese Thatsachen einige für Eltern und Erzieher nicht überflüssige Betrachtungen knüpfen, die ich beim Nachhausegehen machte.

„Der Mann hatte das, was ein redlicher Hausvater selten oder nie haben soll — einen Rausch. Wäre dem nicht so, warum hätten ihn sonst Gattin und Tochter, als er aus dem Weinhause kam, geführt? Aber das wäre noch nicht das Aergste bei der Sache. Einen Rausch kann Jeder, selbst der Vernünftigste ein- oder zweimal des Jahres haben. Das Traurige bei der Sache ist aber, daß sein Kind um diesen Rausch gewußt hat; daß er in einen Zustand von Unmündigkeit herabsank, in welchem er das Kind noch um ein Gläschen bat, und jenes mit dem zuversichtlichsten Tone von der Welt jeden Tropfen versagte; daß er sich in Gefahr setzt, bei öfterer Wiederholung solcher Scenen um alles väterliche Ansehen und um jeden Einfluß auf Charakter und Willensrichtung seines Kindes zu bringen.“ —

„Die Gattin des in Rede stehenden Familienvaters gehörte nicht zu den klügsten Töchtern Eva's. Wie hätte sie sonst ihr Kind mit ins Weinhaus genommen, um Papa nach Hause zu führen, oder gar — mitzutrinken? Warum hat dieser sich an seine Tochter, und nicht an die Frau mit der Bitte um noch ein Gläschen gewendet? Warum hat sie die Unklugheit begangen, gerade dem lockenden Bacchus gegenüber eine Wohnung zu miethen? Warum wußte sie nicht ihrem Manne das Zuhausebleiben angenehmer zu machen, und ihn überhaupt für das häusliche Leben mehr zu gewinnen? Sollte sie an dessen Vorliebe für Dionysos gar keinen Antheil haben?

Sollte sie nicht durch Murrfinn, Zanck-, Pug-, Klatschsucht und Eitelkeit, ihm den Aufenthalt zu Hause verleidet und ihn gleichsam zu den Tröstungen des schäumenden Bechers gezwungen haben?“ —

„Die in Rede stehende Familie gehörte der untern, oder vielmehr unerzogenen Volkscasse an. Denn nur eine verwahrloste Erziehung, ein Mangel an aller Bildung kann Eltern die Achtung vergessen lassen, die sie der Unschuld ihrer Kinder schuldig sind. Eltern, denen nur einigermaßen das künftige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, werden sich immer bemühen, wenigstens vor ihren Kindern den Schein zu retten.“ So weit ich mit mir selbst. — Liest man in den Annalen der Criminal-Rechtspflege das Leben großer Verbrecher, so wird man größtentheils sich überzeugen, daß sie nicht nur keine Erziehung genossen, sondern frühzeitig aus dem Leben ihrer Eltern Verachtung des Menschen überhaupt eingefogen haben. Leider wird dieser Fehler täglich begangen. Wir sind gegen Kinder nicht zart, nicht vorsichtig, nicht klug genug. Kinder sind eben so scharfsichtig als neugierig. Nicht so leicht entgeht ihrem Beobachtungsgeiste eine Schwäche der Eltern; rechnet man nun noch den — Kindern natürlich angeborenen Nachahmungstrieb hinzu, so wird man sich's leicht erklären, warum das Beispiel der Eltern so mächtig auf alle Zukunft der Kinder wirkt. Und doch kann man in Gasthäusern täglich die liebe Schuljugend an der Seite ihrer zärtlichen Eltern nicht nur tüchtig mitessen, sondern auch mittrinken sehen. — Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an folgende Thatsache: Ein nicht ungebildeter Mann hatte den löblichen Grundsatz, man müsse Kinder nie den Dienstboten überlassen, und so viel als möglich selbst überwachen. Er nahm daher seinen einzigen, sehr talentvollen Knaben auf alle Spaziergänge mit sich, belchrte ihn bei jeder Gelegenheit, und erwarb sich die zärtlichste Zuneigung des Kindes. Aber um dasselbe nie aus den Augen zu lassen, mußte es ihn auch zu jedem Schmause, wozu er geladen wurde, begleiten. Bei derlei Gelegenheiten — sie kamen leider öfter — lernte der Junge das Trinken so wacker, daß er jetzt, in seinem 25ten Jahre, zu denen gehört, die nicht einmal mit Wasser ihren Durst gehörig löschen können. Denn ein Magenleiden, in Folge der einstudirten Trinksucht entstanden, und bis zum Außersten verschlimmert, quält ihn Tag und Nacht, und jede nur etwas größere Menge von Flüssigkeit, die er zur Stillung des marternden Durstes zu nehmen versucht, wird von dem rebellischen Magen zurückgewiesen. — So weit führt Elternliebe, wenn sie nicht von der Vernunft geleitet wird!

Dr. Beer.

Ein ärztliches Consilium in London.

Die „*Mouthley Gazette of health*“ theilt folgende Anekdote mit, die uns zwar einen tiefen Blick in das Treiben einiger Aerzte in London gewährt, die aber, wie es sich von selbst versteht, in Bezug auf deutsche Aerzte *cum grano salis* gelesen werden wird. — Als die 19jährige Tochter eines Baronets plötzlich von einem Fieber befallen wurde, so sandte die Haushälterin in Abwesenheit des Baronets nach dem Hausarzte und dem Apotheker. Nach einer kurzen Berathung kamen Beide darin überein, einen Aderlaß, Blasenpflaster, Purgir- und schweißtreibende Mittel zu verordnen. Da sich die Patientin des folgenden Tages auffallend schlimmer befand, so verlangte der Arzt, ein gewisser Doctor S., eine Consultation, und schrieb demgemäß an die Doctoren B., K. und N., um sie für den Abend zu einer Zusammenkunft im Hause des Baronets einzuladen. — Sie kamen alle um die bestimmte Zeit zusammen, beobachteten die gewöhnlichen Ceremonien, und näherten sich dann mit feierlichen Schritten und langen Gesichtern dem Bette der Patientin. Da diese delirirte, so fragten sie die Wärterin über Anfang u. s. w. der Krankheit, fühlten den Puls, besahen das Glas, stellten sich sehr wichtig, und zeigten in ihren Mienen so viel wohlwollende Theilnahme, daß die Wärterin nicht wußte, welcher von ihnen am meisten für ihre unglückliche Gebieterin fühle. Hierauf verließen sie das Krankenzimmer und gingen die Stiege mit so feierlichen Schritten und niedergeschlagenen Blicken hinab, daß die Diener hieraus schloßen, die junge Dame müsse in sehr großer Gefahr sein. Beim Eintritte in das Lesezimmer, wohin sie der Apotheker geführt hatte, um den Zustand der Patientin einer nähern Erörterung zu unterziehen, zeigte sich auf ihren Zügen eine bedeutende Veränderung; denn diese waren ganz lächelnd. — „Ei,“ sagte Dr. K. zu Dr. B., „ich habe Sie schon einige Wochen nicht gesehen; wie ist es Ihnen immer gegangen und wie befindet sich Seine Majestät?“ — „Ich danke Ihnen, mir geht es ganz wohl und ich denke, auch Sr. Majestät,“ erwiderte Dr. B. und bemerkte, indem er seine Hand auf Dr. S.'s Schulter legte: „Ich glaubte, Sie hätten Ihre Praxis aufgegeben und sich auf das Land zurückgezogen?“ — „Da haben Sie ganz recht,“ erwiderte S., „denn ich behandle nur mehr einige wenige Freunde.“ — Die Conversation wurde hier durch ein Geräusch an der Thür unterbrochen. Der Apotheker, welcher die Thür öffnete, fand die Haushälterin, welche fragte, wie viel Geld wohl für alle Doctoren nöthig wäre. Der Apotheker sagte ihr, daß ein Arzt für eine Consultation nie weniger als zwei Guineen erhalte. — „Ja, ja,“ versetzte die alte Haushälterin mit einem bedeutsamen Lächeln, „und Eine daher für euch selbst; wohl, hier sind neun Guineen für Sie Alle; aber ich bitte Sie, thun Sie nur etwas für die

arme Miß, sie ist eine so gute Seele!" Der Apotheker vertheilte die acht Guineen unter die Aerzte. Nach dieser angenehmen Unterbrechung der Conversation über die Gesundheit Sr. Majestät, das Land und das Wetter, bemerkte Dr. D., indem er auf seine Uhr sah: „Ich muß nun fort zu einer andern Consultation in Grosvenor-street." — „Und ich," sagte Dr. M., „muß nach Clapham gehen;" — „und ich," sprach Dr. S., „nach Hanove-square." Nun bewegten sich alle gegen die Thür; da aber kein Wort über der armen Miß Krankheit gesagt worden war, so fragte der Apotheker den Dr. S., was er zu thun habe. — „Oh!" erwiderte der Doctor, „widerholen Sie nur die Senna-Mixtur, und morgen um 11 Uhr werde ich wieder hier sein." Hiermit endigte sich diese Consultations-Posse. Bei manchen unserer nichtärztlichen Leser mag diese (wie wir versichern können) wahre Schilderung „seiner feierlichen Consultation" einiges Erstaunen und sogar das Gefühl von Indignation erregen; aber bei den Apothekern, welche gewöhnlich den Consultationen in London beiwohnen, und mit den Rechten und Privilegien der Aerzte vertraut sind, wird bloß das letztere rege werden.

W — E.

Ueber den Rauch.

Welch' ein großes Ungemach der Rauch den Städtern verursache, ist nicht so Vielen noch bekannt, als es dereinst werden dürfte, wenn auch bei uns, wie in andern großen Städten, der Gebrauch der Kohle allgemeiner eingeführt sein wird, ohne jenem Uebel vorgebeugt zu haben, das nicht nur der Gesundheit aller beim Feuer beschäftigten Individuen schädlich, sondern auch allen Lungen, die ihrer Verhältnisse wegen die sinkende Atmosphäre großer Städte immer einathmen müssen, sehr nachtheilig sein muß. In Rücksicht der Gesundheit also, der Bequemlichkeit und Reinlichkeit, und überdies der Dekonomie an Brennmaterialie und Wärmesteigerung, wird es erspriesslich sein, folgenden Aufsatz im „Blackwood's Magazine" zu beherzigen.

Die Kohle ist vielleicht das größte Geschenk, das England der Natur zu danken hat; aber der Rauch, den diese erzeugt, ist auch eines seiner größten Uebel. Durch diese unglückliche Eigenschaft ist England von einem Ende bis zum andern von Ruß geschwärzt. Andere Städte sind ungeheure Defen, über die ein schwarzer Himmel von Rauch ausgespannt ist; unsere Dörfer erfüllen den Luftkreis mit erstickenden Dämpfen auf Weisen in die Kunde. Alle sind durch ihre vielen Fabriken immerrauchende Vulkane — ohne jedoch das Pittoreske eines Vulkans zu bieten — die schädlichere Qualme fortwährend speien als der Vesuv; und zwar durch eine tägliche Verschwendung, die hinreichen würde, ein Lebensgut anzukaufen. Da aber London, vielleicht schon im Verlaufe weniger Jahre, seine ungeheuren Arme auszubreiten gedenkt, um auf der einen Seite Bristol, auf der andern Edinburgh zu erreichen; so wird bald die ganze Ober-

fläche der Erde unter der unermesslichen Gebäudemasse verschwinden, und die Zahl der, die Luft mit Rauch erfüllenden Essen bis ins Endlose vermehrt werden. Ein grünes Feld wird dadurch ein Gegenstand werden, von dem nur die Geschichte wird erzählen können, und von dem Anblicke des blauen Himmels wird kaum im Gedächtnisse des ältesten Gentleman's eine dunkle Erinnerung übrig bleiben. England muß dann, von einer Küste bis zur andern, mit einer nirgends unterbrochenen schwarzen Rauchwolke bedeckt, und das wahrhafte Auld Reekie der Erde werden. Schon wie die Sachen jetzt stehen, müssen durch diesen unerträglichen Umstand alle Farben abstehen, und alle öffentlichen Werke verunstaltet werden. Die edelsten architektonischen Schöpfungen sind in einer Woche mit dickem Ruß belegt, der reinste parische Marmor nimmt die Farbe des Bimssteins an, alle Statuen sind schwarz wie Erebus, und jede neue Bronzegruppe rivalisirt in kurzer Zeit mit der garstigen Gruppe des Francis Duke of Bedford, umgeben von den Agriculturgenien, die zum Gelächter aller Menschen an dem Eingange der Russell square dasteht, und durch ihre vollkommene Aehnlichkeit mit einem von seinen Lehrbuben umgebenen Rauchfangkehrer jedes Auge beleidigt.

Indessen ist nichts weniger zweifelhaft, als daß der Rauch nicht sowohl der Kohle, als unserer trägen Stumpfsinnigkeit zuzuschreiben sei. Wir können ihn unmöglich machen, sobald wir wollen, ja, wir können ihn in Hitze verwandeln, und so die Kraft unsers Feuers steigern, indem wir zugleich unsere Atmosphäre von einem Uebelstand befreien, der uns das Sonnenlicht absperrt und unsere Lungen den schädlichsten Einwirkungen bloßstellt.

Das vollkommene Verbrennen der brennbaren Substanz hängt ab von der Bereinigung zweier Umstände. Es muß eine hinlängliche Quantität reiner Luft da sein, um immerwährend Oxygen an das Feuer abgeben zu können; dann muß die Hitze bis auf einen gewissen Grad gebracht werden, deren Höhe und Stätigkeit alle verbrennbaren Theilchen mit jenem Oxygen in nahe, durchdringende Verbindung bringen kann. Diese Bedingungen sind unerläßlich nothwendig, sonst kommt das Verbrennen der Brennmaterialien nur theilweise zu Stande, und in diesen Fällen ist es höchst selten der Mangel an Oxygen, der das vollständige Verbrennen hindert, sondern fast immer ist es der zu niedere Grad der Hitze, wegen welchen nicht alle Elemente des brennbaren Stoffes verzehrt werden können, was dann den Rauch erzeugt. Dies geschieht nämlich auf folgende Weise: Wenn wir das Feuer aufmerksam betrachten, so werden wir darin selbst nie einen Rauch gewahren, weil die Temperatur in demselben zu hoch ist, um Rauch zu erzeugen; an der Spitze der Flamme aber, wo noch unverzehrte, aber bereits verkohlte Elemente mit der kalten, atmosphärischen Luft in Berührung kommen, dort erscheint der Rauch, weil hier die Temperatur weit unter den Punct herabgekommen, auf welchem eine vollständige Verbrennung Statt finden kann, und die Folge davon ist, daß der hier gegenwärtige Grad der Hitze wohl noch die in den Bereich des Feuers gerathenen Atome verkohlen kann, aber nicht mehr hoch genug ist, sie mit sichterloher Flamme aufzuzehren, das heißt mit andern Worten: Der Rauch ist eine gewisse Quantität brennbaren Stoffes der Kohle, der durch Aufdämpfung verloren geht, anstatt durch die Flammen zu verbrennen.

Nun hat Mr. Coad ein Patent auf eine Erfindung erhalten, die darin besteht, daß man durch eine gewisse Vorrichtung diesem Rauch jenen Grad der Hitze mittheilt, der zu seiner vollkommenen Verbrennung nöthig ist, was er auf eine sehr einfache, aber auch sehr sinnreiche Weise bewerkstelligt.

Er verfertigte einen Apparat, der aus einer Reihe Röhren besteht, die so eingerichtet sind, daß auf ihre breiteste Fläche die Hitze einwirken könne, und da ihre verschiedenen Enden entweder mit der äußern Luft communiciren, oder in einem Schlig im Kofse münden, so erhöht die erste Hitze des Feuers die Temperatur der Luft in den Röhren auf einen solchen Grad, daß dadurch in den Röhren ein lebhafter Zug und zwar von erhitzter Luft entsteht, welche gerade in dem Augenblicke aus der Mündung im Kofse in Flammen übergeht, in welchem sich der Rauch gebildet hätte; die dreifache Folge hiervon ist: daß dieser Disposition dadurch zuvorgekommen wird, daß Wärme und Hitze eben dadurch zunehmen, und daß alle Elemente des sich zu bildenden Rauches vom Feuer verzehrt werden.

J. Weber.

Miscellen.

Im Jahre 1789 erschien in Frankfurt ein Schriftchen, unter dem Titel: „*Specifica und Charlatanerie*,“ geprüft und gerügt von einem Freunde der Wahrheit. Das Buch dürfte auch jetzt noch, oder vielmehr jetzt erst von jedem denkenden Arzte und Nichtarzte mit Vergnügen gelesen werden. Die menschenfreundliche Absicht des Verfassers ist, auf Charlatane und Pseudo-Specifica das Siegel der Verachtung zu drücken, und die Aerzte, welche von dieser Seuche frei blieben, auch ferner davor zu warnen. Wie es damals mit der Puscherei ausgehien, mag schon aus dem Umstande erhellen, daß der Verfasser zum Gegenstande seiner Satyre nicht die gemeinen Marktschreier und Vagabunden, sondern (wie er sich ziemlich stark ausdrückt) „unsere abgefeimten, gepuderten, vergoldeten, studirten und graduirten Genie-Aerzte, Schwänker, Tartuffe und Mucker, welche die thörichte Hälfte unserer Natur mit Verstand gewinnen,“ nimmt. — Er stellt sechs Charaktere von Charlatanen auf, nämlich: Die gauklerischen, die galanten, die ungeschliffenen, die liedertlichen, die scheinheiligen und die pedantischen. — Wer sich die Mühe geben will, die Charlatane unserer Zeit mit denen vom Verfasser geschilderten zu vergleichen, den wird es gewiß nicht reuen, dieses Schriftchen gelesen zu haben.

— Herr Obristleutenant Paulin erzählt in einem Schreiben an das „*Journal des connoissances usuelles*“ einen neuen Fall, in welchem sein Feuerlösch-, Tauch- und Rettungsapparat sich abermals vortrefflich erwies. Ein Viehzüchter hatte seinen Keller mit Trebern gefüllt, und denselben unvorsichtiger Weise so verschlossen, daß keine Erneuerung der Luft Statt finden konnte. Als er mit dem Stalljungen in den Keller trat, ward er sogleich erstickt. Die Sanitäts-Commission, die den Auftrag erhielt, für Reinigung des unzugänglichen Ortes zu sorgen, wandte sich an Herrn Paulin, der sogleich mit seinem Apparate und einigen seiner Sappeurs erschien. Bei dem mit aller Vorsicht angestellten Probeversuch, um zu ermitteln, ob der Apparat gegen die verdorbene Luft, die jedes Ker-

zenlicht augenblicklich zum Verlöschen brachte, hinreichenden Schutz gewähre, gelangte man zu einem überraschend günstigen Resultate. Man schritt demnach sogleich zur Reinigung des Kellers, und ließ, durch zwei Sappeurs, die mit den Apparaten angethan waren, die Trebern herauschaffen. In acht Stunden, während welchen die Sappeurs die zum Aufziehen gerichteten Kübel füllten, und während denen 380 Kübel zu Tage gefördert wurden, war die Arbeit vollbracht; und diese ganze Zeit hielten beide Arbeiter, ohne die geringste Beschwerde dabei zu erleiden, in dem verpesteten Keller aus. Ein Ausführliches hierüber findet man in Dingler's „polytechnischem Journal,“ dessen Redaction nachdrücklich auf die Einführung und Verbreitung des so höchst nützlichen Apparates des Herrn Paulin aufmerksam macht.

— (Indianische Medicin.) Die Indianer leiden häufig an zwei Geistesaffectionen, welsch dann sehr oft eine Ursache zum typhösen Fieber abgeben, an der Nostalgie oder Heimweh, und an der abergläubischen Furcht. — Die erstere Krankheit bemerkt man häufig bei den jungen Recruten, welche von den nördlichen Provinzen gekommen sind, Bewohner einer wilden und romantischen Gegend, Abkömmlinge eines poetischen und chevaleresken Stammes, der einst berühmten und mächtigen Rajpoots sind. Sie fühlen bitterlich die Trennung von dem Lande ihrer Kindheit, und werden oft von der unbezwinglichen Sehnsucht nach der Heimat aufgerieben. Der indianische Muselmannt leidet hieran weniger, ist aber dagegen einem höchst lächerlichen Aberglauben unterworfen, welcher oft die Ursache sehr bedeutender Krankheiten wird. So pilgerte ein mohamedanischer Fürst, der Nawab von Ellichpoor, erst kürzlich nach dem heiligen Schreine der Hindu'schen Gottheit, welche den Blattern vorsteht, an welchen eines seiner Kinder gerade litt. — In fast jedem Regimente befinden sich 1 — 2 Soldaten, welche die Macht, einen übernatürlichen Einfluß auf ihre Kameraden auszuüben, zu besitzen vorgeben. Sie üben dadurch eine große Herrschaft über Andere aus, und sind sehr geachtet und gefürchtet.

— A. Boutigny theilt folgende Bemerkungen über einen Fall von fingirter Zahnkrankheit, vermittelt Zerbrechen und künstlicher Färbung der Zähne in der Absicht, sich vom Militärdienste freizumachen, mit. — Der die Zähne umgebende, künstlich hervorgebrachte schwarze Stoff enthielt keine metallischen Bestandtheile; allein man fand ein Fläschchen, welches dem Angeklagten von dem, der ihm die Zähne künstlich gebrochen hatte, zur Erreichung seiner Zwecke gegeben worden war. Es war eine Auflösung von essigsauerm Blei in demselben enthalten, man konnte sich aber nicht erklären, wodurch ein schwarzer Niederschlag durch Ausspülung des Mundes mit derselben erzeugt werden konnte.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 46.

Donnerstag, den 7. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Die Heilkraft des Willens. — Neue Folge der Curiosa. — Paganini. — Miscellen.

Die Heilkraft des Willens.

Jeder Kranke hat gewiß den sehnlichsten Wunsch, gesund zu werden. Ist es aber auch einem Jedem Ernst mit diesem Wunsche? Hat ein Jeder auch den festen Willen, die nöthige Beharrlichkeit, um die Hindernisse muthig zu besiegen, die sich seinem Gesundwerden entgegensetzen? Ich zweifle sehr! Und doch ist dieser feste Wille, gesund zu werden, die erste, ich möchte sagen, einzige Bedingung, deren Erfüllung jeder Kranke dem Arzte gleich bei der ersten Visite angeloben sollte. Diese Behauptung dürfte Manchem seltsam, vielleicht gar lächerlich scheinen. »Der Kranke soll dem Arzte feierlich versprechen, es sei ihm ernstlich darum zu thun, gesund zu werden. Welche lächerliche Zumuthung! Wenn er nicht diesen Wunsch hätte, wozu ruft er sonst den Arzt?“ — Ja wohl ist es lächerlich, den Arzt zu rufen, wenn man nicht den festen Willen hat, das, was dieser verordnet, auch wirklich und mit Beharrlichkeit zu vollziehen. Vom Wünschen bis zum Wollen ist eine große Kluft! Wünsche n ist eine passive Hingebung, ein Traumzustand, ein Ausrücken, und macht nur weichlich, — Wollen ist Energie, Kraft, klares Bewußtsein und rege Thätigkeit. Man kann tausendmal wünschen, reich zu werden, bevor man nur einmal die Tugend der Sparsamkeit ernstlich übt — man kann unter tausend ach! und weh! unter Thränen und Jammer gesund zu werden wünschen, ehe man nur einmal einer süßen Gewohnheit, einer wohlgeschmeckenden Speise, einer momentanen Augenweide zu entsagen sich entschließt. Etwas wollen heißt ein Ziel vor Augen haben, und mit aller innern Kraft des Entschlusses diesem Ziele nachstreben. Wer gesund werden will, darf sich nicht blos

weichlich einer verzehrenden Sehnsucht hingeben; nicht bloß die Luft mit Klagen erfüllen; nicht bloß dem Arzte täglich vorjammern, sondern er muß die Hindernisse der Heilung muthig besiegen, den Arzt in seinen Heilbestrebungen unterstützen, dessen Verordnungen getreu und redlich befolgen, ihn sogar zu schmerzhaften Mitteln, wenn er Erfolg von ihnen hofft, aufordern. Aber es gibt Kranke, an deren Eigensinn, Weichlichkeit und kraftlosem Willen alle Maßregeln der Kunst scheitern. An der schlaffen Seele solcher Kranken zerstäubt jeder Plan, zu welchem Entsaugung, Festigkeit und Muth erfordert werden. Kann bei einer Willenslosigkeit, die wie Wasser zerfließt, von einem consequenten Durchführen eines Curplanes die Rede sein? Man geräth bei der Behandlung solcher theils unentschlossenen, theils ihrem Entschlusse schnell treulos werdenden Kranken jeden Augenblick aus der Scylla in die Charybdis. Hat man mit dem Heere der Tanten, die nicht aufhören, uns durch ihre hochweisen Rathschläge jeden Schritt zu erschweren, ausgekämpft; hat man die Scharmügel einer naseweisen Umgebung glücklich überstanden, und es endlich dahin gebracht, den Kranken zu einem Entschlusse zu bringen, so scheitert jeder Erfolg an dem plötzlichen und launenhaften Unterbrechen begonnener Curen. Man will, daß sich in 24 Stunden der Erfolg von Heilmaßregeln einstellen soll, die auf Wochen oder Monate berechnet sind. Man verlangt ein Werk der Kunst, und unterbricht, stört und ärgert jeden Augenblick den Künstler. Muß dieser nicht mit Ruhe, Muße und Liebe an seinem Kunstwerke arbeiten? Und kann er dies, wenn Vorurtheil, Aengstlichkeit, Unverstand, Leichtsin, Weichlichkeit und Willensschwäche sein begonnenes Werk, wie Penelope, täglich aufrennt? Die erste Bedingung zu einem Heilplan ist daher, daß der Kranke mit seinem festen Willen den Arzt kräftig unterstützt. Er wird, sobald er gesund werden will, d. h. sobald er nicht auf das Opfer und die Resignation, die ihm das Durchführen eines Heilplanes kostet, sondern auf das Ziel, die zu erreichende Gesundheit Rücksicht nimmt, er wird, sage ich, alsdann den Geist der ärztlichen Verordnungen nicht nur besser verstehen, sondern auch strenger und consequenter durchführen. So wie Vertrauen und die Hoffnung eines guten Erfolges die Heilkraft jedes Arzneimittels stärken, eben so erfolglos bleibt jeder ärztliche Versuch, wenn der Kranke sich zu demselben mit Unwille, Aergertlichkeit und Mißmuth entschließt. Heilen heißt eine gestörte Harmonie wiederherstellen. Das erste Mittel zu dieser Herstellung ist die Harmonie selbst, und zwar nicht nur zwischen Arzt und Kranken, sondern des Kranken mit sich selbst. Dieser muß sich eben so, als der Arzt selbst, dessen, was er will, klar bewußt werden. Alle „mais“ und „si“, alle die tausend kleinlichen Bedenlichkeiten, die unberufene und unverständige Schmaroger, oder eigene Eitelkeit

gegen die feste Durchführung eines Heilplanes — still oder laut, schleichend oder anmaßend einwenden, nehmen jedem Heilplan seinen eigentlichen Geist, sein belebendes Princip. Wer Allen recht thun will, macht es gewöhnlich Niemand recht; und wer sich aus Eitelkeit schämt, dem Arzte zu folgen, wird sich bald noch mehr schämen, ihm nicht gefolgt zu haben. Hippokrates hat seinen Jüngern, die zur Ausübung der Kunst schreiten wollten, vor Antritt ihres schweren Berufes eine Eidesformel vorgelegt, wodurch sie sich zur gewissenhaften Erfüllung ihres Berufes verpflichten mußten. Man möchte beinahe in Versuchung gerathen, auch jedem Kranken eine Eidesformel vorzulegen, worin er sich verpflichtet, gewissenhaft krank zu sein. Diese den Kranken vorzulegende Formel dürfte etwa so abgefaßt sein:

„Ich N. N. verpflichte mich, meinem Arzte getreu und ohne Rückhalt die Wahrheit zu bekennen; den von ihm gemachten Vorschlägen, sobald ich dieselben mit freiem Willen eingegangen, mit allem Eifer und Beharrlichkeit so lange Folge zu leisten, als ich mich nicht von deren Schädlichkeit überzeugt habe; bei dem Durchführen des von meinem Arzte mit mir beschlossenen Heilplanes consequent zu bleiben; ohne alle Nebenrücksichten nur die Herstellung meiner Gesundheit vor Augen zu haben; ohne Zustimmung meines Arztes, oder wenigstens nicht ohne sein Wissen niemals irgend eine andere Arznei zu nehmen; mich seines guten Rufes nach Kräften anzunehmen; allen unbefugten Einmischungen unwissender Aelterärzte in den von meinem Ordinario eingeleiteten Heilplan standhaft entgegen zu setzen, und sobald ich aufgehört habe, ihm mein Vertrauen zu schenken, dieses ihm mit aller Ehrlichkeit zu bekennen.“ —

Wie viele Menschen würden jährlich gerettet, wenn wir armen Aerzte weniger geräuscht würden. Es geht uns wie dem ehrlichen Demokrit, der sich acht Tage lang den Kopf über Feigen, die nach Honig schmeckten, zerbrochen haben soll, während ihm das schwere Räthsel von der Köchin sogleich hätte gelöst werden können, welche die Feigen in einem Honigtopfe aufbewahrt hat. Der Unterschied ist nur, daß dieser über sein naturphilosophisches Grübeln ohne Noth — lächelte, während wir uns über ein: „Warum geht es heute schlechter?“ den Kopf zerbrechen, über den Schnecken gang unseres Curplanes seufzen, und zuletzt — der Koch am besten Aufschluß hätte geben können. Es gibt bei manchen Patienten Ursachen von Verschlimmerungen, von denen man, wie der obgenannte Philosoph von gewissen Wahrheiten, sagen kann: „Sie liegen in der Tiefe des Brunnens.“ Ich habe mich immer gefragt, warum es so viele Menschen gibt, die uns Aerzte lächerlich zu machen suchen, und konnte mir bei dem Ernste unseres Berufes keinen Aufschluß hierüber geben; aber eine Definition vom

Lächerlichen, wie sie Kant gibt, und die ich neulich nach Zahren zufällig wieder gelesen, hat mir Beruhigung und Aufklärung gegeben. Kant nämlich nennt das Lächerliche einen Affect aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in — Nichts. Dieser Affect muß freilich bei Nichtärzten oft entstehen, wenn sie ihre gespannten Erwartungen von unserer Kunst plötzlich in Nichts verwandelt sehen. Wie nahe liegt es da, über die Ohnmacht einer Kunst zu spotten, die oft so wenig von dem, was sie selbst mit aller subjectiven Ueberzeugung hofft oder verspricht, in Erfüllung gehen sieht. Geht man aber etwas tiefer auf den Grund dieser Täuschungen ein, so wird man bald finden, daß das Lächerliche eben so oft, wenn nicht öfter auf der Seite der Kranken ist, indem diese leider nur zu oft selbst die Veranlassung sind, daß unsere gespanntesten Erwartungen in Nichts zerrinnen. Diese Täuschungen würden aber gewiß seltener eintreten, wenn es den Kranken um Wahrheit zu thun wäre; Wahrheit ist aber nur da, wo der ernste Wille da ist, sie zu erforschen und zu bekennen; und dieser Wille muß bei jedem Kranken vorausgesetzt werden, wenn man von ihm mit vollem Rechte soll sagen können: »Er will gesund werden.«

Sincerus.

Neue Folge der Curiosa.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Aber alle diese Vorsichten schützen den Verzweifeltsten nicht vor dem Nestelknüpfen. Darum trägt er überdies das rechte Auge eines Wiefels im Ringe des Goldfingers, darum genießt er Hauswurzeln, so viel er vermag; ja — unbegreiflich — er läßt sein Wasser durch den theueren Brautring, oder zapft kurz vor dem Brautgange das Bierfaß an, um den Zapfen bei sich zu tragen. Denn das Nestelknüpfen ist eine gar gefährliche Geschichte. Es knüpft ihm Jemand in das Hosensband einen Knoten, und beraubt ihn durch gleichzeitige magische Sprüche seiner Kraft, oder es wird, während das Brautpaar getraut wird, in ein weißes Band ein Knoten geschlungen; oder aber ein Schloß ward während der Einsegnung auf eine gewisse Weise verschlossen, und der sehnüchtige Bräutigam — Entseflich !!

Die Vereinigung zweier Menschen zu künftig gemeinschaftlichem Leid und Freud, bleibt immer ein ergreifender Moment, und für die weibliche Hälfte ein herzerschütternder, weil die Beziehungen ihrer künftigen Lebensverhältnisse selten erfreulicher sein werden, als jene, die sie so eben verlassen. Die Wahrheit dieses Satzes bestätigt die Volksumgebung jeder Trauung. Thränen sind das Motiv; Thränen ob der Erinnerung, Thränen aus Mitgefühl, Thränen für die ungewisse Zukunft der Halbentrienen. Ein mildes Auge also für die Bräuche,

und ein nachsichtiges Urtheil über die meistens gutgemeinten Vorurtheile der berührten Augenblicke!! Zumal, da in vielen viel Wahres liegt.

Wer kann z. B. den Glauben verdammen, daß jede Braut auf dem Gange zur Kirche den Wünschen der Umstehenden vernehmlich danken solle, auf daß die Wünsche insgesammt in Erfüllung gehen? — Ist hier nicht eine Bescheidenheit angedeutet, welche das künftige Beliebte bedingt! — Hat der Volksfatz, daß bei Brautleuten, die während der Trauung enge beisammen stehen, böse Leute wenig machen können, nicht einen recht zarten, lieblichen Sinn! Kann sich die gegenseitige herzliche Neigung unschuldiger manifestiren?!

Freilich können wir, was Witterung und ihre Folgerungen auf das Schicksal der jungen Eheleute betrifft — nicht so glimpflich im Urtheile sein; denn es ist alle Mühe vergebens, in der Meinung, daß, wenn es während der Trauung geregnet, die Braut geweint, und daß, wenn es heiter war, die Braut gelacht habe, in demselben Verhältnisse ihr Loos zu bestimmen sei — irgend einen haltbaren Grund zu suchen.

Minder verwerflich ist der Glaube, den man bei vielen Trauungen aussprechen hört, »welche Hand bei der Einsegnung die kältere, der kommt eher ins Grab.«

Doch wozu Bemerkungen über Grund und Ungrund der Vorurtheile; der Leser macht sie ja selbst und will Unterhaltung.

»Wer immer,« so erzählt uns Sterzinger in dem bereits oft erwähnten Werke, »es sei die Braut oder ein anderes Mädchen, von der Trauung zum Hochzeitessen geht, der kehre um und eile nach Hause, wenn ihm ein Hase oder eine Herde Schweine begegnet.«

»Inauspicatum dat iter oblatu Lepus.«

Eben derselbe bewahrt uns die alten Weibermaximen, daß Eheleute am Hochzeitsabende bei Leibe keinen Haushahn essen durften, sonst würden sie einander spinnenfeind.»

Ferner, daß Hundegebell und Hunderaufereien während des Hochzeitschmauses das übelste Vorzeichen für die Einigkeit der jungen Eheleute sei; daß die Braut von der Brautsuppe nothwendig viel essen müsse, um hinlänglich Milch zum Kinderstillen zu haben; daß sie und ihr neugebackenes Männchen Brot vom Mahle aufzubewahren haben, um vor künftigem Mangel gesichert zu sein, und daß endlich die Braut im Heimfahren die gerade Heerstraße verfolgen müsse, wenn sie allem Unglücke vorbeugen wolle.

Aber auf der Hochzeit mußten Gläser zerbrochen werden, — wo hätte man sonst die Hoffnung auf kommenden Reichthum hergenommen!

Trat die Braut in die Behausung ihres Mannes, und es gelang ihr, den eigenen Gürtel unter die Thürschwelle früher zu legen, als der Angetraute hinübertrat, so erwachte der stolze Gedanke künftiger Ueberherrschung in ihr.

Das Alterthum endlich, was da im Hause noch herumwackelte, trug Sorge, daß bei dem Aufbetten des Brautlagers keine Hand auf die Federpölster schlug. »Es soll ja keine Schlägerei zwischen den Eheleuten entstehen!« meinten die Mütter.

(Wird fortgesetzt.)

Paganini *).

Bei Paganini ist die Reciprocität zwischen seiner physischen Körperbeschaffenheit und seinem Genie gar nicht zu verkennen, indem dieses auf jene sichtbar eingewirkt hat; aber wenn ein geistreicher Phrenolog seine Untersuchung anstellte, so möchte eine wissenschaftliche Analyse ähnliche Resultate liefern, wie jüngst die Vergleichung der Gypsabdrücke von Pitt, Fox, Perceval, d. h. daß die physische Constitution die glänzenden Eigenschaften seines Geistes in Abrede stellen würde. Denn die Vergleichung der Sinnenwerkzeuge mit den Geistesanlagen hat sich bis jetzt nicht über die Conjectur erhoben, indem immer unerwartete Thatsachen dazwischen traten, welche das System erschütterten oder zweifelhaft machten. Und so muß man zu der relativen Vollkommenheit seiner sichtbaren Organe die imponderablen seines inneren Menschen zu Hilfe rufen, um sein musikalisches Genie und seine zunehmende Entkräftung erklärlich zu machen. — Von seinem vierten Jahre an ist Paganini beständig leidend oder krank gewesen. Sein Vater, Tabellione, d. i. Geschäftsführer der Stadt Genua, spielte zu seiner Erholung in den Mußestunden auf der Mandoline. Er gab ihm auch den ersten Unterricht; als aber das Kind dem Vater erklärte, daß er keinen Tact zu beobachten im Stande wäre, fühlte sich derselbe, ein hellsehender Mann, betroffen von den Fähigkeiten seines Sohnes, und schickte ihn zum Kapellmeister des ersten Stadtheaters in die Schule. Auch diesen übertrug sein Zögling nach zweimonatlichem Besuch. Er setzte darauf ein Jahr später seine Studien in Neapel fort. Schwere Krankheiten hatten ihn indes heimgesucht. In seinem vierzehnten Jahre bekam er die Rötheln, die einen so furchtbaren Charakter bei ihm annahmen, indem sich die Starrsucht dazu gesellte, daß er für todt gehalten wurde, und eben in den Sarg gelegt werden sollte, als ein leichter Schrei seine Familie in Kenntniß setzte, daß er noch am Leben sei. In seinem siebenten Jahre schon hatte ihn das Scharlachfieber befallen, welches seine Nerven für immer zerrüttete. Um gewisse nervöse Anomalien in seinem Temperamente zu begreifen, muß man auf diese beiden früheren Krankheiten zurückgehen. Die geringsten Zufälle greifen ihn an; man darf in seiner Nähe nicht laut sprechen, ohne ihm Leiden zu verursachen, ihn auch nicht von der Seite anreden, indem er sofort dem Anredenden das ganze Profil zuwendet.

Im Allgemeinen führt Paganini nur seine eigenen Werke aus, welche durch Feinheit der Farben und Originalität der Gedanken die Bewunderung aller Kenner erregt haben; er weiß jedoch die classischen Stücke berühmter Componisten auswendig. Als einst Jemand seinen Zweifel ausdrückte, daß er mit gleicher Fertigkeit und Präcision andere Meister seiner Kunst wiederzugeben im Stande wäre, eilte er ans Piano und führte auf der Stelle einige schwere Passagen von Beethoven mit Virtuosität aus. — Seine jetzige Kränklichkeit macht ihn gewiß nicht für die Dauer unfähig; sein leuchtendes Genie wird bei der ersten Gelegenheit wieder aufblitzen und der bisherigen Abspannung ein Ende machen, ohne daß ein äußerer Grund zu dieser erneuerten Regsamkeit hervortreten dürfte; aber freilich wird es nur ein Bliz sein, denn in seinem Alter kann das Gehirn, der Sitz des Lebens, nicht bleibend die Herrschaft über den ge-

*) Nach dem „Revue du XIX. siècle.“

schwächten Körper erringen, und die Begeisterung der Jugend ist dem unter den Schlägen des Geschicks kälter gewordenen Greise versagt.

Um einen Begriff von der Gewalt der Umgebung auf diesen feurigen und eindrucksfähigen Geist zu bekommen, wollen wir noch folgenden Zug anführen. Als Paganini auf seiner Reise von Innsbruck an die Thore von Frankfurt am Main kam, stieg er unerkannt in einem Gasthause der Vorstadt ab. Nach einem einfachen Mahle stieg er träumerisch nach dem Dachstübchen, das der Wirth ihm angewiesen hatte. Die schöne Nacht lockt ihn ans Fenster, in sich versunken zählt er die in dem tiefen Blau schwimmenden Wölkchen. Da schlägt die Thurmuhr Eins; plötzlich ergreift ihn die Erinnerung an einen Vorfall, er holt seine Bioline und führt ganz leise auf ein oder zwei Saiten eine Entbindungs-Scene aus, bei der er mehrere Jahre vorher Zeuge gewesen war. Sein geschickter Bogen ahmt das Geschrei, die Klagen der Mutter und des Neugeborenen täuschend nach; die Zammertöne werden lauter und mannigfaltiger — der Wirth erwacht, horcht lange Zeit erst mit Staunen, dann mit Schreck: „Was soll das heißen? Wie kommt ein Weib in Kindesnöthen in mein Haus?“ Er weckt seinen Sohn, eilt mit ihm nach dem Zimmer, aus dem die Töne dringen und gewahrt — einen Träumer mit dem redenden Bogen in der Hand, dessen Zwiegespräch mit den Sternen seinen menschlichen Ohren freilich überraschend klang. — Auch in London ahmte er mehrmals in guten und in bösen Stunden die Stimmen der Thiere nach und zeigte bei solchen Phantasien die Natur in sprechender Wahrheit. So z. B. mußte in einem Concerte ein ganzer Meierhof mit seiner vierbeinigen Sippschaft von Grunzenden, Gackernden, Klaffenden u. s. w. auf seiner Geige vorüberziehen, und das Publikum konnte sich vor Richern und Jubeln kaum halten. Natürlich wurde er gerufen, aber seiner Maxime getreu — erschien er nicht.

M i s c e l l e n .

In der letzten Sitzung der Medico-Botanical-Society verlas einer der Secretäre, Edwin Saunders einen längeren Aufsatz über die Anwendung des Creosots als odontalgisches Heilmittel. Nachdem er sich über die Substanz, Erfindung und Eigenschaften verbreitet, und die Fälle angegeben hatte, in welchen es mit Nutzen gebraucht wurde: so gab er an, man müsse drei Arten Zahnschmerz unterscheiden, deren jede eine ganz verschiedene Behandlungsweise verlangt. Nur in einer dieser Arten kann Creosot mit Erfolg gebraucht werden, wenn nämlich der Schmerz dadurch entsteht, daß die innere Membrane oder Nerve bloß liegt, was man sonst die acute Form des Zahnschmerzes zu nennen pflegt. In der rheumatischen Form des Zahnschmerzes, wenn nämlich die ganze Seite des Gesichtes, die benachbarten Zähne, die Schläfe und die Ohren auch schmerzen, da kann Creosot durchaus nichts nützen. Die Wolle, der man sich als Behikel bedient, es anzuwenden, sei von möglichst kleinem Umfange, und man trachte sorgfältig zu verhüten, daß kein Tropfen der Flüssigkeit auf die Lippen oder das Zahnfleisch falle. Das Del von gebranntem Papier, ein altes, populäres Hausmittel für Zahnweh, kann nach der Behauptung des Verfassers eben auch nur aus dem Grunde wirksam sein, daß es durch die Verbrennung entstandenes Creosot enthalte.

— (Die sibirische Pest. *) Auf der Reise von Tobolsk nach Tomsk erfuhr Humboldt, Ehrenberg und Rose, daß in einigen benachbarten Orten die Pest wüthe. Da sie in Tobolsk nichts davon gehört hatten, so erkundigten sie sich näher über die Beschaffenheit dieser Krankheit bei einem Arzte, der ihnen aber nur eine sehr ungenügende Auskunft geben konnte. Sie hörten, daß die Krankheit ursprünglich eine Viehseuche sei, aber auch Menschen befallt, besonders in den Steppen, nie aber im Gebirge vorkomme. Sie fängt mit einer verhärteten Geschwulst an, die sich bei den Menschen (besonders an den von Kleidern unbedeckten Theilen des Körpers) bilde, und die man dem Stiche von Insecten zuschreibe. Die bald in ein brandiges Geschwür übergehende Geschwulst zieht in kurzer Zeit Fieber und Tod nach sich.

— Ueber den Einfluß des Lichtes und der Dunkelheit auf den menschlichen Körper, führt Dr. Aller folgende Beispiele an: „Humboldt kannte eine Dame, welche jedesmal bei Sonnenuntergang ihre Stimme verlor, und Aristoletes spricht von einem Gastwirth, der Abends den Verstand einbüßte. Einen ähnlichen Fall erwähnte Bailon von einer Frau. Jeder Mensch, der etwas getrunken hat, fühlt den Einfluß des geistigen Getränkes weit mehr, sobald die Lichter ausgelöscht werden. Er kann dann nicht mehr sehen, und es ist ihm, als wenn Bett und Stuhl, worauf er sich befindet, im Kreise herumgedreht würden. Alle diese Erscheinungen hören auf, sobald wieder Licht in das Zimmer gebracht wird.

— (Egyptische Aerzte in Paris.) Die jungen Egyptier, welche auf Mehmed Ali's Befehl in Paris Medicin studirten und die Doctorwürde erlangt haben, ersuchten die Akademie der Wissenschaften daselbst, vor ihrer Abreise nach Egypten, ihnen eine Reihe wissenschaftlicher, besonders medicinischer Fragen, in Beziehung auf die Zustände in Egypten mitzugeben, die sie auf das Genaueste zu beantworten versprechen.

— (Medico-agricole-Anstalt.) Eine sehr große Anstalt, um Wahnsinnige durch Ackerbauarbeiten zu beschäftigen, wird in der Gemeinde von Curve, Arrondissement Signä, errichtet, wo seit zwei Jahren bereits die Irrenanstalt des Dr. Tissot besteht. Es sind in einem gemäßigten Clima und in gesunder Luft ein großer Antheil von Feldern, Wiesen und Gehölz, und eine geräumige Wohnung dazu bestimmt, und sollen geschickte Aerzte dabei angestellt werden.

*) Aus der Reise nach dem Ural, Altai u. s. w., von Humboldt, Ehrenberg und Rose.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 47.

Montag, den 11. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät. — Das „Estou de dieta“ der Portugiesen. — Ueber das Einbalsamiren. — Literatur. — Miscelle.

Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät.

Die Hindus der Wüste geloben —
Keine Fische zu essen.

Goethe.

Erster Artikel.

Zu den vielen Lücken in unserer Literatur könnte man mit Recht eine „Geschichte der Widersprüche“ zählen. Wie vielen Stoff fände der Geschichtschreiber menschlicher Vizarerrien, wenn er nur die Widersprüche, ich will nicht sagen eines Jahrhunderts, sondern nur im Leben eines einzigen, großen, welthistorischen Charakters erzählen oder gar erklären wollte. Da aber eine solche Geschichte, die eine Fundgrube für Psychologie, Criminalrecht und Menschenkunde überhaupt wäre, bis jetzt noch nicht vorhanden ist, und da die welthistorischen Charaktere oft ihrer Heuchelei erst mit ihrem letzten Lebenshauche ein Ende machen, ja oft den Schlüssel zu ihrem Leben mit sich ins Grab nehmen, so sollte es wenigstens kein Mensch verabsäumen, sich selbst über seine eigenen Widersprüche und das Räthselhafte seines Thuns und Lassens von Zeit zu Zeit Rechenschaft zu geben. —

In diesen Momenten ernster Selbstbeobachtung wird jeder Mensch erfahren, wie wenig er stets Er selbst geblieben; wie oft er sich über sich selbst getäuscht, sich da Kraft zugetraut, wo er mit aller Hinfälligkeit sich benommen, und ein Genius dort ihm beistand, wo er schwach zu sein fürchtete. Dieser räthselhafte Wechsel zwischen Kraft und Schwäche, zwischen Muth und Verzagttheit, zwischen energischem Entsagen und ohnmächtigem Unterliegen,

zeigt sich im Leben des einzelnen Menschen am klarsten da, wo es auf das Beobachten einer vom Arzte vorgeschriebenen Diät ankommt. Es gibt Zeiten, wo der Mensch mit aller Leichtigkeit den süßesten Lockungen der Sinnlichkeit widersteht — es fällt ihm gar nicht ein, dieser oder jener diätetischen Sünde sich auszulassen — er hält eisensfest an den Vorschriften der Vernunft und des Arztes. Mit unbefangener Klarheit des Geistes, mit einer glücklichen Ruhe des Gemüthes fließen ihm Tage, Wochen, Monate und Jahre hin, in denen er dem Dämon der Unmäßigkeit, den Anfechtungen des Gaumens, dem falschen Zuwinken der Sinnenlust ohne große Anstrengung des Willens widersteht — er ist ein Fels, an dem die Wellen der Verführung sich brechen, ohne ihn zu erschüttern. Auf einmal aber kennt er sich selbst nicht mehr! Es kostet ihn großen, moralischen Kraftaufwand, um den Lockungen der Weltlust zu entgehen; die Anfechtungen nehmen gar kein Ende, er ist in einem ewigen Kampfe mit sich selbst und mit der Außenwelt begriffen, die besten Vorschriften des Arztes verschwinden vor dem Wohlgeruch einer Speise, alles noch so fest beschlossene Diäthalten zerstäubt vor dem Blicke — einer Lais.

Man kann in der That nicht umhin, sich die Frage zu stellen: „Welches ist der nächste Grund dieses steten Wechsels zwischen kindlicher Resignation und unbändiger Hinneigung zu den grellsten Diätfehlern? Welche Momente bedingen diese Ebbe und Fluth in der Diät, diesen oft plötzlichen Uebergang vom sichern Zustande des Friedens in den problematischen Zustand des Krieges mit eigenen Neigungen?“ — Es ist die Untersuchung dieser Frage von höchster Wichtigkeit, weil es uns den Kampf mit den Feinden unserer Gesundheit und Seelenruhe bedeutend erleichtern muß, wenn wir wissen, zu welchen Perioden und unter welchen Umständen jene Feinde am leichtesten uns überrumpeln können.

Wenn das gewissenhafte Führen eines Tagebuches schon an sich für die Schärfe unserer Selbstkenntniß von unberechenbarem Nutzen ist, so ist es noch besonders wichtig für die Geschichte unserer Vorsätze, so wie unserer Vor- und Rückschritte, in Bezug auf Treue gegen uns selbst. „Habe ich Wort gehalten?“ war die erste Frage, womit ein großer Philosoph des XVIII. Jahrhunderts täglich seine „Bemerkungen über sich selbst“ begonnen; und so oft er sich gestehen mußte, daß er seinen oft erst gestern gefaßten guten Entschlüssen heute untreu geworden, machte er das Zeichen des Kreuzes (†) in seinem Tagebuche. Als er nach 40 Jahren die jährliche Anzahl der Kreuze zusammenrechnete, fand er zu seiner Ueberraschung, daß von seinem 40ten bis 60ten Jahre die Summe jener Zeichen jährlich abnahm, vom 60ten bis ins 75ste Jahr aber leider von Jahr zu Jahr zunahm. Er theilte diese Bemerkung einem seiner Freunde mit, der

ihm aber mit Cicero's Worten kurz antwortete: „Senectus est ipse morbus“ *). Der Freund hatte unserer Meinung nach vollkommen Recht, daß er die Untreue gegen sich selbst, für eine Krankheit erklärte. Denn der Gesunde hält sich Wort! Diese kleine Digression mußten wir machen, um den Leser auf den Standpunct zu stellen, von wo aus er die Momente, worauf es uns hier vorzüglich anzukommen scheint, richtig beurtheilen wird.

Ist nämlich Festigkeit des Willens ein Zeichen vollkommener Gesundheit, und das baldige Abfallen von gefaßten Entschlüssen ein Symptom von Schwäche oder Krankheit, so werden alle Umstände, die auf das Entstehen oder Verschwinden einer Krankheit Einfluß haben, auch das Schwankende unseres Willens bedingen. Wer also heute mit aller Leichtigkeit der vorgeschriebenen Diät Folge leistet, und morgen sich sehr anstrengen muß, um die Vorschrift des Arztes zu befolgen, der sei überzeugt, daß die Ursache dieses schwer gewordenen Widerstandes in einem krankhaften Zustande seines Körpers oder seines Geistes begründet sei. Warum sollte ich heute nicht eben so energisch einer Speise, oder irgend einem Genuße widerstehen können, als es mir gestern möglich war? Ganz gewiß ist zwischen gestern und heute irgend ein Umstand eingetreten, der die Energie meines Vorsatzes und Willens geschwächt. Die erste Frage also, die ich mir als Selbstbeobachter vorlege, wird sich darauf beziehen, ob und wodurch die Verhältnisse, unter denen ich heute lebe, verschieden sind von jenen, unter welchen ich gestern oder früher gelebt hatte? Sobald ich also heute weniger Kraft des Widerstandes in mir finde, suche ich alsogleich über folgende Punkte mir klare Rechenschaft zu geben: Hat vielleicht die Jahreszeit, haben die atmosphärischen Verhältnisse, der Genuß irgend einer reizenden Speise, der Umgang mit einer bestimmten Person, irgend eine Gemüthsbewegung, Anstrengung des Körpers oder des Geistes, sitzende Lebensart, eine bestimmte Lectüre, die Beschäftigung mit irgend einem bestimmten Gegenstande, die Lust oder Unlust an demselben, häusliche Verhältnisse, irgend eine neue Erfahrung, eine Reise, veränderte Lebensart, Aufenthalt in einem neuen Clima, veränderte Richtung meiner Studien u. s. w., zu dieser meiner Stimmung beigetragen. Denn diese Umstände sind es, welche, wie wir bald sehen werden, unsere Empfänglichkeit für verbotene Genuße erhöhen oder herabstimmen.

*) Das Alter an sich ist schon Krankheit.

Das „Estou de diêta“ der Portugiesen.

Die Geschäftsleute in Portugal sind keine Freunde körperlicher Bewegungen oder geistiger Beschäftigungen. Sie suchen daher jeden Vorwand hervor, sich den Amtsgeschäften zu entziehen, und ein großes Feld hiezu gibt ihnen die Sorge für ihre Gesundheit. Das kleinste Unwohlsein, ein leichter Schnupfen, etwas Husten, eine vorübergehende Unverdaulichkeit, eine unruhige Nacht, ein unbedeutendes Geschwürchen, ein kleiner, rheumatischer Schmerz, ein böser Finger, und hundert andere unbedeutende Molestien, aus denen man sich unter hundert andern Verhältnissen nichts zu machen pflegt, sind schon hinreichend, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen, ja oft wochenlange, wo nicht beständig im Bette, doch wenigstens in seinem Hause zu bleiben, sich von einem befreundeten Arzte besuchen zu lassen, und nichts als Hühnerfleisch und Hühnerbrühe (Caldo de galinha) mit dickem Reis zu genießen. Man sagt alsdann: „Estou de diêta“ (ich bin auf Diät gesetzt), und so lange diese Diät dauert, die übrigens keinen leeren Raum im Magen läßt, kehrt man zu keiner Arbeit zurück. Man verzehrt bei übrigens ganz gesundem Zustande des Magens gewöhnlich einen großen Napf mit Hühnerbrühe und darin dick eingebrocktem Brote, was allein schon eine gute Grundlage gibt; darauf genießt man wenigstens ein halbes gekochtes Huhn, und einen Teller voll dickgekochten Reis — ein Lieblingsgericht der Portugiesen, — setzt darauf noch ein gebratenes Hühnchen oder gebratene junge Tauben, und beschließt die Mahlzeit mit einer guten Portion Marmellade, oder andern eingemachten Früchten, worauf dann einige große Gläser klaren Wassers hinabgestürzt werden. Dies nennt man Diät halten, und wenn man auch so viel zu sich genommen, daß man zum Pläzen voll ist. Bei einer so guten Nahrung magern die Leute zwar nicht ab; allein, da das allgemeine Vorurtheil herrscht, daß man z. B. bei Schnupfen und Husten, dem verbreitetsten Uebel, kein Wasser ins Gesicht bringen, folglich sich auch nicht rasiren dürfe, so gibt ihnen der langwachsene Bart nicht nur ein schmutziges, sondern auch bei dem ihnen ohnehin eigenthümlichen gelblichen Teint ein kränkliches Ansehen, und Manche erscheinen alsdann ungeachtet ihres excellenten Gesundheitszustandes zum Erbarmen elend aussehend, so daß man an ihr Uebelbefinden glauben muß. So sehr es bei einem thätigen Manne anderer Nationen zu einer Last, ja zu einer wahren Pein wird, wenn ihm wegen eines wirklichen Unwohlbefindens von dem Arzte Hausarrest angekündigt wird, eben so gerne, ja sogar mit einem gewissen Wohlbehagen fûgt man sich hier ganz freiwillig darein, und man verlängert ihn so lange wie möglich, indem sich zu dem Widerwillen vor Geschäften auch die wirkliche Sorge für die Gesundheit

noch hinzugesellt, eine Sorgsamkeit, die selbst junge Leute hier schon an den Tag zu legen pflegen, die, wenn sie auch sonst durch die größten Ausschweifungen ihre Gesundheit fürs ganze Leben vernichten, dennoch befürchten, daß ihnen diese oder jene Speise und Getränke, ein kalter Wind und Regen, oder ein Zuglüftchen schaden könnte. (Lebensbilder aus Portugal im „Ausland.“)

Ueber das Einbalsamiren, von Gaul *).

Die Egyptier balsamirten ihre Todten ein, und für die Vollkommenheit ihres Verfahrens dabei sprechen noch heutzutage die Pyramiden, Grufien und Grabmäler Egyptens. Welches waren aber die Ursachen und der Ursprung dieser Gewohnheit? Diese Frage können wir nur mit Muthmaßungen und Hypothesen beantworten. In Ermanglung wahrhaft erklärender Documente erklärt Jeder nach seinen eigenen Ansichten, oder nach der Natur seiner Studien, einen Gebrauch, dessen erste Spuren sich bis in das graueste Alterthum verlieren. Ein alter Schriftsteller sagt uns, daß die Egyptier dies thaten, weil sie glaubten, daß die Seele so lange in dem Körper bleibe, als dieser fortbestehe. Cassius dagegen behauptet, daß man diese Methode erfand, weil man zur Zeit der Nilüberschwemmungen die Todten nicht begraben konnte, und Herodot meint, daß man die Leichen deswegen einbalsamirte, um sie vor der Gefräßigkeit der Thiere zu schützen. „Man begrub sie nicht,“ sind seine Worte, „aus Furcht, daß sie nicht von den Würmern aufgezehrt würden: eben so wenig verbrannte man sie, weil man das Feuer für ein wildes Thier hielt, welches Alles verzehrt, dessen es sich bemächtigen kann.“ Nach Diodor von Sicilien, war es die kindliche Liebe und die Achtung vor den Todten, welche den Egyptiern die Idee beibrachte, ihre Todten einzubalsamiren. De Maillet berührt in seinem zehnten Briefe über Egypten bloß die religiösen Motive, welche die Egyptier zu dieser Gewohnheit bewogen: „Die ägyptischen Priester und Weisen lehrten ihren Mitbürgern, daß nach einer gewissen Anzahl von Jahrhunderten, und zwar nach 30 — 40,000 Jahren, nach welcher Revolution sich die Welt wieder auf dem Punkte ihres Beginns befinden würde, auch die Seelen der Abgeschiedenen wieder in dieselben Körper zurückkehren würden, welche sie einst bewohnten. Aber um nach dem Tode zu dieser wünschenswerthen Auferstehung gelangen zu können, waren zwei Sachen unumgänglich nothwendig: Erstens, daß die Körper mit der größten Sorgfalt vor der Verwesung geschützt und wohl aufbewahrt würden, damit die Seelen sie wieder von Neuem bewohnen könnten, und zweitens, daß die durch eine so lange Reihe von Jahren gethane Buße und zahlreiche Todtenopfer von Verwandten und Freunden, die Sünden getilgt haben, welche die Todten während ihres Erdenwallens begangen hatten. Unter diesen genau beobachteten Bedingungen war es den abgeschiedenen Seelen verheißten, wieder in ihre Leiber zurückzukehren, sich an Alles, was bei ihrem ersten Aufenthalte auf der Erde vorfiel, zu erinnern, und dann für immer unsterblich zu sein. Nebstdem hatten sie auch das Vorrecht, dieses Glück auf Thiere zu übertragen, welche sie geliebt

*) Aus dessen „Histoire des embaumens.“ Vol. I.]

hatten, wenn sich nur deren Leichen, in demselben Grabe mit eingeschlossen, eben so gut erhielten. Auf diesen Glauben gründet sich das Vorfinden so vieler Vögel, Katzen und anderer Thiere, welche mit eben so großer Sorgfalt einbalsamirt sind, als die Körper, bei denen sie liegen. So gestaltete sich bei den Egyptiern die Idee eines vollkommnen Glückes, dessen sie in jenem neuen Leben theilhaftig zu werden gedachten. In Erwartung dieser Wiedererstehung bewohnten die Seelen unterdessen die Luft, welche die Wohnungen ihrer eigenen todten Körper zunächst umgab.“ — „Aber der Aberglaube allein scheint es nicht gewesen zu sein, welcher die Menschen bewog, die sterblichen Ueberreste derjenigen aufzubewahren, welche sie im Leben liebten. Ich suche die Quelle dieses Gebrauches lieber in jenem Gefühle, welches die uns durch den Tod Entrissenen überlebt. Da der Tod unter den Menschen ohne Unterschied erntet, weder die Liebe noch die Freundschaft schont, und die theuersten und heiligsten Bande unerbittlich zerreißt, liegt es da nicht in der Natur gefühlvoller Herzen, daß sie sich einigermaßen über eine schmerzhaftige Trennung zu täuschen suchen, indem sie die Ueberreste derjenigen, welche sie liebten und von denen sie geliebt wurden, aufbewahren? Die Liebe, die Zärtlichkeit und die Freundschaft verschwinden nicht mit den Gegenständen, welchen sie ihr Dasein verdanken, nein, sie überleben dieselben und sterben nur mit uns selbst.“ So sagt Bory de Saint-Vincent in seinen Nachrichten über die glücklichen Inseln. Derselbe Verfasser fügt noch hinzu: „Die Sitte, Todte einzubalsamiren, welche man nur bei den Egyptiern und den Guanachés, also bei der ungebildetsten und der weisesten Nation findet, ist also, wie wir oben sagten, der Beweis einer tiefen Empfindung bei jenen Nationen, wo sie sich vorfindet. Ohne Zweifel würde eine aufgeklärte Behörde nicht wenig dazu beitragen, diese Sitte einzuführen, auszubreiten und zu befestigen, denn sie ist der Beweis einer einsichtsvollen Regierung, welcher das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt.“

Die Meinung Volney's, deren Herr Pariset in seiner Memoire über die Ursachen der Pest erwähnt, hat mit der vorhergehenden manche Aehnlichkeit. „Bei einer zahlreichen Bevölkerung, unter einem heißen Clima und bei einem Boden, welcher jährlich mehrere Monate überschwemmt wird, ist die schnelle Fäulniß der Leichen ein üppiger Quell der Pest und anderer Krankheiten. Egypten, welches von diesen Seuchen geschlagen war, sorgte schon in früher Zeit, sich dagegen zu schützen, und hieraus entsprang einerseits die Gewohnheit, die Leichen ferne von bewohnten Orten einzugraben, und anderseits die scharfsinnige und einfache Kunst, der Fäulniß durch Einbalsamirung vorzubeugen, ein so wohlfeiles und leichtes Mittel, daß sich seine Anwendung augenblicklich über die ganze Bevölkerung verbreitete. Der Luxus dabei gehört schon einer späteren Zeit an.“

Es waren also die edlen Gefühle der Liebe, der Achtung und der Ehrfurcht, welche zur bewunderungswürdigen Kunst des Einbalsamirens führten und die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf dieselbe lenkten. Nebstdem gab auch die Natur jenes heißen Himmelstriches die erste Idee zu dieser Art der Aufbewahrung menschlicher und thierischer Ueberreste, und so ward die Sand-Mumie diesem so weisen und betriebsamen Volke die wichtigste Offenbarung.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

»Elemente der Anthropophysiologie aus dem Standpuncte der fortgeschrittenen Wissenschaft etc.« bearbeitet von Dr. Andreas Ludwig Zeittles, k. k. ord. öff. Professor der Medicin an der Osmüger Universität. In zwei Theilen: Erster, allgemeiner Theil, »die Lehre von der Natur des Menschen im gesunden Zustande« enthaltend. Wien, 1888. Bei Carl Gerold.

So ernst es uns jedesmal damit ist, den Nichtarzt vor dem Lesen medicinischer Schriften zu warnen, eben so innig sind wir überzeugt, daß das Studium der Naturwissenschaften dem Menschen, der sich selbst und seiner Lebenszwecke bewußt werden soll, das wahre Gepräge gründlicher Bildung aufdrückt. In neueren Zeiten hat sich diese Wahrheit mit um so mehrerem Rechte geltend gemacht, als man immer mehr einsehen gelernt, daß das Studium der Natur, folglich auch das Studium des Menschen im gesunden Zustande — Physiologie — am meisten den Schwindeltheorien der Zeit entgegenarbeitet. Heusinger (»Grundriß der physischen und psychischen Anthropologie für Aerzte und Nicht-ärzte«), und Burdach*) haben durch ihre meisterhafte Darstellung der Gesetze des Lebens in seinem gesunden Zustande bewiesen, wie sehr physiologische Wahrheiten auch in den Kreis allgemeiner Bildung gezogen zu werden verdienen. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend, glauben wir es der Tendenz unseres Blattes nicht unangemessen, auf literarische Erscheinungen, die uns geeignet scheinen, das Studium der Physiologie zu fördern, von Zeit zu Zeit unsere Leser aufmerksam zu machen. — Die oben angeführte »Physiologie« des Herrn Professor Doctor Zeittles gehört in den Kreis derjenigen Werke, deren Verfassern es mehr um das Stiften reellen Nutzens, als um das Blendwerk eines literarischen Scheinglanzes — mehr um Verbreitung und lichtvolle Darstellung schon herangereifter Wahrheiten, als um das Haschen nach Neuem und Paradoxem zu thun war. Die in diesem Werke vorherrschende Rücksicht auf einen Kreis von Lesern, zu deren Belehrung Faßlichkeit im Ausdrucke, klare Zusammenstellung des Nothwendigsten, Vermeidung des Ueberflüssigen, Prägnanz des Wortes, Schärfe der Begriffe und Anmuth des Ausdruckes, vorzüglich erforderlich sind, macht dasselbe nicht nur Aerzten und Wundärzten, sondern auch jedem gebildeten Leserkreise anempfehlenswerth. Der Name des Verfassers ist ein ausreichender Geleitsbrief, sein Werk in die literarische Welt einzuführen; wir finden es daher für überflüssig, uns vieler Worte als Köder zu bedienen. Wir wollen also nur, was den Nutzen der Physiologie für Nichtärzte betrifft, hier noch die eigenen Worte des Verfassers hersehen:

»Der Forscher, mag er sich so oder so nennen, mag er Natur-, Geschichts- oder philosophischer Forscher sein, hat die Physiologie des Menschen nöthig, weil der Mensch und die Menschheit die Hauptangel ist, um welche sich jede Forschung dreht; weil jede Forschung entweder vom Menschen ausgeht, oder zum Menschen zurückkehrt. Insbesondere muß der Naturforscher ein gründlicher Anthropophysiolog sein, weil der Mensch das Grundschema der gesammten Organisation darstellt.

*) »Anthropologie für das gebildete Publicum.«

Der Rechtsgelehrte wird dringend auf Physiologie hingewiesen, da sie es ist, die ihn über das Verhältniß der Seele im Körper, und des Körpers zur Seele belehrt, ohne welche Belehrung in vielen Fällen die Wage des Gerichtes unsicher und schwankend würde. Der Erzieher, der Seelsorger sind Menschenbildner; ohne den gebildet werdenden Stoff zu kennen, läßt sich aber an eine Bildung durchaus nicht denken. Der Staatsmann hat die Welt, der Bürger sein Haus zu regieren; ohne Kenntniß des Menschen wird der Eine wie der Andere wohl schwerlich zum Ziele kommen. Und diese ist es auch, die wir mit Recht vom Künstler verlangen dürfen, dessen Wirken ja nur auf den Menschen gerichtet ist, und dessen Productionen mehr oder minder nur Reproductionen des Menschlichen sind. Aber abgesehen von aller Beziehung zur Wissenschaft, Kunst und öffentlichem Leben, ist die Physiologie des Menschen jedem Einzelnen, wessen Standes er sei, gelegentlich zu empfehlen. Denn sie lehrt ihn die Kenntniß seiner selbst; und da die Kenntniß, nach dem geistreichen Worte eines geistreichen Mannes, eine Macht ist, auch die Macht über sich selbst; und wird dadurch die Mutter aller Weisheit und Tugend, die Quelle der edelsten, unzerstörbaren Genüsse. Wohl wäre daher zu wünschen, daß statt der schlechten medicinischen Volkschriften über Krankheiten und deren Heilungsart, welche besonders das deutsche Land überfluten, physiologische Kenntnisse verbreitet würden. Die wahre Volksmedizin ist die Lehre von der Natur des Menschen, der Fassungskraft und dem Bedürfnisse des Volkes angemessen vorgetragen.²⁾

M i s c e l l e .

Traurig ist die Beschreibung, die in neuester Zeit Sismondi *) von der weiten Wüste um Rom, die von der Natur mit großer Fruchtbarkeit ausgestattet wurde, entwirft. »Fast überall ist der Boden herrlich, aber die Menschen sind von seiner Oberfläche verschwunden. Gänzlicher Mangel an fortgesetztem Anbau hat den Boden mit so schädlichen Fiebern und Tod bringenden Ausdünstungen geschwängert, daß ihn die Menschen nicht ohne Gefahr bewohnen können. Da die Eigenthümer dieser weiten Ebenen und Hügel durch zweckwidrige Landwirthschaft nach und nach die Einwohner verscheucht, so müssen sie jährlich Leute aus andern Provinzen kommen lassen, um die nöthigen Feldarbeiten zu verrichten. Der obwohl sehr geringe Gewinn, zieht jährlich Tausende von fremden Schnittern an; die aber am Ende ihrer Berrichtungen gewöhnlich krank werden, und sich in ihre Heimat zurückkehren; weil auf diesem pesthauchenden Boden oft eine Stunde Schlaf nach ermüdender Arbeit genügt, um in ein gefährliches Fieber zu verfallen. Von Natur jedoch ist die Campagna nicht ungesunder, als irgend ein anderes Land; sie ist es nur durch Mangel an Bearbeitung geworden.«

*) »Etudes sur l'économie politique.«

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschieft wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. G. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 48.

Donnerstag, den 14. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Das künstliche Schwimmen. — Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in der Steiermark. — Miscellen.

Das künstliche Schwimmen.

Zu den gymnastischen Uebungen, deren wohlthätige Folgen für das Gedeihen körperlicher und geistiger Gesundheit von unberechenbarem Nutzen sind, gehört auch das künstliche Schwimmen. Mit Recht hat man in neuerer Zeit wieder angefangen, diesen Zweig der Gymnastik gehörig zu würdigen, und man kann sich nur freuen, daß die Jugend täglich mehr Lust an einer Uebung findet, die uns nicht nur befähigt, uns selbst und Andere aus Lebensgefahren zu retten, sondern auch Körper und Geist vor so vielen Krankheiten bewahret.

Wir erlauben uns in jegiger Jahreszeit, wo diese Uebung mehr als irgend eine andere an der Tagesordnung zu sein pflegt, den Lesern dieses Blattes einige Bemerkungen über das künstliche Schwimmen mitzutheilen.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß die Thiere leichter schwimmen, als die Menschen? Den Grund: „daß die Regsamkeit des Geistes den Menschen verhindere, sich in einer so ungewohnten Lage zu erhalten,“ findet Micholson ungenügend; da die Thiere beim Schwimmen diejenigen Bewegungen und in derselben Lage fortsetzen, an die sie auf dem Lande gewohnt sind. — Munkel glaubt den Hauptgrund, weshalb Thiere, ohne Erlernung künstlicher Bewegungen, von selbst schwimmen, darin zu finden, daß ihr specifisches Gewicht dem des Wassers nicht gleich kommt. Auch bietet der Bau der Thiere hierzu eine große Erleichterung. Ihr Leib ist der leichtere Theil, die schweren Füße sinken unter, und so

Kommen sie statisch in die geeignetste Lage, wobei ihr ganzer Körper untergetaucht sein kann, die Athmungsorgane aber, nebst einem sehr geringen Theile des Kopfes, sich über dem Wasser befinden. Uebrigens darf man hier auch die gröbere Organisation der Thiere nicht übersehen, die ihnen nicht minder das Schwimmen erleichtert, als das auf Instinct und fortbauender Gewohnheit beruhende Streben nach Erhaltung des Lebens. Dieses Streben lehrt sie, ohne den Einfluß einer erregten Phantasie die geeignetsten Mittel zur Abwendung von Gefahren in Anwendung zu bringen.

Das Schwimmen der Menschen war von jeher ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Das Bedürfniß, Flüsse zu passiren, und die Sorge für Abwendung möglicher Lebensgefahr, haben dieser Kunst einen hohen Werth verliehen. In neuerer Zeit fing man auch die diätetische und heilkräftige Bedeutung des Schwimmens gehörig zu würdigen an, und die Schwimmschulen nicht bloß als gymnastische Lehr-, sondern auch als Heilanstalten zu benützen. Während früher die Kunst zu schwimmen auf bloßer Erfahrung und Uebung beruhte, hat man in neueren Zeiten angefangen, die dabei zu berücksichtigenden Gesetze näher zu untersuchen. Es ergibt sich aus einer unbefangenen Würdigung mehrerer Thatsachen, daß die Behauptung: „Das specifische Gewicht des Menschen sei geringer, als das des Wassers, und daher das Schwimmen desselben ein natürliches und nothwendig erfolgreiches sei,“ unrichtig sei *). James Horsburgh erzählt, daß er zwei seiner Freunde, beide gute Schwimmer, den Versuch machen ließ, ob sie ruhig und ohne alle Bewegung auf dem Wasser liegend unterfänken. Beide legten sich auf den Rücken, und vermieden dann sorgfältig jede Bewegung. Der Eine derselben, klein von Statur, aber kraftvoll und athletisch, sank stets tiefer, und kam zuletzt ganz unter die Oberfläche des Wassers, wenn er nicht zuweilen eine Bewegung mit den Händen oder Füßen machte; der Andere, von zarter Constitution und schwächlich, schwamm so, daß die Zehen, die Knie, ein Theil der Schultern und des Kopfes aus dem Wasser hervorstanden **).

Indessen muß man immerhin zugeben, daß viele Menschen, ja fast die Mehrzahl derselben, so lange, als sie die eingeathmete Luft in den Lungen zurückhalten, entweder statisch schwimmen, oder wenigstens durch

*) Gehler und Fischer's phys. Wörterb. Bd. 4. p. 1577.

***) Horsburgh selbst war in einem solchen Grade spezifisch leichter als Seewasser, daß er oft beinahe durch eine halbe Stunde auf dem Rücken ohne alle Bewegung ruhte, und dabei eine Neigung zum Schlafen fühlte, der er jedoch nachzugeben Bedenken trug; ja, er ging einmal ganz angekleidet in die See, und konnte sich dort ohne die geringste Beschwerde entkleiden.

einige wenige Bewegung der Hände oder Füße, oder beider zugleich, sich auf der Oberfläche des Wassers erhalten können. Daher muß es immer eine auffallende Erscheinung bleiben, daß, nur mit seltenen Ausnahmen, alle Jene, die keine gelernten Schwimmer, überhaupt in der Kunst des Schwimmens nicht geübt sind, sobald sie ins Wasser fallen, untergehen und ertrinken. Daher ist es wahrscheinlich, daß die Menschen in der Regel durch verkehrte Bewegungen ihr Untersinken selbst herbeiführen, oder wenigstens befördern. Der bekannte B. Franklin, selbst ein ausgezeichnete Schwimmer, gibt daher folgende Vorschrift, um, ohne weitem Unterricht, mit Leichtigkeit das Schwimmen von selbst zu erlernen: An einem Orte, wo das Wasser allmählig tiefer wird, soll man so weit als möglich fortgehen, sich dann gegen das Ufer hin gerichtet aufrecht hinstellen, und ein Ei vor sich ins Wasser werfen, so tief, daß man es, ohne unterzutauchen, nicht erreichen kann. Man soll dann, gestärkt durch die Vorstellung, daß man dem seichtern Wasser entgegenkomme, und durch Aufrichten jeder Gefahr entgehe, sich bemühen, so tief unter das Wasser zu tauchen, bis man das Ei ergriffen habe; so wird hierdurch die Kunst, sich durch geeignete Bewegungen unter dem Wasser zu erhalten, von selbst erlernt werden. — Diese paradox scheinende Regel wird durch eine andere Thatsache ihre nähere Erklärung erhalten. Der bekannte v. Horner nämlich konnte ungeachtet seiner langen Seereise nicht schwimmen. Zweimal wurde er scheinodt aus dem Wasser gehoben und wieder belebt; jedesmal aber erinnerte er sich sehr wohl, daß er anfangs sich möglichst bemüht habe, sich aus dem Wasser empor zu arbeiten; beidemal aber war sein Kopf, statt daß er ihn nach oben gerichtet glaubte, vielmehr nach unten gerichtet, so daß er sich selbst stets tiefer unter das Wasser arbeitete. — Diese zwei Thatsachen deuten nach Munké mit aller Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß die kunstlosen Anstrengungen, sich aus dem Wasser emporzuarbeiten, wegen der ungewohnten Lage, und darum, weil bei dem größern Gewichte des Kopfes als der Füße, die Unterstüzung nicht von den letzteren, wie auf dem Lande, ausgehen kann, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben, während daß eben das Bestreben, dieses Entgegengesetzte zu erzeugen, zum geraden Ziele führt.

Hieraus lassen sich auch die Regeln erklären, die Dronzio de' Bernardi für diejenigen gibt, die zufällig ins Wasser fallen. Als Hauptregel gilt ihm, daß man beim Herabfallen ins Wasser gar keine Bewegung mache, sondern sich ganz der Natur überlasse. Ferner wird als Hauptvorsicht angerathen, Nase und Mund fest zu verschließen, und den Athem, besonders wenn man eingeathmet hat, so lange anzuhalten, bis der Körper wieder emporkommt. — Verhält sich der Mensch beim

Hineinfallen ins Wasser ganz ruhig, so kommt er allezeit wieder in die Höhe, und ein starkes Einathmen in dem Augenblicke, wo wenigstens der Kopf in die Höhe kommt, kann eine solche Leichtigkeit erzeugen, daß ein Schwimmen eintritt. Den Kopf muß man auf jeden Fall gerade halten; besser ist es (nach Mucke) denselben zurückzubeugen, was besonders alsdann rathsam ist, wenn derselbe über das Wasser emporkommt. Auch das Ausstrecken der Arme in horizontaler Richtung erleichtert das Schwimmen. Man wende daher entweder letztere Regel an, oder mache gar keine Bewegung, lasse Füße und Hände herabhängen, halte den Athem an und beuge den Kopf etwas zurück, so wird man meistens auf den Rücken zu liegen kommen, in welcher Lage das Schwimmen überhaupt am leichtesten ist. — Es ist nöthig, daß alle Theile des Körpers, mit Ausnahme der Athmungsorgane, unter Wasser gehalten werden, damit jenen der hydrostatische Druck des Wassers entgegenwirke, und diese daher über der Oberfläche bleiben. Das Herausragen der Hände aus dem Wasser, um sich zu helfen, befördert nur das Untersinken. Ist der Mensch nach dem Sinken wieder emporgekommen, so gibt Nicholson den Rath, die Hände, aber unter dem Wasser zu bewegen, weil hierdurch die Athmungsorgane freier werden; noch nützlicher aber hält Mucke die Bewegungen der Beine von der Art, als wollte man eine Treppe hinaufsteigen.

Legte Horsbough bei ganz ruhiger See die Hände kreuzweise über die Brust, ohne einen Theil seines Körpers zu bewegen, so kam sein Körper bald in eine verticale Lage, und sank zuweilen so tief, daß die Nase unter das Wasser kam; allein bald wurde das Gesicht wieder frei, und sein Körper kam in die natürlichste Lage des Schwimmens, nämlich auf den Rücken; doch kehrte die verticale Stellung wieder zurück, welcher Wechsel sich mehrmals wiederholte. Eben diese Drehungen erfolgten, wenn er die Hände an der Seite gerade herabhängen ließ. Hielt er die Arme senkrecht vom Körper abwärts, so hinderten sie solche Drehungen, und der Körper blieb in seiner natürlichen Lage; doch sanken die Füße zuweilen etwas tiefer unter das Wasser; streckte er aber die Arme über den Kopf hinaus, so wurde die horizontale Lage des Körpers dauernd erhalten.

Anhaltende Uebung erzeugt eine unglaubliche Fertigkeit im Schwimmen. Horsbough erzählt von sich, daß er einst bei Madras durch die Brandung geschwommen sei, die dort so stark ist, daß die Boote der Schiffe nicht landen können; doch hätte ihm dieses Wagstück beinahe das Leben gekostet, weil er oft untertauchen mußte, um den mächtigen Wellen auszuweichen. Cook hat von einem felsigen Ufer herab zwei Indianer gesehen, die zum Spiele einen schwimmenden Falken an beiden Enden ergriffen, mit ihm allerlei Bewegungen machten, und sich gemeinschaftlich durch

die brandenden Wellen fortreißen ließen, dann aber sich schnell vom Balken trennten, und unter der tobenden Welle hin durch Untertauchen entrannen, während der Balken gegen den Feis geschleudert, und dann ihnen wieder zugeführt wurde, worauf sie das Spiel mit ihm abermals begannen.

Die geübtesten Taucher sind die Perlenfischer zu Carrac. Am perzischen Meerbusen, wo die meisten und größten Perlen gefunden werden, findet man Taucher, die 60 — 90 englische Fuß untertauchen, ja eine sehr kostbare Perle ward auf 114 Fuß Tiefe heraufgeholt. Die Taucher führen (nach Morier) während der Arbeit eine magere Diät, bringen Del in ihre Ohren, bedecken die Nase mit einem Futterale von Horn, halten sich in der Zwischenzeit nicht lange an der Luft, und bleiben bis fünf Minuten unter Wasser. Sie werden nicht alt, und leiden hauptsächlich an Geschwüren und Augenentzündungen.

D. de' Bernardi erzählt mehrere höchst merkwürdige Beispiele von Menschen, die ins Wasser fielen, und ohne künstliches Schwimmen bloß dadurch gerettet wurden, daß sie sich völlig leidend verhielten. Besonders ist dies bei Kindern der Fall, welche, keine Gefahr ahnend, sich gewöhnlich ruhiger als Erwachsene verhalten.

Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in der Steiermark.

Die Untersteier mit dem angränzenden Croatien besitzt eine interessante Gruppe von Mineralquellen, die gewiß in jeder Beziehung die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Wir brauchen diesfalls nur an das Jedermann bekannte Rohitsch zu erinnern. In neuester Zeit fanden auch die Mineralquellen des schönen Gleichenberger Thales die ihnen gebührende Anerkennung.

Durch den verdienstvollen Dr. Jg. Werle auf diesen vaterländischen Heilsschatz aufmerksam gemacht, begaben sich Se. Excellenz, der Herr Gouverneur der Steiermark, Graf M. Constantin von Wickenburg an Ort und Stelle, um sich von der Wirksamkeit der daselbst befindlichen Mineralwässer zu überzeugen. Da das Resultat dieser Untersuchung den Aussagen des genannten Arztes vollkommen entsprach, so faßten schon damals Se. Excellenz den Entschluß, durch Gründung eines Actienvereines den Mineralquellen des Gleichenberger Thales die zur Benützung derselben nöthige Ausstattung zu verschaffen. Der Actienverein, unter dem Namen: Gleichenberger- und Johannisbrunnen-Actien-Verein, unmittelbar unter dem Präsidio Sr. Excellenz des obgenannten Herrn Landesgouverneurs, ward durch einen Ausschuß von sechs Mitgliedern geleitet, aus denen Herr Ritter von Pittoni die Directionsgeschäfte besorgt.

Die Aufgabe, welche der Verein als Ziel dieser menschenfreundlichen und vaterländischen Unternehmung sich gesetzt, bestand zunächst darin, das Gleichenberger Thal — und unter denen daselbst befindlichen Mineralwässern: 1) den Jo^o

hannisbrunnen (bei Straden), welcher schon seit Jahren mit der Bewilligung Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann, dem erhabenen Wohlthäter der Steiermark, den Namen führt; — 2) die Constantinsquelle (bei Gleichenberg), welche Benennung sie (nach einem Beschlusse der zweiten Generalversammlung) nach dem Namen Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs erhielt, da sie sonst die Sulzleitnerquelle hieß; — 3) die Werlequelle, nach dem leider nur zu früh verstorbenen und um diese Heilanstalt verdienten Doctor Werle so genannt — und endlich 4) die Klausner-*Stahl*quelle — so viel möglich zum Wohle der leidenden Menschheit nutzbar zu machen. Der Verein scheute keine Kosten, um diesen eben ausgesprochenen Zweck nach Kräften zu fördern; es wurden die nöthigen Wohngebäude zur bequemen Unterbringung der Curgäste erbaut, die Trinkbrunnen mit Wandelbahnen versehen, die Brunnen unter besonderer Aufsicht in Flaschen und Krüge gefüllt und versendet, und man muß diesfalls der rastlosen Thätigkeit der Vereinsdirection alle Anerkennung zollen.

In den letztverflossenen zwei Jahren wurde dieselbe in den Stand gesetzt, eine weit größere Zahl von Curgästen in Gleichenberg aufzunehmen, und der Erfolg, welchen die eröffneten Bäder an jenen Curgästen hervorbrachten, die nebst der Trinkeur davon Gebrauch machten, geben der Hoffnung Raum, daß die vereinigte Brunnenanstalt zu Gleichenberg, Johannisbrunnen und Klausen, in Kürze den ihnen gebührenden Platz unter den Curoorten in der Monarchie einnehmen werden.

Im Jahre 1837 stieg die Anzahl der Gäste (die Durchreisenden nicht gerechnet) über 400, ein Verhältniß, welches bei dem vorjährigen äußerst ungünstigen Sommer und bei Eröffnung dieser neuen Anstalt immer ein sehr günstiges genannt werden kann.

Die mit einer Brunnenhalle und Wandelbahn versehene Constantinsquelle bildet gleichsam den Mittelpunkt der Brunnenanstalt, um sie reihen sich 1) ein neuerbautes Badehaus mit 16 Wannen, wo in dem nach Angabe des Herrn Professor Meißner erwärmten Sauerbrunnen gebadet wird. 2) Ein Regenbad, die Carlsquelle einschließend. 3) Das Manipulationsgebäude. 4) Das dem Herrn Ch. Ohmayer gehörige Wohngebäude mit 12 Zimmern und Salon. 5) Die große, mit einem Conversations- und einem Speisesaale sammt zwei Neben- und 50 Wohnzimmern wohleingerichtete Traiteurie. 6) Der schöne Landsitz Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Wickenburg, Gouverneurs der Steiermark. 7) Die neuerbaute Krug-Fabrik des Vereins. 8) Ein großes, am Abhange eines nahen Hügels befindliches Stallgebäude. — Vier Brunnen decken das Bedürfniß der Gäste mit süßem Wasser.

Ein eigener Badesarzt geht den Kranken mit ärztlicher Hilfe an die Hand; derselbe hält jederzeit die nöthigsten Medicamente vorrätzig, und in dem nahe gelegenen Trautmannsdorf und Feldbach befinden sich vollständig eingerichtete Apotheken.

Was die Heilkräfte dieser Quellen betrifft, können wir uns um so weniger auf eine nähere Erörterung derselben einlassen, als es außer der Sphäre dieses Blattes liegt, nichtärztliche Leser mit den besondern Wirkungen von Heilmitteln bekannt zu machen. Wir können unsere Leser nur auf das Bestehen und

jährlich fortschreitende Gedeihen der Gleichenberger Heilquellen aufmerksam machen, müssen sie aber in Bezug auf den Gebrauch derselben an diejenigen Aerzte, welche mit deren Heilwirkungen näher vertraut sind, gewissenhaft hinweisen.

Nur in Bezug auf die pharmakologische Stellung dieser Heilbrunnen können wir nicht umhin, diejenigen schon bekannten Mineralwasser zu nennen, mit welchen die Gleichenberger Quellen die nächste Aehnlichkeit haben. Nach den physikalisch-chemischen Eigenschaften, wie sie der Professor der Chemie und Physik am Johanneum, Herr Anton Schrötter, und in neuerer Zeit vom Klausner-Brunnen Herr Ritter von Holger angibt, geht nach Professor Langer *) hervor, „daß die Constantins- und Johannis-Quelle, denen auch die Werle-Quelle beigesellt werden muß, mit jenen von Selter, Fachingen, Roisdorf, Geilnau und Bilin, folglich mit den Säuerlingen, — die Klausner-Quelle aber mit dem Pyramonter Trinkbrunnen, mit dem Pouchon von Spaa und mit dem Franzensbrunnen, folglich mit den kohlensauern Eisenwässern in Parallele zu stellen sind.“ —

Liest man die topographische Skizze, die Herr Professor A. von Muchar von dem Gleichenberger Thale und dessen Umgebung entwirft**), so überzeugt man sich bald, daß die ganze Süd-Ostspitze des Gräzer Kreises, in welchem (und zwar sechs Meilen von Grätz) das Gleichenberger Thal liegt, ein Hügelland bildet, dessen Thäler zu den angenehmsten und fruchtbarsten in der gesegneten Steiermark gehören, und daß sich im Gleichenberger Thale alle Umstände vereinigen, damit die Atmosphäre rein und milde, nicht zu trocken oder zu feucht sei, und ein schneller Temperaturwechsel höchst selten Statt finde. — Auch die Umgebungen des Thales bieten alle Vortheile eines mäßigen, angenehmen Gebirgslandes dar, und werden dem Freunde der Pflanzen- und Thierkunde, dem Geognosten, und überhaupt allen Jenen, deren Sinn für Naturschönheiten offen ist, reichen Genuß verschaffen.

Von Wien führt entweder die Poststraße über Grätz nach Gleichenberg, oder der kürzere Weg von Wiener-Neustadt, Aspang, Hartberg, Feldsbach nach Gleichenberg, wo man nach 1½ Tagereisen bequem eintreffen kann. Wir schließen diese Anzeige mit den Worten des Herrn Professor Langer ***): „Besonders ist es nöthig,“ sagt er****), „daß Sachkenner durch längere Zeit die Gegend durchforschen, daß treue und vollständige Beobachtungen an Ort und Stelle in noch größerer Menge gemacht würden. Allein das bisher Bekannte reicht schon hin, Aerzte, Gesunde und Kranke einzuladen, theils in der Ferne von den Mineralwässern Gebrauch zu machen, theils aber das Thal selbst zu besuchen, um sich Gesundheit und Lebensstärke zu holen.“

*) „Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in Steiermark.“ Herausgegeben durch L. Langer, der Heilande Doctor und k. k. Professor der theor. und gerichtl. Medicin. Grätz, 1836.

**) l. c. p. 1 — 69.

***) l. c. Vorrede. p. VII.

****) l. c. p. 129.

M i s c e l l e n.

(Italienisches Klima.) In einer unlängst in Berlin erschienenen Schrift *) sucht Dr. Schulz, der sich längere Zeit in Italien aufgehalten, die Nachteile nachzuweisen, die daraus entstehen, wenn Kranke, besonders phthisische, von ihren Aerzten ohne Weiteres nach Italien geschickt werden. Die Temperatur wechselt viel mehr unter diesem Himmelsstriche. „Das Klima Unteritaliens,“ sagt er unter Anderem, „Rom und Neapels, ist keineswegs für Brustkranke so heilbringend, als es lange Zeit gehalten wurde, und zum Theil noch gehalten wird. Es verhält sich mit diesen Orten gewiß eben so, wie mit Nizza, welches von Andral, und nach meiner Ueberzeugung mit Recht, sehr verdächtig worden ist. Zwar ist nicht zu läugnen, daß sich viele Brustkranke unter dem milden Himmel Italiens wohler fühlen, als unter dem von Norddeutschland; allein die Verhältnisse, unter denen ein Aufenthalt in Rom oder Neapel den erwähnten Kranken heilbringend sein könne oder werde, sind noch zu wenig gekannt, noch gar nicht wissenschaftlich geprüft.“ — Dr. Schulz macht vorzüglich darauf aufmerksam, daß Katarrhe, Rheumatismen und Unterleibsleiden in Neapel und Rom keineswegs selten sind, wozu die Verschiedenheit der Temperatur in der Sonne und im Schatten, besonders zur Winterszeit, beitragen. So z. B. beobachtete der genannte Arzt in Rom am 19. Februar 1837, daß das Thermometer in der Sonne eine Wärme von $+ 22^{\circ}$ R., im Schatten zur selbigen Zeit $+ 12^{\circ}$ bis 13° R. zeigte. — Die Lage und Einrichtung der Wohnungen kann, wenn die Kranken dabei nicht vorsichtig sind, sogar höchst gefährlich werden.

— (Verderben des Wassers durch Gasrichtungen in London.) Nach dem „Oserved“ hat eine von der englischen Regierung anbefohlene Untersuchung eine Thatsache von hoher Wichtigkeit für die öffentliche Gesundheit ans Licht gestellt. In Folge von Klagen nämlich, welche Bewohner der Umgegend Londons über den Zustand des zu Charing-Cross gepumpten Wassers angestellt haben, begab sich Herr Brand, Professor der Chemie an dem königlichen Institut, an Ort und Stelle, um sich zu vergewissern, ob diese Klagen gegründet seien. Die von ihm vorgenommene Analyse hat ihn überzeugt, daß das Wasser dieser Pumpe durch die Ausdünstung der benachbarten Gazometer dermaßen verdorben sei, daß es weder zum Trinken, noch zur Bereitung von Speisen irgend mehr tauglich; nicht minder wichtig ist die Entdeckung des Herrn Brand, daß das Verderben der Quellen durch das Gas sich rasch auch auf die andern Theile der Hauptstadt ausbreite.

*) „Die Heilquellen bei Neapel, Castellamare, Ischia u. s. w.“ Berlin, 1837.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 49.

Montag, den 18. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Ueber das Einbalsamiren, von Canal. — Die Somnambule. — Miscelle.

Ueber Ebbe und Fluth im Beobachten der Diät.

Die Hindus der Wüste geloben —
Keine Fische zu essen.

Goethe.

Zweiter Artikel.

Schäfer sah im Bicêtre zu Paris einen Irren mit einem langen Barte in weiblichen Kleidern; er war schon seit einigen 20 Jahren an diesem Aufenthaltsorte, und glaubte ein Weib zu sein; rebete man ihn „Madame“ an, so gab er bescheiden Antwort; nannte man ihn dagegen „Monsieur,“ so wurde er ärgerlich und verstummte *). — Man sollte glauben, dieser Narr hat auch außer dem Irrenhause viele seines Gleichen. Mancher wird zu gewissen Zeiten ärgerlich, wenn man ihn erinnert, daß er ein Mann sei, und Selbstständigkeit des Willens bei ihm voraussetzt. Und doch ist diese Willenskraft, dieses feste Beharren bei dem einmal gefaßten Entschlusse bei Jedem unerläßlich, der nicht der Spielball des Barometers sein will. Des Morgens werden die schönsten Vorsätze gefaßt, die strengste Diät angelobt — und Abends hat man Alles dies rein vergessen. Dieses unstete Wesen, dieses halbe Sein ist meistens die Folge vorausgegangener Ausschweifungen. Wer so ganz ohne Rechnung in den Tag hineinlebt — nur immer ausgibt, ohne zu bedenken, ob das Maß seiner körperlichen und geistigen Kräfte diesen Ausgaben gewachsen ist, der muß früher oder später

*) Wittwer's „Archiv für die Geschichte der Arzneikunde.“ Bd. 1. St. 1. p. 217.

sein Nervensystem zerrütten, seinen Geist schwächen, seine Willenskraft gleichsam entmannen. Personen, die an Rheumatismen leiden, sind Sclaven einer jeden Luftveränderung; man nennt sie die lebendigen Barometer; sind Menschen, die durch entnervende Genüsse alle Kraft des Widerstandes, alle Beharrlichkeit des Entschlusses eingebüßt haben, minder Sclaven jeder Bitterung, jeder Jahres- und Tageszeit? Herodot *) erzählt, daß die Scythen bei ihrem Zuge durch Asien auch nach Askalon in Palästina gekommen seien, und daselbst den Tempel der Aphrodite verwüstet und beraubt hätten. Zur Strafe habe ihnen die Göttin eine weibliche Krankheit (*ἄλεια νοσος*) zugeschickt. Wir wollen unsere Leser mit den gelehrten Commentaren über die Natur und das Wesen dieser Krankheit, oder überhaupt über die Wahrheit dieser Herodot'schen Erzählung, nicht im Mindesten behelligen. Aber die Lehre, die ein Jeder aus derselben ziehen kann, liegt einfach und klar am Tage. Die Umwandlung des geistigen und körperlichen Charakters der Männer in die weibliche Natur ist nicht selten die Strafe, welche Aphrodite allen jenen Helden auferlegt, die ihren Tempel — und zugleich sich selbst verwüsten und berauben. Melancholie und Hypochondrie, Schwäche und Entkräftung aller Art, besonders aber die krankhafte Abhängigkeit des Willens von den kleinsten Veränderungen der Außenwelt, sind die unausbleiblichen Folgen greller Diätsünden. Daher das vorzüglichste Gesetz, um welches sich alle Diätetik dreht, darin besteht, die Kraft unseres Willens aufrecht zu erhalten. So lange wir an uns selbst treulos handeln, so lange wir nicht gelernt haben, auf dem einmal gefaßten Entschlusse beharrlich zu bestehen — so lange werden alle Vorschriften der Diätetik und der Aerzte für uns so viel als gar nicht bestehen. Man entsagt einer bestimmten Speise, von deren Schädlichkeit man sich überzeugt hat — mit Worten; aber sobald sie aufgetragen wird, greifen wir entweder, unseres Entschlusses uneingedenk, mit aller Freimüthigkeit zu, oder wir weichen nur Schritt vor Schritt, bis wir doch endlich besiegt sind. In diesem Kampfe stehen uns unsere Freunde am wenigsten bei. Im Gegentheile pflegen diese alle Beredsamkeit anzuwenden, um uns das: „Einmal ist kein Mal!“ mit zudringlicher Gastfreundschaft zu beweisen. Ist einmal in unserem Vorhaben Bresche geschossen, dann sind allen andern Diätfehlern Thür und Thor geöffnet. Wer fettes Fleisch ißt, muß, um sich nicht den Magen zu verderben, ein Bißchen Wein trinken; das Bißchen Wein erheitert den Geist, man ist gut aufgelegt, und während dieser guten Laune wird der schwarze Kaffee aufgetragen; man trinkt sonst keinen

*) B. 1. c. 105.

Kaffee; aber man vergißt in der guten Gesellschaft an das „Sonst,“ weil das „Jetzt“ schon die Oberhand erhalten. Die Wallungen bleiben daher heute Abends nicht aus; vielleicht auch nicht deren Folgen. Der Schlaf schiebt uns, oder quält uns mit seinen phantastischen Gaukeleien; man erwacht verdrießlich, niedergeschlagen, vielleicht scheut man gar das Andenken an gestern; die Chocolate soll neue Kraft — der Punsch Vergessenheit bringen. Aber sie sind nur Anlaß zu neuen Diätfehlern. Das ist nur ein schwaches Beispiel dessen, was man in der Diätetik den *Circulus vitiosus* nennen könnte. Und woher diese ganze Reihe erschöpfender Diätfehler? Geht man auf die Geschichte ihrer Entstehung zurück, so zeigt es sich, daß *Wankelmuth* deren erste Veranlassung war.

Was ist aber zu thun, damit wir uns treu und redlich Wort halten? — Wir möchten auf diese Frage mit dem Motto unseres Aufsatzes antworten: „Die Hindus der Wüste geloben — keine Fische zu essen.“ Machen wir es nicht gewöhnlich wie die Hindus? Es ist leicht, einen Entschluß zu einer Zeit fassen, wo der Reiz, die Lockung fern sind; es ist nichts leichter, als eine Predigt über Nüchternheit zu halten, wenn man eben die Tafel verlassen hat. Aber das ist eben der Fehler, daß wir Entschlüsse und Muth fassen zu einer Zeit, wo kein Feind da ist, den wir zu bestegen haben. Wer seine Kraft erhöhen, seinen Willen stärken, und in der Kunst, sich Wort zu halten, sich üben will, der muß sich die Schädlichkeit eines Genusses eigentlich erst da vergegenwärtigen, wenn dieser mit aller Macht auf ihn einstürmt. So heilsam es ist, gegen sich selbst mißtrauisch zu sein, und diätetischen Gefahren möglichst auszuweichen, eben so verderblich ist es, aus dieser oder jener Rücksicht einen Diätfehler zu begehen, den man zu vermeiden einmal beschlossen hatte. Solche Rücksichten treten uns jeden Augenblick in den Weg, und ziehen mehr als Einen an den Abgrund des Verderbens. Das zweite Gesetz ist also unserer Meinung nach: Bei Beobachtung seiner Diät einen gewissen Grad von Egoismus fest zu halten, und bei Tische, in Gesellschaft, im Umgange mit Freunden, auf Reisen u. s. w., ja Niemanden „zu Liebe“ oder aus Delicatsesse etwas zu essen oder zu trinken, von dessen Schädlichkeit man überzeugt ist. Unsere Freunde werden dies anfangs für Eigensinn halten; aber später, vielleicht schon morgen, sich selbst freuen, daß wir ihren Rediten nicht gefolgt und unsern „eigenen Sinn“ gehabt haben. Wir müssen hier auf eine besondere Gefahr aufmerksam machen. Es gibt Menschen, die einen Jeden, der mäßig lebt, oder an einer großen Tafel nüchtern bleibt, entweder für krank, oder für — dumm halten. Sie pflegen daher nicht selten den ganzen Vorrath ihres Wizes aufzubieten, um uns zu beweisen, daß es lächerlich sei, da, wo Alle an den Genüssen der Gesellschaft Theil

nehmen, den Sonderling zu spielen. Dieser Witz ist gefährlicher als man glaubt, und wir können nicht genug auf die tiefen Wunden aufmerksam machen, die er besonders jungen, unerfahrenen Leuten zu schlagen droht. Spöttelei, sein sollender Humor, zweideutige Anspielungen, ja oft nur eine ironische Miene, haben vielleicht mehr als die Lockung des Gegenstandes selbst manche Unschuld zu Grabe geführt. Daher möge Jeder, der seinen diätetischen Entschlüssen treu bleiben will, als dritte Regel sich immer die Worte Goethe's vergegenwärtigen: „Es gibt nichts Gemeines, was, fragenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe.“

Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt.

Lieber Freund!

Der Mensch ändert sich bloß in kleinen Zufälligkeiten, im Wesentlichen bleibt er sich immer gleich, und so legen wir jeden Tag, der sich von unserem Dasein der Vergangenheit anschließt, als einen lebendigen Beweis jenes weisen Spruches ab: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne;“ aber wie viel tragen diese zufälligen Veränderungen zur Begründung unseres steten Wesens bei! Als ich von den philosophischen Gegenständen — diesem Chamäleon der Meinungen und Hypothesen, wenn nicht Naturwissenschaften ihnen etwas Positives geben — zur Medicin den Uebergang machte, und da ich jenes, dazumal für mich unverarbeitbare Aggregat von Thatsachen vor mir liegen sah; da sagte ich im Vertrauen einem meiner Freunde: „Jetzt heißt es den Kopf auf den Nagel hängen, und sein Wischen Geduld in die Hand nehmen.“ — Noch heute würde ich es einem Arzte eher vergeben, seinen Kopf an den Nagel zu hängen, als sein Herz auf die Seite zu legen. Und das Herz wollte ich auch allen Laien zum Probirsteine bei der Wahl des neuen Arztes anempfehlen, da sich der Kopf überhaupt schwerer beurtheilen läßt; denn ein Arzt, der Herz hat, wird auch gewiß nicht auf den Kopf fallen. — Oft, wenn mir in meinen Studienjahren die Unzulänglichkeit mancher medicinischen Systeme einleuchtend wurde, dachte ich mir: „Nein, die Medicin füllt deine Brust nicht aus!“ — Jetzt, da ich ins praktische Leben als Arzt hinausgetreten bin, wird meine Brust für die Medicin zu eng — es ist nichts Kleines, Arzt im strengen Sinne des Wortes zu sein; es gibt nichts Heiligeres. Der Arzt muß ganz von der Wahrheit seiner Sendung durchdrungen sein, er muß die Heiligkeit dieses Glaubens bis zum Enthusiasmus treiben können; sobald er zu wanken anfängt, ist er der Erste,

der den langsamen Brand des Zweifels in das schöne Gebäude seiner Hoffnungen wirft, und das ihm arglos vertraute Wohl der Menschheit zu Nichte macht *).

Wohl wirst du mir einwenden, daß es die Angst und der ungewisse Erfolg seien, die dem Arzte seine ersten Curen, worauf zuweilen seine ganze glückliche Zukunft beruhet, erschweren und ihm das heiße Blut dermaßen in Wallung bringen, daß ihm die beklommene Brust zu enge werde; dies währe aber nur so lange, als die critischen Tage dauern; ist einmal die Crisis bei ihm vorüber, so werde er lauer. — Freund, was würde aus der Menschheit, wenn der Arzt je lau oder gleichgiltig werden könnte! Hat sie etwas Heiliges und Großes, was sie ihm nicht anvertrauen kann und muß, und mit diesen höchsten Kleinodien sollte er, wie mit einem Spielwerke nach Willkür schalten? „Aber eine gewisse Ruhe kann sich der Arzt angewöhnen,“ wirst du sagen, „und diese praktische Ruhe erwirbt sich der Arzt, wie den praktischen Blick, mit den Jahren?“ Da kann ich dir unterscheidungsweise Recht widerfahren lassen: praktische Ruhe, insofern sich der Arzt durch ungegründete und eingeübete Krankheitserscheinungen, oder gar unvorhergesehene Nebenumstände, sich von seinem rationellen Heilverfahren nicht abbringen lassen darf, gehört zu den Haupterfordernissen eines Arztes, ohne welche er nicht nur sein Ziel verfehlen, sondern sogar Schaden anrichten kann; — aber Ruhe gegen die schwierigsten Leiden, gegen wüthende Epidemien sich angewöhnen zu wollen, ist ein frommer Wunsch; denn nur Jener kann sich dies angewöhnen, der mit den heiligsten Interessen der Menschheit sorglos und unbedacht spielt.

Oft muß ich in Gesellschaft, wenn ein gefährlicher Patient mein ganzes Ich beschäftigt, die heftigsten Vorwürfe über Gleichgiltigkeit oder Zerstreutsein, als wenn ich verliebt wäre, ruhig ertragen, und die Angelegenheiten der leidenden Menschheit wider meine eigenen vertheidigen; — und dennoch will ich lieber diese vortheilhafte Ruhe aufopfern, die mir doch auf Kosten meines bessern Ichs so hoch zu stehen käme. Ich glaube also,

*) Schmerzlich ist es, in der ungarischen Zeitschrift: „Rajzolatok“ die schmähsliche Aeußerung eines jungen, angehenden Arztes über sein Fach zu lesen. Der Aufsatz führt den Titel: „Orvosi Javallatok.“ — Was ist dies mehr, als ein Selbstgeständniß der Berufsunfähigkeit vom Verfasser? Wir würden diesen Aufsatz übersezt mittheilen, fürchteten wir nicht, das ästhetische Gefühl unserer Leser zu beleidigen. Und dennoch erkühnt man sich, diesen Aufsatz fälschlich: „aus dem Deutschen“ anzugeben.

aus diesem Trrsal der Veränderungen dennoch als derselbe, der ich stets war, hervorgegangen zu sein. — Dein Freund

Dr. — — g.

Ueber das Einbalsamiren, von Canal.

(Beschluss.)

Der Graf Caylus drückt sich in einer vor der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gelesenen Denkschrift folgendermaßen aus: »Die Egyptier verdanken wahrscheinlich die Idee zu ihren Mumien jenen ausgetrockneten Leichen, die sie in ihren glühenden Sandwüsten fanden, wo oft ein sich erhebender Sturm die Reisenden mit Sand verschüttet, wodurch zwar Fett und Fleisch verzehrt wird, die Haut aber unverändert bleibt.« Ganz derselben Meinung ist auch Kroulle.

In unserer allgemeinen Geschichte der Aufbewahrung menschlicher Körper wird also die Sand-Mumie und jene, welche verschiedene andere Localursachen vor der Bewesung bewahrten, den ersten Platz einnehmen; diesem folgt dann die Kunst, die Todten einzubalsamiren, wie sie die Egyptier und die Guanaches ausübten. Man findet diese Kunst bei diesen Völkern in einer Allgemeinheit, wie sie sonst nirgends erscheint.

In der Folge werden wir sehen, wie sich diese Sitte auf die Juden, Griechen, Römer und die neueren Völker fortpflanzte; hier aber erscheint sie immer als ein Gesetz und als gesellschaftliche Institution; religiöser Glaube, persönliches Interesse, Aberglaube und Sanitätsrücksichten hören hier auf, als Motive dazu zu wirken. Bloß die Gefühle der Verehrung, der Achtung und der Liebe, denen wir schon oben den Vorzug über die übrigen einräumten, hielten bei jenen Völkern diese Sitte aufrecht, und thaten dies durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, seit den Zeiten der Juden bis auf die unsrigen. Joseph befahl den Aerzten, welche er in seinem Dienste hatte, den Leichnam seines Vaters einzubalsamiren; sie thaten, wie ihnen geboten ward, und brauchten dazu 40 Tage. (Genesis.) — Der Jünger Johannes belehrt uns, daß Nicodemus 100 Pfunde einer Mischung aus Myrrhen und Aloe herbeibrachte, um den Leib des Erlösers einzubalsamiren, welchen sie in Leinwand voll Wohlgerüche, nach Art der jüdischen Begräbnisse, hüllten. — Zeugnisse derselben Art in den Geschichtswerken belehren uns, daß diese Sitte auch unter den Persern, Arabern, Aethiopiern u. s. w., bei Königen, Fürsten und Personen von Auszeichnung, deren Andenken man auf diese Art zu ehren suchte, im Gange war.

Corippus drückt sich in seinem Leichengedichte auf den Kaiser Justinian folgendermaßen aus:

»Thura sabaea cremant, flagrantia mille locatis
Infundant pateris, et odoro balsama succo,
Centum aliae species; unguentaque mira feruntur
Tempus in aeternum sacrum servantia corpus.«

Die Römer begnügten sich doch oft nur, die Leichname zu waschen und sie mit wohlriechenden Substanzen zu reiben:

„*Tarquinii corpus bona femina lavit et unxit.*“

Die ägyptischen Mumien, welche sich von denen anderer Völker durch die wunderbar gute Erhaltung auszeichnen, in welcher wir sie noch heutzutage finden, waren für die Gelehrten ein Gegenstand interessanter Studien und Nachforschungen, für die Unwissenden eine Ursache des Entsetzens und abergläubischer Furcht, für die Aerzte aber ein Heilmittel, welches lange Zeit als Panacee im Rufe stand. Dieses Letztere beweist die Geschichte des Polen Kadziwil. Er hatte zu Alexandria zwei ägyptische Mumien, eine männliche und eine weibliche erkaufte, um sie nach Europa zu führen; diese legte er, in sechs Stücke getheilt, in eben so viele Kisten aus getrockneten Baumrinden, und in eine siebente kamen die Götzenbilder, welche sich bei den Körpern dieser Mumien vorgefunden hatten. Da aber die Türken den Verkauf und die Ausfuhr verboten hatten, weil sie sich einbildeten, daß die Christen dieselben zu einer Hexerei verwenden könnten, welche ihrer Nation Schaden bringen möchte, so suchte dieser polnische Cavalier durch Wein und Silber einen Juden zu gewinnen, welcher den Auftrag hatte, das Gepäck und die Waren zu untersuchen, und dies gelang auch vollkommen. „Bevor wir in die See stachen,“ sagt Kadziwil, „fand ich einen Priester, der von Jerusalem zurückkehrte und uns bat, seine Reise auf unserem Schiffe vollenden zu dürfen. Eines Tages, als dieser gute Mann sein Brevier betete, erhob sich ein fürchterlicher Sturm; er versicherte uns, daß er nebst der Gefahr auch noch andere Hindernisse sehe und zwar in zwei Luftgestalten, welche ihn beständig quälten. Da der Sturm geendet hatte, hielt ich ihn für einen Schwärmer, weil ich mir nie eingeildet hätte, daß die Mumien Ursache seines sonderbaren Betragens gewesen seien. Aber ich änderte meine Meinung bei einem neuen und noch viel heftigeren Sturme, wo unserem Priester während seines Gebetes wieder die zwei Phantome erschienen, und zwar in Gestalt eines Mannes und einer Frau, welche gerade so wie meine Mumien gekleidet waren. Als sich der Sturm etwas besänftiget hatte, ließ ich heimlich die sieben Kisten in das Meer werfen. Hierauf versprach er uns ganz fröhlich, daß wir keinen Sturm mehr haben würden, was auch wirklich geschah; auch hatte der gute Priester keine Visionen mehr. Mir aber machte der Capitän bittere Vorwürfe, daß ich aus seinem Schiffe solche Mumien entfernt hätte, gegen welche das Meer eine so große Antipathie gehabt habe. Die Geistlichen auf der Insel Creta, wo wir landeten, billigten mein Betragen, indem sie sagten, daß es Christen erlaubt sei, Mumien zum Troste der Kranken mitzunehmen, und daß auch die Kirche ihrer derartigen Anwendung nichts entgegen habe.“

Die Sonnambule.

(Ein Beitrag zur Geschichte verstellter Krankheiten.)

In einem Gasthose zu München kehrte (nach dem Berichte eines Correspondenten im Stuttg. „Morgenblatt“), in Gesellschaft mehrerer Männer, von denen der Eine sich ihren Verlobten nannte, eine noch junge Dame ein. Sie war angeblich nur auf der Durchreise begriffen, wußte jedoch gleich zu Anfang allerlei Theilnahme erregende Gerüchte, daß sie nämlich eine Sonnambule sei; daß sie

von ihrer Krankheit niemals wieder hergestellt werden könne; daß ihr Verlobter mit ihr in geistigem Rapport stehe; daß sie in sehr drückenden Verhältnissen lebe u. s. w. — im Publicum zu verbreiten. Sobald sie auf solche Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erkrankte der Verlobte; die arme Somnambule fühlte, wie sie sagte, eine Zeit lang die Schmerzen mit, die er erdulden mußte, und erkrankte dann selbst. Sie sollte nun in das allgemeine Krankenhaus gebracht werden; als man ihr aber eröffnete, daß ihr Verlobter zurückbleiben müsse, wurde sie von den furchtbarsten Brustkrämpfen befallen. Bei einem dieser Anfälle warfen sich ihre drei männlichen Begleiter auf ihren Körper, um ihn nur im Bette zurückzuhalten; dies gelang ihnen jedoch nicht; sie ward, des Gegendruckes der drei Männer ungeachtet, zum Entsetzen der Umstehenden, von dem Krampfe beinahe vier Schuh hoch über das Bett emporgeworfen, und sank dann röchelnd und athemlos, ja fast leblos wieder auf ihr Lager zurück. Darauf ward sie mit ihrem „Geistesverwandten“ zugleich ins Krankenhaus abgeführt, und der Behandlung und genauesten Beobachtung der angesehensten Aerzte übergeben. Hier ergab sich schon in wenigen Tagen, daß Alles — nichts würdige Verstellung gewesen sei. Die Dame suchte, als sie sich entlarvt sah, durchs Fenster aus dem Krankenhause zu entkommen, was ihr mißlang; die Subscription auf das von einem ihrer Gesellschafter angekündigte Werkchen: „Die Somnambule, oder die Verwandtschaft der Seelen“ wurde eingestellt.

M i s c e l l e.

— „The Library“ enthält Folgendes über die Seekrankheit: „Warum entsteht diese Krankheit nur am Borde des Schiffes? Weil der Mensch, gezwungen sich in perpendicularer Lage zu halten, damit der Schwerpunct seines Körpers immer unterstützt bleibe, in dieser sich dadurch erhält, daß er sich fortwährend nach der perpendicularen oder doch bekannten Lage der ihn umgebenden Gegenstände richtet; so verhält es sich am festen Lande; am Borde des Schiffes hingegen verändern sich die Linien der Masten, Fenster und Gesimse fortwährend in ihrer Richtung, wodurch der Mensch den Anhaltspunct zu seinen Vergleichen verliert und dadurch total verwirrt wird. Dies ist der Grund, warum die an die Bewegung des Schiffes nicht gewohnten Menschen sich dadurch eine Erleichterung verschaffen, daß sie ihre Blicke an die Ufer heften, so lange diese sichtbar sind, oder daß sie sich auf den Rücken legen und ihre Augen schließen.“

— 47. —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 50. Donnerstag, den 21. Juni 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Schnell-Leben und Eisenbahnen. — Ueber die Unschädlichkeit der Stearin- und Margarin Kerzen. — Quarantaine in der Türkei. — Heilung von Taubstummen durch Musik und Gesang. — Miscelle.

An die P. T. Herren Abonnenten dieser Zeitschrift.

Die gefertigte Redaction sieht sich veranlaßt, die P. T. Herren Abonnenten, welche weder auf der k. k. Post, noch in Buchhandlungen abonniert sind, dringend zu ersuchen, alle entweder noch rückständigen oder für künftiges Abonnement zu erlegenden Geldbeträge einzig und allein im Bureau der Gesundheitszeitung (Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462), und zwar in den Stunden zwischen 10 — 3 Uhr, gefälligst entrichten zu wollen.

Gleichzeitig ersucht dieselbe höflichst um baldigste Bestellung für das nächste Quartal, damit die Auflage darnach bestimmt werden könne.

Die Red. der Gesundheitszeitung.

Schnell-Leben und Eisenbahnen.

(Eine Parallele.)

Das Ding ist rar und kostbar nicht; allein
Man wundert sich, wie Teufel kam sie drein?

Pope.

Es gibt Menschen, die ewig jung bleiben; es gibt wieder Andere, die früher, als es die Gesetze der Natur mit sich bringen, alt werden. Wenn Letztere in vieler Hinsicht im Nachtheile sind, so haben sie doch den Vortheil, daß ein Zeiger am Kopfe, vielleicht gar im Schnur- und Backenbarte ihnen die „Zeit, die da kommen soll,“ mit warnender Stimme ankündet. Sie blasen, wenn sie klug sind, zum Rückzuge und retten, was

noch zu retten ist. Aber die alten Jünglinge wollen es durchaus nicht glauben, daß auch für sie die Stunde der Falten reif geworden. Da diese Lebensfrohen, ich möchte sagen, diese Unverwüthlichen, trotz aller ihrer geheimen und öffentlichen Diätsünden, doch immer scheinbar dieselben bleiben, so beginnt ihr Glaube am Altwerden zu wanken. Nur ein Phänomen ist im Stande, sie dem süßen Glauben an die Fabel des Phönix zu entreißen, und dieses Phänomen ist — das erste graue Haar. Die Sprache hat meines Erachtens kein Wort für den Ausdruck jener Empfindung, die den frohen Lebensmann elektrisch durchzuckt, wenn er unzweideutige Symptome des kühlen Herbstes mitten in der Schwüle des Sommers beobachtet. Er sieht sich von Freunden gleichen Alters umgeben, die täglich sichtbar älter werden; das findet er ganz natürlich; sieht er aber bei sich selbst, unter vier Augen — d. h. im Spiegel — die erste unzweideutige Falte, das erste weiße Haar, da wundert er sich — nein er ärgert sich und ruft voll ärgerlichen Staunens die Verse Pope's von der »Bliege im Bernstein“:

»Das Ding ist rar und kostbar nicht; allein
— — — wie Teufel kam sie drein?»

Zürne nicht, lieber Leser, wenn du etwa hier die ungeschminkte Wahrheit liesest. Es geschieht ja zu deinem eigenen Wohle; ich will dich besänftigen, dich trösten. Bedenke nur, daß du den schönsten Theil deines Lebens in voller Jugend- und Manneskraft zugebracht, und daß es Naturgesetz ist, daß im Herbst das Laub abfällt. Um dir aber volle Veruhigung zu geben und dir zu zeigen, daß dein Schicksal noch nicht das allerschlimmste ist, will ich dich nur an jene Unglücklichen erinnern, die so schnell die Lebensbahn durch eilen, daß der Zeitraum zwischen ihrem Jugend-, Mannes- und Greisenalter ohne allen Halt punct, ohne bezeichnende Epoche, dahin geflogen. Diese Menschen haben die Genüsse der reifern Jahre in frühesten Jünglingsblüthe bis auf ihre Hefen geleert; als Knaben eilten sie mit ungeduldiger Hast der Freude in die Arme, küßten sie als Jünglinge mit solcher unbesonnenen Lust, daß sie bald, enttäuscht durch den kurzen Zeitraum des männlichen Ernstes, zu düstern, frühverwelkten Greisen wurden.

Du siehst, lieber Leser, daß du noch immer gut daran bist. Ich will es gerne glauben, daß dich der Gedanke, dem Ziele aller Sterblichen näher gekommen zu sein, etwas überrascht; aber du kannst doch mit dem Troste in die Vergangenheit blicken, durch keinen Dampfwagen und auf keiner Eisenbahn das Leben durchheilt zu haben. Wie traurig gegen das deinige ist das Loos jener Schnelllebenden!

Die Erfindung der Eisenbahnen ist ohne Zweifel ein großer Beitrag zur Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Große

Räume in kleinen Zeitmaßen durchheilen, — seine Thätigkeitssphäre so schnell aus einem bestimmten Orte in einen entfernten versetzen zu können, ist ein Gewinn an Zeit — und folglich am Leben. Wie aber, wenn dieser Gewinn an Zeit, den die Eisenbahnen uns gewähren, durch die Locomotive und Cylinder unserer frühzeitig erwachenden Leidenschaften, durch Laufräder und Kurbelzapfen des raffinierten Genusses, auf der andern Seite wieder verloren geht? Wenn die Art des Lebens wieder mit Dampfmaschinen betrieben, und aus der Dampfkammer unseres Herzens Dampfmassen mit unwiderstehlicher Triebkraft uns schnell zum Ziele unserer Lebensreise treiben — was nützt uns das schnelle Durchfliegen des Raumes?

Unser Jahrhundert kann stolz sein auf seine Erfindungen, die zahlreichen Maschinen machen viele Menschenhände entbehrlich, die wieder zu irgend etwas Nützlichem verwendet werden können; aber was nützen uns die Ernte-Maschinen, wenn der Mensch zu träge sein wird, das Feld zu besäen? Wozu Asphalt-Pflasterung, wenn jeder in der Equipage fahren will? Wozu Gasbeleuchtung, wenn wir nur dadurch auch des Nachts den Weg finden, den wir nicht gehen sollen? —

Doch ich vergesse, daß in einem Zeitalter, wo die materiellen Interessen Alles beherrschen, solche Betrachtungen langweilig sind; daß es mehr Ruhm bringt, zu erfinden, wie man gefrorne Kartoffeln benützen, als wie man seine erfrornen Gefühle wieder ins Leben rufen könne. Daher beschränke ich mich bloß auf den frommen Wunsch, daß sich eben so viele Aetiengesellschaften die Förderung des geistigen Wohles, als die des materiellen Wohlstandes der Menschheit angelegen sein ließen. Ich wollte nur die Wahrheit andeuten, daß der Gewinn der Menschheit an materieller Kraft nur dann wesentlich zu deren Förderung beiträgt, wenn damit parallel ein Gewinn an moralischer Kraft einhergeht; daher möge die Industrie mit ihren Eisenbahnen dann erst triumphiren, wenn die Menschen die durch Dampf gewonnene Zeit gut anwenden, oder mit andern Worten, wenn sie eben so langsam leben, als schnell fahren gelernt haben.

Dr. Anonym. Obscurus.

Ueber die Unschädlichkeit der Stearin- und Margarinerzen.

Die Redaction der Gesundheitszeitung wurde aufgefordert, die in Nr. II. folgende Erklärung in genanntes Blatt aufzunehmen. Indem sie dieser Aufforderung mit Vergnügen nachkommt, hält sie es für passend, dieser von ausgezeichneten Naturforschern unserer Hauptstadt unterzeichneten Erklärung eine

andere, von dem berühmten Chemiker A. Chevallier *) in Paris gegebene ähnliche „Note“ vorauszuschicken, indem eine solche Parallele am besten geeignet ist, nachzuweisen, wie sehr das Publicum auf seiner Huth sein soll, gewissen falschen Gerüchten ein williges Ohr zu leihen.

Note. I.

Ueber die Gegenwart des Arseniks in den Wachskerzen.

Die Gegenwart des Arseniks in den Wachskerzen, deren man sich allgemein in London zur Beleuchtung der Zimmer bedient, und welche unter dem Namen: „German wax ligths“ bekannt sind, gab bei der medicinischen Gesellschaft zu Westminster Veranlassung zu einer ziemlich lebhaften Debatte. Einige Mitglieder suchten nachzuweisen, 1) daß, wenn man die Flamme einer dieser Wachskerzen in einer engen Glasröhre absperrt, man nach deren Verbrennung an den obern Wänden der Röhre metallisches Arsenik findet; 2) daß, wenn diese Kerzen in freier Luft brennen, sich arsenige Säure bilde; 3) daß die Anwendung von derlei Wachskerzen der öffentlichen Gesundheit schädlich sei.

Herr Scott kündigte an, daß man in Paris vor zwei Jahren in einer Kerzenfabrik die Verwendung des Arseniks nachgewiesen habe. „Man verwende,“ sagte er, „zum Docht und zum Fette Arsenikoryd, um die Flamme schöner und den Talg zur Fabrication geeigneter zu machen.“

Folgendes ist jedoch das Resultat der in Paris im Jahre 1837 gemachten Untersuchungen. Kerzen aus Fettsäure wurden dem Herrn Polizei-Präfect mit der Angabe zugeschickt, als enthielten sie mit Arsenik imprägnirte Döchte; es waren Kerzen, die während des Brennens einen Knoblauchgeruch verbreiteten. Von einer eigens zur Untersuchung dieser Sache ernannten Commission wurde jedoch nach genauer Analyse constatirt, daß die Fabrikanten bloß darauf bedacht waren, daß die Döchte mit dem zur Bildung der Kerze verwendeten Materiale fest zusammenhalten, und sie zu diesem Behufe sich veranlaßt sahen, diese Döchte einer Operation zu unterwerfen, die darin bestand, dieselben mit einer Arsenikauslösung zu imprägniren. Daher wurde sogleich, aus Rücksicht für das öffentliche Gesundheitswohl, den Fabriksinhabern diese Bereitungsart strenge untersagt, und bald fanden dieselben weit einfachere Mittel, die sie in den Stand setzten, von dem Arsenik durchaus keinen Gebrauch machen zu dürfen.

Seit dieser Zeit untersuchte man eine große Menge dieser Kerzen, aber keine einzige enthielt eine Spur von Arsenik. Später wurden ähnliche Klagen gegen einen andern Fabrikanten geführt; aber die diesfälligen Untersuchungen zeigten bald die Grundlosigkeit dieser Klagen, deren Quelle keine andere war, als das übelwollende Bestreben, dem Absatze des Verkäufers Abbruch zu thun.

Die Fabrikanten haben den Mitgliedern der ernannten Commission die von ihnen angewendeten Materialien vorgelegt, und zugleich die Mittel angegeben, deren sie sich mit Erfolg bedienen, um die Arsenikauslösung vollkommen entbehrlich zu machen. Keine der aus Fettsäure jetzt in Paris verfertigten Kerzen enthält Arsenik.

A. Chevallier.

*) Im „Journal de Chimie médicale.“ Mai, 1838. p. 221 — 23.

II.

Unter die vielen auffallenden Beweise, wie rein wissenschaftliche Forschungen im Gebiete der Naturkunde zuletzt unerwartet die wohlthätigsten Folgen für das gesellschaftliche Leben und die Gewerbe hervorbringen, gehört auch die durch Herrn Chevreul in Paris vor fünfzehn Jahren schon mühsam und sinnreich verfolgte Analyse der fetten Substanzen des Pflanzen- und Thierreichs, und ihre Zerlegung in viererlei Bestandtheile, das Stearin, Margarin, Eläin und Glycerin. Diese Entdeckungen, deren praktische Anwendung man anfangs nicht ahnete, führten indessen bald auf eine höchst nützliche, technische Verfahrensart, um uns ein starres Beleuchtungsmateriale zu verschaffen, welches die besten bis dahin bekannten schon bedeutend übertraf. Nach den anfangs langsam fortschreitenden unvollkommenen Bemühungen, das Stearin und Margarin von dem Eläin und Glycerin durch bloßes Auspressen des erkälteten Fettes für sich allein, oder nachdem dasselbe vorher mit Terpentin-Öl u. dgl. verdünnt war, zu trennen, kamen die Herren Dr. de Milly und Dr. Motard auf den sinnreichen Einfall, wozu sie ihre gründlichen chemischen Kenntnisse führten, das Rindsfett (Mischlitt oder Talg) vorher zu verseifen, wodurch zuerst die Glycerin oder das Dehlös abgeschieden wird, dann die in Stearin-, Margarin- und Eläin-Säure umgewandelten Fettbestandtheile wieder durch Zerlegung der Seife, mittelst einer Säure, im gereinigten Zustande zu trennen; worauf sich dann die krystallisirenden Stearin- und Margarin-Säuren leicht und vollständig von der Eläin-Säure, durch mächtiges Auspressen, mit einer Kraft von 3000 bis 8000 Centner trennen lassen, und gehörig gewaschen und gebleicht, das vorzüglichste Kerzenmateriale liefern, das bisher bekannt ist. Diese technische Erfindung wurde von der »Société Royale pour l'encouragement des arts et manufactures« in Paris alsogleich gehörig gewürdigt, und schon im Jahre 1833 unter Anerkennung und Bestätigung der bedeutenden Vorzüge derselben mit der großen silbernen Medaille belohnt. Eine Schwierigkeit blieb aber noch zu beseitigen. Dieselbe Tendenz zu krystallisiren, welche die Scheidung der Stearin- und Margarin-Säure von der Eläin-Säure durch Pressen so sehr befördert, wird bei dem Gießen der Kerzen in die Formen hinderlich, und läßt denselben ein krystallinisches Ansehen, das nicht beliebt ist. Da machte man anfangs die chemisch zwar sehr interessante, technisch aber sehr unglückliche Erfahrung, daß ein kleiner Zusatz von weißem Arsenik, beiläufig $\frac{1}{1000}$ des Gewichtes der Kerzen, ihnen diese lästige Eigenschaft zu krystallisiren benimmt. Allein selbst diese kleine Menge gibt sich glücklicher Weise schon durch den eigenthümlichen widrigen Geruch beim Auslösen solcher Kerzen deutlich zu erkennen, und konnte wegen der wohl nie bezweifelten Bedenklichkeit für die Gesundheit nie zugegeben werden. Glücklicher Weise fand Herr de Milly bald darauf durch fortgesetzte Versuche, daß durch eine sorgfältige Handhabung der Temperaturen bei dem Gießen der Kerzen, dieser störende Umstand ganz ohne irgend einem Zusätze beseitigt werden könne, noch leichter aber durch Zusatz von 2 bis 3 Procent reinen Wachses. Wegen Verbesserung der Flamme ist noch Niemand eingefallen, Arsenik zuzusetzen. Diese, schon im Anfange des Jahres 1835 gemachte wichtige Verbesserung, welche der Fabrication dieses vorzüglichsten Beleuchtungsmittels gleichsam die Krone aufsetzte, indem dadurch die bedenkliche Anwendung des Ar-

seniß ganz überflüssig wurde, und in Vergessenheit kam, hat die obgenannte Société Royale pour l'encouragement des arts et manufactures, durch Ertheilung der goldenen Verdienstmedaille an Herrn de Milly, noch in demselben Jahre belohnt und anerkannt.

Seit beiläufig einem Jahre fabriciren nun Herr de Milly und nach ähnlicher Methode auch die Herren Gebrüder Schrader aus Aachen, in Folge der ihnen ertheilten Allerhöchsten Privilegien, in Wien derlei Kerzen, und man muß die schnelle Einführung dieses Fabricationszweiges in die österreichischen Staaten als einen bedeutenden Gewinn für die inländische Industrie ansehen, indem dadurch sowohl dem wohlhabenderen als minder bemittelten Publicum, nach Maßgabe ihrer Vermögenskräfte nach mehreren Preisabstufungen, ein im Ansehen mehr oder minder schönes, in jedem Falle aber gleich vorzügliches Beleuchtungsmittel dargeboten wird.

Vielfältig aufgefordert, halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, in Folge der umständlichen genauen Einsicht, welche sie in die Verfahrensarten der beiden erwähnten Fabriken genommen, und der umsichtigen, sorgfältigen chemischen Untersuchung, der sie die Fabricate selbst unterworfen haben, zu erklären:

Die in den Fabriken der Herren de Milly und Gebrüder Schrader verfertigten Kerzen enthalten weder eine Spur von Arsenik, noch irgend eines anderen schweren Metalles, und es wird, außer dem zur Verseifung nöthigen Kalke und der zur Zerlegung der Seife erforderlichen Schwefelsäure, welche beide zusammen als Gyps wieder vollständig ausgeschieden werden, weder zur Verfertigung der Kerzen selbst, noch zur Bereitung der Dochte irgend eine metallische oder metallhaltige Verbindung verwendet. Diese Kerzen enthalten auch keine fremde Säure, wenn sie gleich dem wissenschaftlichen Ausdrucke des Chemikers zu Folge selbst Säuren genannt werden, wobei man aber keineswegs an eine schädliche Säure denken darf, indem diese Fettsäuren in ihrer Wirkung und Mächtigkeit der Essig-, Citronen-, Aepfel-, Weinsäure u. dgl. nachstehen. Alle das Gegentheil angegebenden Bekanntmachungen sind daher ganz unwahr, und die Gefahrlosigkeit und Unschädlichkeit des Gebrauches dieser Kerzen für die Gesundheit unbezweifelt.

A. Baumgartner.

A. v. Ettingshausen.

Dr. Gruber.

Jacquin.

J. v. Mitis.

Dr. Redtenbacher.

v. Spécz.

Widmanstätten.

Quarantaine in der Türkei.

Die türkische Regierung ist gegenwärtig mit der Errichtung von Quarantainen beschäftigt, um Constantinopel vor dem Eindringen der Pest zu bewahren. Für die Schiffe, welche aus dem schwarzen Meere kommen, soll die Quarantaine in Amurjeri an der asiatischen Küste, Bujukdere gegenüber, — für die aus dem Archipel und dem Meere von Marmora einlaufenden Fahrzeuge in Feuer Bagdschi errichtet werden. Die Behörden der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen haben den Auftrag erhalten, darauf streng zu sehen, daß die

Vorsichtsmaßregeln gegen die Verbreitung des Pestübels von allen türkischen Unterthanen ohne Ausnahme beobachtet werden. Der »österreichische Beobachter« theilt aus der türkischen »Staatszeitung« vom 11. Safer 1254 (6. Mai 1838) einen merkwürdigen Artikel mit, wodurch die Regierung den Muselmännern zu beweisen sucht, daß Vorsichtsmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten keinesfalls der Religion Mohameds entgegen seien. Zuerst wird darin mit aller Naivetät nachgewiesen, daß es nöthig sei, zu essen, wenn man hungert, zu trinken, wenn man durstet, und Arznei zu nehmen, wenn man krank ist. Die nächste Folgerung, die der Gesetzgeber aus dieser Wahrheit zieht, ist, daß es Sünde sei, wenn man schlucken und verdauen kann, und dennoch in Ermanglung jedes andern hungerstillenden Mittels, aus Ekel das Fleisch eines todten Thieres sehen läßt, und lieber Hungers stirbt; Arzneien seien zwar bloß muthmaßlicher Wirkung, aber es ist dennoch vernünftiger, von denselben Gebrauch zu machen, als dieselben aus innerem Widerstreben zurückzuweisen. Die Behauptung, daß alle Heilmittel in die Classe der Wunder gehören, ist nur unter gewissen Bedingungen begreiflich; man kann die nöthigen Maßregeln ergreifen, ohne deswegen weniger Vertrauen auf Gott zu haben. »Nun lehrt uns die Heilkunde,« heißt es ferner, »daß die Pest, welche von Zeit zu Zeit in den osmanischen Ländern ausbricht, gleich dem Aussaße, den Blattern, dem Scharlache und der Krätze, nicht nur den Körper des Kranken ergreift, sondern sich auch der Luft, dem Orte und den Kleidern, die ihn umgeben, mittheilt, und also, weil es die Erfahrung erwiesen, bei Statt findender physischer Disposition ansteckend ist.« — Hier folgen Citate aus dem Koran und andern Schriften, welche beweisen sollen, daß die Pest, die Blattern, der Aussaß ic. ansteckend sind, und daß Vorsichtsmaßregeln gegen dieselbe gestattet sind. Da nur durch zweckmäßig angeordnete Heilmittel mehrere Kranke erhalten, dadurch die Bevölkerung, der Wohlstand des Landes und die Hilfsquellen des Staates vermehrt werden, so ist es nöthig »Maßregeln gegen die Pest zu ergreifen, zugleich aber an dem Glauben festzuhalten, daß diese Maßregeln nur durch Gottes Zulassen und Gnade wirksam sein können.« — »Dem gemäß,« schließt die Verordnung, »dem gemäß hat Sr. Hoheit beschloffen, eine in Reinlichkeit und zweckmäßiger ärztlicher Behandlung bestehende Quarantaine einzuführen, deren Vorschriften und Bestimmungen auf eine dem Gesetze, dem Landesbrauche, und dem Geiste der Bevölkerung angemessene Weise ins Leben treten sollen. — Jenen aber, die dieser Anstalt als einer Neuerung widerstreben, bemerkt man, daß es schon vor Alters unter den frühern Sultanen in dieser Hauptstadt eigene Wohnorte für Aussäßige, wie auch andere Krankenhäuser gegeben.«

Heilung von Taubstummen durch Musik und Gesang.

Vor beiläufig einem halben Jahre erinnere ich mich, in einem englischen Blatte folgende wahre Begebenheit gelesen zu haben: »Ein taubstummer Mätröse, der bei Liverpool vor Anker lag, wurde eines Abends von seinen Kameraden dahingebbracht, mit ihnen gemeinschaftlich die Oper zu besuchen. Es wurde gerade Auber's »Stimme von Portici« gegeben. Nach Ende der ersten Scenen

klüfterte der Taubstumme seinem Kameraden etwas ins Ohr, worauf jener aber, mit der Oper beschäftigt, wenig achtete. Gegen Ende des Stückes wurde einer der Opernsänger außerordentlich applaudirt; der Stumme selbst brach in ein lautes Bravo aus, und wurde redend von seinen Kameraden im Triumphe an Bord gebracht. »

Folgende, von einem wahrheitsliebenden Arzte mir mitgetheilte Geschichte kann als ein Analogon gelten: »Zur Zeit der Cholera wurde ein taubstummes Mädchen auf einem Dorfe unweit Zambor in Ungarn ihrer beiden Eltern durch diese verheerende Krankheit beraubt. Sie wurde zu einem Verwandten in Siebenbürgen gebracht, der unter Wallachen wohnte. Bei Gelegenheit eines Hochzeitsfestes, dem das Mädchen in einem Alter von sieben Jahren bewohnte, wurde dasselbe von dem wallachischen Gesange und der Musik so lebhaft ergriffen, daß sie Einiges zu stammeln anfing, und spricht jetzt, zum Erstaunen derer, die sie früher kannten, obwohl eine geborne Ungarin, das Wallachische vollkommen. »

Dr. Sch

M i s c e l l e .

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Arzneiwissenschaft in Spanien findet man im »Journal des connaissances médicales» einen betrübenden Bericht. Vor sechs Monaten gab es noch daselbst vier medicinische Zeitschriften, in diesem Augenblicke nur zwei: die in Saragossa erscheinende »Bibliotheca medica,» ein in den letzten Jügen liegendes Journal, und das »Boletin de Medicina» in Madrid. Das Organ der Homöopathie: »Los Archivos homoeopaticos» ist längst entschlafen. Als Ursache des Verfalles der Medicin im genannten Lande wird die Theilnahme der wissenschaftlichen Aerzte an politischen Umtrieben bezeichnet; ein Umstand, der 1823 zur Folge hatte, daß, um die Aerzte zu bestrafen, den auf den Chirurgenschulen gebildeten Feldscherern dieselben Rechte, wie den Aerzten, eingeräumt, und alle Stellen an Spitälern u. s. w. mit diesen medico-cirurgos besetzt wurden. — Dasselbe französische Journal berichtet, daß die Aerzte in Spanien in der Regel einen theils in Geld, theils in Geld- und Hülsenfrüchten bestehenden Gehalt empfangen; auch tragen sie nicht selten Geflügel, Eier, Del, Wein &c. von ihren Klienten nach Hause. Häufig ist ein spanischer Arzt auch Bäcker oder Barbier. Operateurs durchreisen auf Kosten der Regierung das Land, und — schneiden, was ihnen unter die Hände fällt. Geheimmittel werden unsäglich viele verkauft. Alle Universitäten seufzen daselbst nach einer Reform.

— 47 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kupferplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 51.

Montag, den 25. Juni 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Die Cur des Crassistratus. — Die wahre Philanthropie. — Der Rohitscher Sauerbrunnen. — Correspondenz-Nachricht. — Jourdan. — Miscelle.

An die P. T. Herren Abonnenten dieser Zeitschrift.

Die gefertigte Redaction sieht sich veranlaßt, die P. T. Herren Abonnenten, welche weder auf der K. K. Post, noch in Buchhandlungen abonniert sind, dringend zu ersuchen, alle entweder noch rückständigen oder für künftiges Abonnement zu erlegenden Gelbbeträge einzig und allein im Bureau der Gesundheitszeitung (Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462), und zwar in den Stunden zwischen 10 — 3 Uhr, gefälligst entrichten zu wollen.

Gleichzeitig ersucht dieselbe höflichst um baldigste Bestellung für das nächste Quartal, damit die Auflage darnach bestimmt werden könne.

Die Red. der Gesundheitszeitung.

Die Cur des Crassistratus.

Es geschieht nicht selten, daß im Verlaufe einer Krankheit Zufälle vorkommen, deren physische Ursache der Arzt, trotz alles Nachforschens, einzusehen außer Stande ist. Er wendet die bewährtesten Mittel der Kunst an, und doch bleiben sie ohne Erfolg. In solchen Fällen sieht er sich gezwungen, sich die Frage aufzuwerfen, ob nicht irgend eine, ihm bis jetzt unbekannt gebliebene Gemüthsbewegung des Kranken die geheime Ursache des vorliegenden Leidens sei? Aber schwer, ja unmöglich ist es ihm oft, selbst wenn er das größte Zutrauen seines Patienten besitzt, in die Herzenskammer desselben einen forschenden Blick zu werfen. Denn hat er bloße Vermuthung, so ist er in Gefahr, durch unzeitiges Forschen für unbescheiden und zudringlich gehalten, — schlägt er die rechte Saite an, so kann er um

so schlauer hingegangen werden. Nicht jeder Kranke hat auch hinreichende Einsicht in den Beruf des Arztes und hält daher das für Dreistigkeit, was eigentlich nur Pflicht ist. Oft ist der Kranke überzeugt, daß fortwährende Gemüthsbewegung, ein stiller Kummer die Bestrebungen der Kunst vereitelt, und möchte gern dem mitfühlenden Arzte einen belehrenden Wink über seine Herzensangelegenheiten geben, — aber falsche Scham, Furcht, häusliche Verhältnisse, oder selbst Verbote von Seite der Umgebung ersticken jeden Versuch zu einem offenen Bekenntnisse, und so nimmt der Kranke sein Geheimniß — mit ins Grab. Wie gefährlich diese Verschwiegenheit sei, und welche Klippen selbst der umsichtigste Arzt in dieser Beziehung zu umschiffen habe, lernt dieser dann am meisten kennen, wenn der Kranke in seinem Herzen eine stille Neigung zu einem Wesen nährt, welches in seiner nächsten Umgebung lebt, vielleicht gar ihn mit aller Zärtlichkeit pflegt, und doch jene Neigung nicht ahnet, oder sie nicht erwidern kann.

Um das, was mir meinen, dem Leser so klar als möglich zu machen, wollen wir eine Scene aus dem grauen Alterthume, wie sie ein römischer Geschichtschreiber *) mittheilt, zu Hilfe nehmen. Die zweite Gemahlin des Königs Seleucus, Stratonike, wurde von ihrem Stiefsohne bis zur Verzweiflung geliebt. Der Prinz wollte sich Niemand entdecken, und ward endlich krank. Er lag ohne Schmerzen, zehrte aber allmählig ab, ohne daß man die Ursache entdecken konnte. Erasistratus, Arzt am Hofe des Königs, entdeckte endlich in den erloschenen Augen, der schwachen Stimme, der blassen Farbe, die Symptome einer geheimen Leidenschaft. Nach dieser Entdeckung bediente er sich folgenden Mittels, um der Sache auf den Grund zu kommen. Er legte die Hand auf das Herz des Kranken, und ließ während dessen alle weiblichen Personen im Palaste ins Zimmer kommen. Der Kranke blieb bei allen Andern, die herein kamen, in größter Ruhe; als aber seine Stiefmutter hereintrat, veränderte er die Farbe, der Schweiß brach ihm aus, er zitterte am ganzen Leibe, und das Herz klopfte ihm außerordentlich. Seleucus übergab, nachdem ihm Erasistratus die Krankheit seines Sohnes kund gethan hatte, demselben aus Liebe zu ihm die Stratonike zur Gemahlin und damit die Genesung **).

*) Valerius Maximus lib. 5. cap. 7.

**) Mehrere Künstler wählten diese Erzählung zum Gegenstande ihrer Darstellungen. Paul Veronese war einer der Ersten, der sie in einem Gemälde verewigte. Peter Verretini von Cortona hat sie zu Florenz in dem Palaste Pitti an einer Decke gemalt. Ferner haben Andreas Sacchi, Colin de Vermont zu Paris (1727), der berühmte Andrian van der Werf, Carl de Moor, Gerhard Hoet, der Vater, Gerhard Sanders und Laireffe diese Geschichte gemalt; Cochlin und Lambert Vischer haben sie in Kupfer gestochen. (S. Friedreich: Versuch einer Literärgeschichte der psychischen Krankheiten, S. 11.)

Wir besitzen eine ähnliche Geschichte, die Galen erzählt, und aus welcher hervorgeht, wie dieser scharfsinnige Arzt die geheime Liebe einer Dame zu dem Tänzer Pylades aus dem Pulse entdeckte. Wir werden sie ein anderes Mal ausführlich mittheilen, und bemerken nur als einen Beitrag zur „Telegraphie des Pulses,“ daß der berühmte arabische Arzt Avicenna an dem kranken Neffen des Khalifen Kabus dadurch die Ursache seiner Leiden entdeckte, daß er sich, während er den Puls des Kranken fühlte, alle Namen der im Palaste befindlichen Personen nennen ließ, und bemerkte, daß bei Nennung eines gewissen weiblichen Namens der Puls in starke Bewegung gerieth, woraus er auf heimliche Liebe schloß.

Leider ist nicht jeder Arzt so glücklich, durch das Fühlen des Pulses die stillen Neigungen seiner Kranken, und den Antheil, den sie an der Krankheit nehmen, zu erforschen. Noch seltener gelingt es ihm, von einer klugen und umsichtigen Umgebung in seinen Untersuchungen unterstützt zu werden. Auf welche große, oft unüberwindliche Hindernisse der noch so vorsichtige und scharfsinnige Arzt bei derlei Fällen zu stoßen pflegt, kann nur der tiefere Kenner des menschlichen Herzens und seiner labyrinthischen Gänge vollkommen ermessen. Aber von größter Wichtigkeit ist es, zu bemerken, daß es Menschen gibt, die, wenn sie von solchen Krankheitsursachen hören, oder vom Arzte über deren etwaiges Stattfinden befragt werden, über derlei „leere Sentimentalität“ (wie sie es nennen) spötteln, aufbrausen, sich ungläubig geberden und jede nähere Untersuchung mit aller Härte zurückweisen. Ungeachtet des wahrscheinlichen Zusammenhanges der vorliegenden Krankheit mit einem Gemüthsleiden, halten sie dennoch jede Nachgiebigkeit, jede sanftere Behandlung, jedes zarte Betasten dieser Gemüthswunde, überhaupt jedes diesfalls zu bringende Opfer als ihrer Autorität zuwider.

Es gibt Krankheiten, die nur durch Vertrauen und gegenseitige offenherzige Erklärung geheilt werden können. Der Kranke hat schon als solcher auf die zarteste Schonung und Milde gegründeten Anspruch. Wer dessen Herzenswunden sondirt, muß freilich so tief, aber auch so schonend, so liebevoll als möglich zu Werke gehen. Ein Wort aus dem Munde eines zärtlichen und Vertrauen einflößenden Vaters wird mehr leisten, als alle aus der Apotheke verschriebenen Arzneien, und so lange der Kranke keine Seele findet, der er sich ganz erschließen kann, wird das Zurückdrängen seines geheimen Kummers schon an sich seinen körperlichen Zustand verschlimmern. Gern wird der Arzt zurücktreten und alle Recepte zerreißen, wenn er die Beruhigung hat, daß eine „Erklärung unter vier Augen“ der geheimen Krankheitsursache ein Ende gemacht. Aber wie selten ist dies der Fall! Obwohl Sachwalter der leidenden Menschheit, muß der

Arzt leider dennoch bekennen, daß es Kranke gibt, die wie ein Räthsel des Oedipus sind. Alle Mittel, sie zu irgend einem Aufschlusse über ihren Gemüthszustand zu bewegen, scheitern an ihrem Eigensinn, ihrem Mißtrauen, ja an dem Bewußtsein ihrer Schuld! Je zutraulicher die Sprache ist, die man gegen sie führt, desto verschlossener, behutsamer und wortkarger werden sie; ein stiller Krater, lassen sie es im Innern fortbrennen, ohne zu bedenken, daß die verborgene Flamme sie um so sicherer verzehrt. Ja sie sind sich oft selbst dieser innern Zerrissenheit klar bewußt; sie wissen, daß von einem kräftigen Entschlusse, von einer offenen Erklärung oder von einer gemüthlichen Unterredung ihr Leben abhängt, — aber eine geheime Macht hält sie zurück und macht sie stumm, bis auf die Ironie über die Ohnmacht ärztlicher Kunst, die jedes ihrer Worte begleitet.

Man würde uns mißverstehen, wenn man die bisjetzigen Andeutungen bloß auf die Leidenschaft beziehen wollte, die bei der Cur des Crasist r a t u s die Hauptrolle spielte; jedes andere gemüthliche und geistige Verhältniß des Kranken, welches durch seine stille, dem Arzte unbekannt gebliebene Gewalt, die Thätigkeit der edleren Lebensorgane untergraben, auf Gefäßsystem und Blut, auf Nervensystem und Gehirn, endlich auf Verdauung und Athmung nachtheiligen Einfluß üben kann, gehört in diese Kategorie. Man nenne es Ehrgeiz, falsche Religiosität, häuslichen Unfrieden, unglückliche Liebe, Heimweh, mißverständene Philanthropie, politische Schwärmerei, und wie die Harpyen alle heißen mögen, die an der Ruhe des Menschen nagen, — von allen gilt das Gesagte, daß es oft für den gewissenhaften Arzt eine schwere Aufgabe ist, ihren geheimen Einfluß auf das Entstehen und Unterhalten einer Krankheit zu entdecken, wenn nicht der Kranke selbst oder dessen Umgebung ihn in diesem Beginnen mit gehörigem Vertrauen unterstützt. — Was soll aber der Arzt thun, wenn er von Kranken und Umgebung verlassen ist, und dennoch den Argwohn hat, daß ein geheimer Kummer die Heilung hindert? Wir schreiben hier nicht für Aerzte, und setzen auch mit Recht voraus, daß jeder gebildete Arzt die eben gestellte Frage in jedem besondern Falle sich anders beantworten wird.

Aber Laien machen wir nur darauf aufmerksam, daß die Söhne Aesculaps zwei der empfindlichsten Reagentien — Herz und Puls — haben, die gleichsam wie Telegraphen ihnen die Geheimnisse der verschlossenen Kranken verrathen. Mögen Jene daher den Aerzten diese Mühe ersparen, sich selbst die Hand auf's Herz legen, den Puls ihrer Neigungen selbst fühlen — und dann mit ihrem Arzte offene Sprache führen.

Dr. Beer.

Die wahre Philantropie.

Neulich erschien an den Schranken des Zuchtpolizeigerichtes in Paris ein gewisser Grindot, ein armer, alter, kränklicher und kaum zur Noth bekleideter Mann. Von einem Fuhrmannskarren übergefahren und stark verletzt, ist es ihm nur nach Ueberstehung vierwöchentlicher Schmerzen in einem öffentlichen Krankenhause möglich geworden, seine Aussage vor Gericht mündlich abzugeben und als Kläger aufzutreten. Nach den gewöhnlichen Formalitäten fragte ihn der Präsident, ob er in dem auf der Bank sitzenden Verklagten den Fuhrmann erkenne, von dem er überfahren worden? Nach langem Umherschauen entdeckte Grindot endlich den ihm Bezeichneten, und, mit unbeschreiblicher Gutmüchigkeit ihn betrachtend, fragt er ihn: „Ihr also, guter Freund, seid mir mit eurem Karren über den Leib gefahren?“ — Der Fuhrmann gestand, er habe dies Unglück gehabt, und betheuerte, wie herzlich leid ihm dies thue. Auf die Frage des Präsidenten, in welcher Straße sich der Unglücksfall ereignet, rief er sich die Stirne, als wollte er sich erinnern, da er sie aber (wie er sagte) aus Gedächtnißschwäche nicht anzugeben wußte, so fragte er den Verklagten: „In welcher Straße war es eigentlich?“ Der Fuhrmann gab die nähern Ortsverhältnisse an; um die Zeitumstände befragt, wendete sich Grindot wieder an den Verklagten, der selbst gestand, daß es noch hell war, und daß er seinen Gaul in dem Augenblicke, wo das Unglück sich ereignete, gerade nicht am Zügel hielt. Der Präsident fragte nun den Kläger: „Fordert ihr einen Schadenersatz?“ — Grindot: „Ich für meinen Theil fordere nichts. Man hat mich im Krankenhause gut gepflegt, und mich dafür nichts bezahlen lassen. Ueberdem hat mich der Beklagte besucht, mir sein Bedauern gezeigt, und mir beim Abschiede 10 Franken in die Hand gegeben.“ — Der Präsident bemerkte, daß zehn Franken für einmonatliches Leiden im Spital sehr wenig sei, und daß Grindot noch nicht einmal von seinen erhaltenen Verletzungen ganz hergestellt sei. Grindot: „Sie meinen, weil ich nicht ganz sicher auf meinen Beinen stehe? Lieber Herr! das rührt nicht von den erhaltenen Verletzungen her, sondern vom Alter. Ich bin schon ziemlich hoch in den Sechzigern, und daran ist der gute Freund da gewiß nicht schuld.“

Durch diese philanthropische Antwort wurde das Gericht zur Nachsicht vermocht, weshalb es den Fuhrmann nur zu sechstägiger Haft verurtheilte. Grindot, von der Verhandlung etwas ermüdet, setzt sich neben jenen auf die Bank, reicht ihm die Hand und sagt: „Ohne Groll, guter Freund; Ihr wißt, ich bin nicht schuld daran, daß Euch die Herren da eine sechstägige Buße auferlegt haben. Ich danke Euch nochmals für Euer zeh-

Franken und für Eueren freundlichen Besuch im Spital. Behüt' Euch Gott und zürnet nicht." —

Der Rohitscher Sauerbrunnen.

Dieser Sauerbrunnen, in Italien Aqua di Cilli genannt, entspringt im Eillierkreise von Steiermark, und ist theils wegen seiner Heilkraft, theils wegen seiner Annehmlichkeit als mouffirendes Getränk, wenn er mit Wein gemischt wird, seit zwei Jahrhunderten bekannt und berühmt. Seit 1803 ist die Quelle Eigenthum der steierischen Stände, und hat dadurch in jeder Beziehung ungemein gewonnen. Der Hauptbrunnen ist in schwarzen illyrischen Marmor gefaßt, über ihm ein geschmackvoller, auf zwölf ionischen Säulen ruhender Tempel errichtet, und das ganze Engthal, in welchem die Quelle liegt, mit den angrenzenden Anhöhen und Bergen in einen herrlichen englischen Park verwandelt worden. Zum Baden werden mehrere unweit des Hauptbrunnens entspringende, ebenfalls gefaßte Nebenquellen benützt, deren Wasser durch unterirdische Röhren in die Badehäuser geleitet werden. Die ganze Curanstalt besteht gegenwärtig aus 12 großen und 5 kleinen Wohngebäuden mit drei Gärten, 167 Zimmern, 8 Badezimmern, 1 Capelle, 10 Cabineten, 12 Kammern, 2 Traiterien, 1 Sittalapotheke, 8 Magazinen und hinreichend großen, gewölbten Stallungen und Wagenremisen. Der Besuch der Anstalt ist seit 1803 bedeutend gestiegen und die Versendungen des Brunnens haben seit dieser Zeit so außerordentlich zugenommen, daß kaum alle Bestellungen zu befriedigen sind. Von 1807 bis 1836 wurden allein über 8 Millionen Flaschen, jede zu 1 $\frac{1}{8}$ Maß, versendet. Das Jahr 1836 schien dem Besuch und Verbrauch der Rohitscherquelle, wegen des kühlen und regnerischen Frühlings und des Auftretens der Cholera, nicht günstig, indem man in letzterer Beziehung namentlich die auflösende und abführende Wirkung der Quelle scheute; dessen ungeachtet wurden im gedachten Jahre 382,042 Flaschen versendet, und die Gesammtsumme der Curgäste aus allen Provinzen des Kaiserstaates belief sich dennoch auf 704 Personen, von denen 328 den Sauerbrunnen ordinationsmäßig, theils als Bades, theils als Trinkcur gebrauchten. Die Zahl der genommenen Bäder belief sich auf 1616. Der größte Theil dieser Curgäste erreichte entweder völlige Genesung oder Linderung seiner Leiden, einige mit unheilbaren Leiden Behaftete tranken jedoch die Quelle erfolglos, und zwei als an Wassersucht leidend Angekommene starben, ehe sie die Quelle brauchen konnten. Merkwürdig ist es noch, daß, obgleich der Rohitscher Brunnen während der Cholerazeit in Oesterreich fast durchgehends widerrathen wurde, dennoch sämtliche Curgäste, welche aus inficirten Orten nach Rohitsch kamen und die Brunnencur hier gebrauchten, obschon die wahre Cholera nur eine Meile davon entfernt war, vollkommen gesund blieben, was wenigstens beweist, daß das Rohitscher Wasser für die Cholera keineswegs empfänglicher macht. — i —

Correspondenz-Nachricht.

Baden im Juni. — Die Natur hat in diesem Monat das in der ersten Hälfte des Frühlings Versäumte nachgeholt, und Baden prangt jetzt im

schönsten grünen Kleide; mit den Blüthen sind auch die Gäste gekommen und mehren sich zusehends. Besonders lebhaft war es an den Pfingsttagen, die durch das schönste Wetter begünstigt wurden.

Eine neue Anstalt, die für das Publicum gewiß von Interesse sein wird, ist die von dem Magister Pharmaciae Herrn Leopold Schwarz errichtete Molkencur- und Mineralwasser-Anstalt. Sie befindet sich im Parke, und nicht leicht kann es für die Curgäste, welche Molkem oder Mineralwässer trinken, einen schöneren und bequemeren Platz geben, als diesen, wo schattige Alleen das Herumgehen in der Sonnenhize des Vormittags erleichtern, und die anstößenden Lang'schen Anlagen die herrlichste Aussicht auf den freundlichen Ort, die Berge und die angenehme Ebene darbieten. Die Molkem werden von ganz frischer, aus den nahegelegenen Bergen hergebrachter Kuhmilch bereitet, und auf Verlangen auch ganz frische Schafmolke, Ziegen- und Eselmilch gegeben. Eben so kann man auf Anordnung des Arztes frisch gepresste Kräutersäfte und alle Arten von Mineralwässern bekommen. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese, einem so besuchten Curorte, wie Baden, nöthige Anstalt auch von Seite der Aerzte und des Publicums die verdiente Anerkennung finden werde.

Eine bedeutende Verschönerung wird Baden durch die projectirte Anlage einer Straße längs des Schwefatflusses nach Allond zu Theil werden, indem dadurch nicht nur eine bedeutende Erleichterung der Communication erlangt, sondern auch dem Naturfreunde eine neue, fast nicht gekannte Quelle von Genüssen eröffnet wird. Der Besuch des nach Meyerling führenden Thales, des Gutesenthal, des Zobels mit seiner herrlichen Aussicht auf die Alpen Desterreichs und Steiermarks und den anliegenden Thälern wird dadurch in den Bereich eines nachmittägigen Spazierganges gezogen, und der reiche Kranz der nahen und schönen Umgebungen Badens um einige herrliche Blumen reicher.

— m —

Jourdan.

Die Nachforschungen über einen Mann, der durch eine lange Zeit solche Spitäler, wie die von Paris sind, dirigirt hat, sind immer mit einem großen Interesse verknüpft. Herr Jourdan ließ nach der Verwaltung dieser Anstalten das ehrenvollste Andenken an ihn zurük. Zur Zeit der Cholera hätte ihm seine muthige Ergebung beinahe das Leben gekostet; und Keiner von denen, welche sich mit den Einrichtungen der Spitäler beschäftigen, wird ohne Nutzen seine Nachforschungen über eine Anstalt lesen, deren chirurgischer Ruf seit dem XVI. Jahrhundert von den barmherzigen Brüdern so fest begründet worden ist *).

Als Maria von Medicis Florenz verließ, um in Paris die Regierung anzutreten, berief sie auch die Brüder von Saint-Jean de Dieu dahin, welche schon jenseits der Alpen unter dem Namen der fate bene fratelli, — welcher Worte sich ihr Stifter immer bedient hatte, um sie zum Wohlthun aufzufordern — bekannt waren. Margaretha von Valois räumte ihnen in der Rue des

*) Siehe „Notice sur l'Hôpital de la Charité de Paris“, par M. Jourdan, administrateur honoraire de hôpitaux de Paris.

Saints-Pères das Terrain ein, auf welchem noch heute das Hospital de la Charité steht. Hier war es, wo Jacques de Beaulieu, genannt der Bruder Jacques, welcher mehr Kühnheit als Wissen besaß, und der Bruder Cosme, bekannt durch seine geistreiche Entdeckung eines Instrumentes für den Steinschnitt, diesem Spital jene Berühmtheit erwarben, welche sich auch auf die Namen mehrerer ausgezeichneten Praktiker unserer Tage fortpflanzte.

Die Charité nahm unter jenen Anstalten, welchen Jourdan vorstand, den ersten Rang ein. Aber sie hat noch nicht jenen Grad von Vollkommenheit erreicht, dessen sie wohl fähig wäre. Unter Anderem, sagt man, bedürfe sie eines neuen Einganges, einer Capelle, eines Spazierplatzes und einer Waschanstalt. Jourdan gibt seine Ideen über diese verschiedenen Verbesserungen an, und man findet in seiner Brochüre neben einigen unwilligen Reflexionen sehr vortreffliche Ansichten, und fehlt es denselben zuweilen auch an Methode, so erhält sie doch eine Menge von wohlwollenden Projecten.

Aber die Verwaltung der Spitäler, welcher nichts, was nützlich und gut ist, entgeht, beschäftigt sich schon eifrig mit allen wünschenswerthen Verbesserungen. Wir wissen schon, daß sie einem der größten Spitäler einen Eingang geben will, welcher seiner Bestimmung entspricht. Die Fremden, welche daselbe besuchen, und die Schüler, welche von allen Gegenden des Landes herreisen, um hier die Vorlesungen tüchtiger Professoren zu hören, werden sich ferner nicht mehr wundern, daß man zu dieser schönen Anstalt nur durch zertrümmertes Mauerwerk gelangen könne. Es sind schon die Pläne entworfen, um für das Spital einen geräumigen Zugang von der Rue St. Jacob zu eröffnen, und tüchtige Männer sind berufen, diese Pläne so entsprechend und nützlich als möglich zu realisiren.

Miscelle.

— Galignani's „Messenger“ theilt aus dem „Globe“ folgende, höchst seltsame Merkwürdigkeit mit: „Eine arme 90jährige Frau setzte sich eines Sonntags zu Kirkheaton bei Huddersfield zum Feuer, als eines ihrer Augen sich mit Wasser füllte und bald darauf aus ihrem Kopfe heraus in ihren Schooß fiel, und von da endlich in die Asche kugelte. Die Aerzte der Nachbarschaft sagten, daß dies einer der zwar seltsamsten Fälle wäre, daß er aber nichts destoweniger bei sehr alten Leuten schon mehrere Male vorgekommen sei.“

— 47 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 52. Donnerstag, den 28. Juni 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber Tafelmusik. — Neue Folge der Curiosa. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Miscellen.

An die P. T. Herren Abonnenten dieser Zeitschrift.

Die gefertigte Redaction sieht sich veranlaßt, die P. T. Herren Abonnenten, welche weder auf der k. k. Post, noch in Buchhandlungen abonniert sind, dringend zu ersuchen, alle entweder noch rückständigen oder für künftiges Abonnement zu erlegenden Geldbeträge einzig und allein im Bureau der Gesundheitszeitung (Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462), und zwar in den Stunden zwischen 10 — 3 Uhr, gefälligst entrichten zu wollen.

Gleichzeitig ersucht dieselbe höflichst um baldigste Bestellung für das nächste Quartal, damit die Auflage darnach bestimmt werden könne.
Die Red. der Gesundheitszeitung.

Ueber Tafelmusik.

Von Ignaz Kuranda.

Überflächlich betrachtet schien es mir, als ob ich eine Sünde gegen die Aesthetik mir zu Schulden kommen lasse, wenn ich einige Worte zu Gunsten der Tafelmusik hier niederschriebe. Eine Art ästhetisches Gewissen flüsterte mir zu: Soll die Kunst, die hohe, heilige, eine Dienerin des irdischen Leibes sein? Ist der Zweck der göttlichen Musik kein anderer, als die Functionen des Magens befördern zu helfen? Soll sie ihre goldenen Rösse schirren, um den plumphen Wagen der Verdauung zu schleppen? Wozu braucht der Mensch in den Momenten, wo der Leib ihn zum Thiere herabwürdigt, der Götterspeise? Gibt es für den Hungerigen eine höhere

Musik, als das Klappern der Zeller, das Wägen der Messer, das Rigen der Gabel und das Klingen der Gläser? —

Allein jedes Ding hat zwei Gesichtspuncte. Was ist der Zweck der schönen Künste? Den Menschen zu veredeln, zu vergeistigen. Wie einst *Biondel*, der Minnefänger, seinen verschwundenen König in allen Ländern suchte und vor den Gefängnißthürmen und Verliesen seine Lieder ertönen ließ, horchend, ob die Stimme seines gefangenen Herrn aus dem Innern derselben ihm antworten werde, also ziehen die schönen Künste an den Menschen vorüber und lassen ihre Weisen erklingen, und wo sie in dem Innern derselben ein Echo zu vernehmen scheinen, da halten sie Stand und versuchen den eingesperrten König, den Geist, aus den Gefängnißmauern des Leibes in einen höhern, schönern Bereich zu entführen. Um dieses zu bewerkstelligen, kleiden sie sich in die Fabelzeichen der Sinnlichkeit, schmeicheln den beiden plumphen Gefängnißwärttern, Auge und Ohr, geben vor, nur ihnen dienen zu wollen, berauschen sie und gelangen so in das Innere des Thurmes, um sich ihres eingekerkerten Herrn zu bemächtigen. Soll die Musik hiervon eine Ausnahme machen? Soll sie es verschmähen, den Weg einzuschlagen, den ihre Gefährten nehmen? Liegt nicht ein schöner Triumph für sie darin, daß sie den Menschen eben in dem Augenblicke, wo er durch physischen Genuß dem Thiere gleich steht, durch die Macht ihres Zauberstabes aus diesen Schranken reißt und in dem Moment, wo der Körper das Uebergewicht hat, dennoch der Seele Funken zu entziehen vermag? Wenn die Dichter rühmen, daß *Orpheus* durch sein Spiel die Thiere des Waldes tanzen machte, so ist die Gewalt seiner Töne nicht stärker, als die einer gewöhnlichen Tafelmusik!

Zu dem feiert eine Musik, die trotz der Leckereien, an welchen sich gleichzeitig der Gaumen erquickt, dennoch uns zu fesseln vermag, noch einen andern Triumph. Unter allen Sinnen, die der Mensch besitzt, ist der Geschmack der profaischste. Jeder andere Sinn hat einen Endpunct, der an das Gebiet der Poesie stößt; Auge und Ohr sind die Pforten, durch welche alle schönen Künste den Einzug in unsere Seele nehmen. Der Tastsinn, so begrenzt er von der Sinnlichkeit ist, hat dennoch schon oft poetische Gefühle erweckt, und der Händedruck der Geliebten hat so Manchem alle Freuden des Himmels erschlossen; selbst der Geruch hat seine Poesie, er schöpft aus dem Dufte der Wiesen und Blumen den Frühling in unsere Seele, und der Dampf des Weihrauchs erfüllt manches Gemüth mit religiösen Schauern und belebt es mit Ahnung der Gottesnähe. Nur der Geschmack ist abgeschnitten von der Berührung alles Öbtllichen, ein verstockter Slave, dem die Erleuchtung fehlt und der nur in viehischen Lüsten sich wälzt und gefällt. Ist es nun nicht die glänzendste Heldenthat

der Tonkunst, wenn sie die Seele, während sie von dem rohesten ihrer Hüther bewacht wird, dennoch aus der Haft zu ziehen weiß, oder wenigstens — wie ein göttlicher Rabe durch das Fenster Erquickung ihr zuführt?

Vom Standpuncte der Poesie aus ist also die Musik gerechtfertigt, wenn sie sich herbeiläßt, in dem Gewande einer reizenden Sclavin, dem Großsultan: Körper bei Tische zu dienen, seine Mahlzeit aufzutragen, und seinen Wein zu würzen. Aber es gibt noch einen andern Gesichtspunct, von welchem aus der Körper es fordern darf, daß die Musik ihm diene, und zwar vom Gesichtspuncte des Rechts. Keine ästhetische Kunst nährt sich so sehr von dem Oehle des physischen Lebens, als die Musik, keine andere poetische Kraft leckt so gierig das Blut unserer materiellen Kraft auf, als sie. Je größer der Künstler ist, desto stärker die Aufregung, in welche ihn der Vortrag seiner Harmonien versetzt, je größer der Windzug der Aufregung weht, desto schneller verflackert die Flamme des animalischen Lebens. Die größten Priester der Musik haben auf dem Altare ihrer Göttin ihr physisches Sein geopfert, ihr Körper starb unter den Küssen und Umarmungen der Loreley. Ist es nun nicht billig, daß die Musik auf der einen Seite das zu vergüten sucht, was sie auf der andern geraubt? Wohl ist die Tafelmusik nur eine Sclavin, die dienend hinter dem Stuhle eines fremden Herrn steht, wohl ist sie nur da, um die Functionen des Magens zu befördern, um die Kasse der Verdauung zum muntern Galop zu spornen. Aber eben weil dieses in ihrer Macht steht, ist es ihre Pflicht, es zu thun.

Ihr aber, die Ihr die Freuden einer wohlbesetzten Tafel liebt, und in den Harmonien der Kochkunst gerne schwelgt, unterlaßt es ja nicht, eurer Mahlzeit die höchste Würze zu geben, indem ihr auch die Harmonie der Tonkunst mit jener zu verbinden sucht; laßt Musik in eurer Nähe erschallen, laßt durch fröhliche Töne eure Nerven zu stärkerem Reiz erheben. Wir müssen die Lampe unserer Seele so oft mit dem besten Oel und Oele unseres Körpers nähren und durch die Pforten des Leibes ihr Stärkung zuführen; unterlaßt es daher ja nicht, wenn es einmal umgekehrt ist, wenn die Mittel zur physischen Stärkung ihren Weg durch das Gebiet des psychischen Lebens nehmen, und die Seele ihre Kraft anwendet, um den Körper zu erkräftigen.

Neue Folge der Curiosa.

Von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Der erste Ehe-Morgen bricht heiter hervor; Schlüssel und Haube zeigen sich im Hause waltend, und zwar um so geschäftiger, weil das junge Weibchen

den Blicken der Alten zu entschlüpfen sucht. Nach und nach wird das Geiß der geordneten Wirthschaft bequemer, manche Bedenklichkeiten verlieren sich, und die Großmutter brummt sogar über den alten Glauben, den sie so häufig selbst vertheidigt hatte, daß das erste Kind, wenn Jungfrau und Junggeselle zusammenheirathen, gewöhnlich ein Narr werden müsse. Wieder ein Beispiel, welch' ungeheueren Einfluß auf die Gemüther stets die Form der Begriffe gehabt hat; »exaltirt,« oder ein anderes ähnliches Synonym hätte dies Sprichwort sinnreicher, aber auch vergessen gemacht.

War mit der Verehlichung eine Localsveränderung, ein Geschäftsantritt, oder nur eine Vergrößerung der Wirthschaft verbunden, so schmückte das erste häusliche Mittagsmahl überall ein Spanferkel. Doch nicht nur ehemals — selbst heute noch. — Das langsame Vorwärtsschreiten des Schweines, sein Vorbohren mit dem Rüssel und sein sichtbares Anwachsen soll ein prognostisches Symbol für das Fortkommen der eigenen Haushaltung sein.

Es vergehen die Flitterwochen, es geht manch' anderes Monat ins Land und der Mann harret noch immer vergebens einer ersehnten Andeutung von seiner erröthenden Frau entgegen; stiller Verdruß, Launen, mürrische Miene und tiefeindringende Zweifel verdunkeln seine Liebenswürdigkeit, kränken das Weibchen, führen Passionen herbei und die folgliche Vernachlässigung des häuslichen Glückes. Die Mutter seufzt und schweigt, aber die Nachbarin sieht's und spricht: Man sucht im Wollmunde nach Knabenwurzel, wo immerdar Männlein und Weiblein beisammen stehen, und bringt sie der betäubten Frau. Die Wurzel des Männleins speiset sie selbst in irgend einem Lieblings-Gerichte, die Wurzel des Weibleins jedoch näht sie in ein feines, viothlaues, seidenes Tücheltchen, und erwartet den nächsten günstigen Augenblick, um es dem Manne als Amulet zu verehren. Nun glaubt sie, die Einigkeit müsse wiederkehren, und wenn sie weggezaubert wäre; denn wer weiß, ob nicht irgend wer Neidischer Schwalbepulver in ihre Speisen gemengt oder zwischen die nebeneinander sitzenden Chelente mit dem Zahne eines Todtenkopfes geräuchert hat! — Aber eben diese Möglichkeit bewegt die Rathgeberin der jungen Frau noch überdies zu sagen, sie möge trachten, einmal selbst dem Manne die Nägel zu schneiden, und ihr das Abgeschnittene zu überbringen. Das Weibchen thut es, aber vergift auch wieder die ganze Sache; doch bei dem nächsten Leichenbegängnisse, wo sie und ihre Nachbarin den Todten in seinem geöffneten Sarge gesehen hat, erfährt sie auf dem Heimwege, daß die abgeschnittenen Nägel mit dem Sarge in die Erde fuhren, und von nun an ihr Mann keine Macht habe, sie mit Schlägen zu überraschen.

Doch wie schon manchmal das Schickal spielt — gleich den nächsten Tag gibt's Lärm im Hause. Die Nachbarn eilen herzu, die Rathgeberin stürzt in die Stube, erblickt das geschlagene Weibchen in Mutterkrämpfen und hat nun nichts eiliger zu thun, als ihr das wirksame Pulver von den Warzen eines Hengstenschenkels beizubringen. Der Mann steht zu den Füßen des Bettes, ein Schweigender; die Todtenblässe und die Augenlosigkeit der Mishandelten greifen ihm allmählig tiefer in's Herz, und die vorwurfsvollen, verachtenden Blicke der helfenden Nachbarin machen seine Reue vollkommen. »Spuckt in euere flache Hand, wenn ihr im Zorne geschlagen und es euch jetzt gereuet — auf daß dem Weibe kein Schaden bleibe!« — so rathet die Helferin, sobald sie das vollkom-

mene Zuschkommen der Kranken erwartet, und siehe da, alsobald nach dem erhaltene Befehle schlägt sie die Augen auf, und wirft Blicke voll Zärtlichkeit auf den Neuen.

Ungern verläßt der Mann sein junges Weib, wenn Geschäfte Reisen notwendig machen; ungern, weil sie schön und unerfahren; nicht als ob er an ihrer Treue zweifeln könnte — ei bewahre! — bloß der Umtriebe willen, die ihre Ruhe stören könnten. Indes er weiß und gebraucht ein gar artiges Mittel, ein Mittel, welches seine Ruhe bewahrt. Er verbrennt Augenwimpern und Bauchhaare eines Wolfen, mengt ein Unmerkliches davon ins Getränk; nimmt überdieß ihre eigenen Haare, legt sie auf den Koft, welchen er vorher mit Honig bestrichen hatte, läßt das Ganze über Nacht in gemäßigter Glut — und reiset ruhig.

Aber auch sie sucht sich kräftig zu schützen; Lehmede holt sie, in welcher ein Leichnam lag, umhüllt damit eine Nadel, umnäht es mit einem Stücke Sterbehemd und trägt es als Amulet. „Jeder Mann bleibt ihr vom Leibe!“

Doch die Thränen über den Treulosen, so oft ihr die Schürze aufgeht, das Strumpfband herabfällt, das Ohr dreimal klingt!! — Und wieder die Thränen, wenn seine Entfernung immer länger dauert; immer ängstlicher besieht sie allmorgentlich das Wundkraut (telephium), welches sie bei der Abreise des Ersehnten unter des Hauses Dach gesteckt; denn es muß fortwachsen so lang er am Leben ist, und wenn auch die untern Blätter gänzlich verdorren. Wie sehr bedauert sie, keine Lebenslampe aus seinem Blute gemacht zu haben! Wie beruhigend wäre es jetzt, aus der ruhigen hohen Flamme das Wohlergehen, oder aus dem dunklen Brennen derselben wohl seine Beängstigung, aber doch auch seine Lebensfortdauer erkennen zu können. Denn eine solche Lampe, verfertigt aus einem Abesstdochte und genährt von dem gereinigten Blute des Abgereiften, verlischt nur mit dem Leben dessen, welcher der Lampe das Blut gab.

(Wird fortgesetzt.)

Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835.

Mitgetheilt vom Dr. A. Jken, Oberarzt beim Hospital Esbekieh in Groß-Cairo *).

Die Pest brach Mitte November des Jahres 1834 in Alexandrien aus, nachdem sie, wenigstens in dieser bössartigen Form, Egypten sieben Jahre lang verschont

*) Der Verfasser dieser Beobachtungen, die wir auszugswise Dr. Casper's „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde“ entlehnen, war früher in Jassy, und befindet sich jetzt in Egypten in Diensten des Vicekönigs. Da die Pest jährlich leider ihren verheerenden Kreislauf im Oriente erneuert, so dürfte es für das Publicum von nicht geringem Interesse sein, das Resultat der Erfahrungen eines Mannes, der diese Krankheit in ihrem fürchtbarsten Aufsitzen geraume Zeit an Ort und Stelle beobachtet und behandelt hat, kennen zu lernen. Dr. Jken hatte schon im Jahre 1835 seinem Vorgesetzten, dem bekannten Clot-Bey, darüber einen ausführlichen Bericht eingesendet, und auf dessen Befehl ins Französische übersetzt, so daß dasjenige, was Clot-Bey dem Dr. Chervin in Paris hierüber brieflich mitgetheilt und dieser im Journ. hebdom. wiedergege-

hatte; sie verbreitete sich von da über einen großen Theil Egyptens, wo sie in acht Monaten über 300,000 Menschen wegraffte. In angegebener Stadt belief sich die größte Anzahl der täglich Sterbenden, nach den officiellen Listen, die jedoch die wirkliche Zahl bei weitem nicht enthielten, am 11. Mai 1835 auf 184, und es starben im Ganzen daselbst über 20,000, worunter gegen 2000 Christen; in Cairo aber, so viel man erfahren konnte, über 70,000; die ämtlichen Listen gaben indeß nur über 700 täglich an. — In Alexandrien hielt man die Seuche Ende Juni für beendigt, und man hob zu der Zeit die Privat-Quarantainen auf, obschon sich später bis zur Zeit, wo dieser Bericht abging, Ende December, dort fortwährend einzelne Pestfälle zeigten. In Cairo dagegen kam seit Mitte Juli im ganzen Jahre kein Fall der Art mehr vor, welches offenbar dem Clima zugeschrieben werden muß, das sehr verschieden von dem in ersterer Stadt, weit gleichmäßiger, wärmer und trockner, und deshalb der Belebung und Verbreitung des Peststoffes weniger günstig ist, da doch sonst die große, in so vielen engen Gassen zusammengehäufte Bevölkerung, und die viel größere Unreinlichkeit dieser Stadt, der Krankheit eine weit größere Aufnahme finden lassen dürfte. Ueber die Ursachen ihrer diesmaligen Erscheinung herrschen verschiedene Meinungen, doch glaubt man in Alexandrien allgemein, daß sie daselbst durch eingeschmuggelte Seidenwaaren von Constantinopel eingebracht worden sei.

Der Peststoff wird sowohl hier als in der Türkei von keiner Temperatur der Luft und Jahreszeit ganz erstickt, doch scheint es, daß Vermehrung des reinern Orygens in der Luft und Sonnenhitze ihn immer milder machen, so daß er sich am Ende ganz verliert, wie solches an so vielen Orten, wo er sich auf's Schrecklichste wieder entwickelte, der Fall ist, wenn er sich nicht noch lange Zeit in eingeschlossnen Räumen oder Effecten aufhält, bis ihn eine günstigere Ver-änderung der Atmosphäre wieder erweckt und seine Ausbreitung bewirkt.

Die Pest macht bei ihrem Wüthen wenig Unterschied unter Alter, Geschlecht oder Nation, doch disponiren zur Ansteckung und zum tödtlichen Verlaufe besonders das frühe Kindesalter, schwächliche Körperbeschaffenheit, Menschen mit durch Ausschweifungen in *Venere et Baccho* verdorbenen Säften, und fast jede Art von anderer Krankheit, Niedergeschlagenheit und große Aengstlichkeit. Sie ergriff besonders die Malteser, wohl wegen ihrer unordentlichen Lebensweise, von denen sich beständig viele in diesem Lande, hauptsächlich in Alexandrien, aufhalten, und die Schwarzen, von welchen fast keiner genas, was merkwürdig ist. Von den Arabern, wovon der größte Theil angesteckt wurde, besonders in den Städten, die aber dagegen, so wie gegen den Tod selbst, ungläublich gleichgiltig sind, und sich auf keine Weise vor Berührung hüten wollen, kamen viele durch, da sie den großen Vortheil haben, des Clima's in jeder Abwechslung gewohnt zu sein, und sie den unter solchen Umständen eben so natürlichen als nachtheiligen moralischen Einflüssen, großer Trauer, der Furcht, dem Schre-

ben hat, zum Theile auch als vom Dr. Flen herrührend angesehen werden muß. Im Mai 1837 befand sich Bekterer in Dongola, einer Stadt in Nubien, wo er am dortigen Spital für ein Regiment egyptischer Infanterie und den Stab eines Regiments Cavallerie als einziger Arzt angestellt ist. Er hat auch damals den Fürsten Pückler-Muskau gesprochen, der ihm viele Freundschaft erzeugt und ihm auch die Stelle eines Leibarztes angeboten hat.

ken u. s. w. fast ganz entgehen. Durch ärztliche Behandlung aber wurden im Verhältnisse bei weitem am meisten von den englischen Schiffsteuten geheilt, die in Alexandrien Baumwolle einluden, und dadurch der Ansteckung sehr ausgesetzt waren, indem ich aus einem kleinen besondern Hospitale, welches ich täglich besuchte, von achtundvierzig Pestkranken zwei und dreißig geheilt entlassen sah, wozu neben der vernünftigen Behandlung des englischen Arztes, ihre kräftige und unverdorrene Körperbeschaffenheit wohl das Meiste beigetragen hat. Dagegen hat die Zahl der im dortigen großen Kranken-Hospitale Geheilten wohl höchstens acht von hundert Angesteckten, und von den Franken, die in ihren Häusern behandelt wurden, fünfzehn vom Hundert betragen. In Cairo fand ungefähr dasselbe Verhältniß Statt. Es starben in Alexandrien vier Aerzte, von denen sich zwei lange Zeit furchtlos jeder Art von Berührung ausgesetzt hatten, und erst gegen das Ende von der Seuche ergriffen wurden; außerdem mehrere Apotheker und andere Officianten beider Spitäler. Von den andern dortigen Aerzten, die sich der Berührung aussetzten, erkrankte und genas Einer, ein junger Franzose; der englische Arzt und ich selbst aber wurden gar nicht angesteckt. Ich habe dort manche Pestkranke, Türken, Araber, Juden und Christen behandelt, von denen doch mehr als der dritte Theil hergestellt wurden; alle diese habe ich auch während der schlimmsten Zeit der Seuche jeden Tag besucht, und beim Pulsfühlen u. s. w. berührt, jedoch mehrentheils nach der Anwendung von Del und Essig äußerlich als Präservative, wie ich solches auch schon in Constantinopel täglich gebrauchte, und darin von mehreren dortigen Geschäftsleuten nachgeahmt wurde. Sonderbar wurde es mir öfter zu Muthe, wenn ich, wie mir das täglich begegnete, zu der Zeit, wo man nur auf Leichenzüge und Klagen, so wie unter den Franken auf traurige oder sorgenvolle Gesichter traf, wo ein Jeder sich mit ängstlicher Sorgfalt vor der Berührung auch seines besten Freundes hütete, in den Häusern der Araber und Türken, in welchen vielleicht schon die Hälfte der Bewohner ausgestorben war, am Krankenbette des Hausvaters oder des einzigen noch übrigen Kindes, im Harem von den Weibern ganz umfassen eingeladen wurde, unter ihnen Platz zu nehmen, auf Postern und an Orten, die jeder andere Franke wie den Tod selbst floh, wobei sie oft lachten und scherzten, da ihnen das unerhörte Erscheinen eines Christen in ihrem Kreise Spaß machte. Ich verlor mehrere von ihnen, die mitten in ihrer Krankheit sich auf keine Weise abhalten lassen wollten, aufzustehen und wichtigen Geschäften außer dem Hause nachzugehen; wenn ich ihnen dann geradezu erklärte, daß solches Betragen ihnen das Leben kosten könnte, in welchem Falle ihnen doch alle Geschäfte wenigen Nutzen schaffen würden, so lächelten sie nur über meinen Unglauben und antworteten, daß es thöricht sei, anzunehmen, man könne durch meine Hilfe oder ihr eigenes Verhalten das abwenden, was Gott beschlossen habe; daß sie sich aber in allen billigen Dingen, die nicht nothwendige Angelegenheiten unterbrächen, meinen Vorschriften fügen wollten, um ihre Genesung zu beschleunigen, wenn solche bestimmt sei, ihre Schmerzen zu lindern. So verlor ich einige Kinder, weil die Eltern durchaus nicht begreifen wollten, daß man auch durch einige Schmerzen wohlthätig wirken könne, und deshalb die Anwendung von Blutegeßeln, Vesicatorien u. s. w. durchaus verweigerten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Man beginnt nun in Paris, die gastronomischen Anstalten mit den Göttern der Fabelwelt in Verbindung zu bringen, und gleichsam allegorisch den Ort andeuten zu wollen, wohin Unmäßigkeit führt. Es ist nämlich daselbst ein Etablissement unter dem Namen: „Café de l'Olympe“ im Werden, das sich rein an die Mythologie halten will. Man wird zuerst durch unterirdische Gänge hineinkommen. An dem Ufer eines Sees angelangt, wird man hier den alten Charon mit seiner Barke finden, der die Reisenden für ein artiges Fährgeld — auf das andere Ufer übersetzen wird. Die gemeinen Sterblichen, die nur Bier trinken und die Gewohnheit des Rauchens haben, werden in einfache Grotten treten, wo roth- und schwarzgekleidete Männer zu ihrem Dienste harren, die ein ziemlich treues Bild der Anwohner des Phlegeton darstellen werden. Eine Proserpina, den Kopf mit Narzissen umwunden, wird auf einem Ebenholzthron die Opfergaben der Gläubigen empfangen. Dies wird der „höllische Divan“ sein. Die auserselbeneren Gäste werden von der Fortuna in die bezauberten Haine Idaliens geleitet, wo Schwärme von Heben und Ganymeden sie mit Gefrorenem und frischen Liqueurs bedienen. Das Comptoir stellt ein mit Tauben bespannter Wagen vor, von dem aus eine Venus das Gold und den Weihrauch der schwachen Sterblichen anzunehmen geruht. Die anmuthige Polyhymnie wird den Vorsitz in einem Musiksaale führen, wie die muthwillige Tersichore im Tanzsaale. Endlich wird sich ein Schriftsteller dem Unternehmen anschließen, und den Namen Apollo tragen.

— Dr. Heidler nimmt in seinem Werke *) das Trinken der Mineralwässer am Abend in Schutz, namentlich in Bezug auf den Marienbader Kreuzbrunnen, stellt jedoch folgende Vorsichtsmaßregeln auf: daß man höchstens die Hälfte von der zur Morgencur erforderlichen Menge trinke; daß man nicht erhitzt zu den Quellen komme; daß das Abendtrinken unterbleibe, wenn nach demselben wieder Stuhlentleerungen folgen oder ein unruhiger Schlaf eintritt, endlich wenn der Kranke sich der Abendschmause nicht enthalten, oder auch den opulenten Mittagsmalen nicht entsagen könne. Heyfelder hingegen bemerkt, daß das Trinken des Nachmittags und des Abends höchstens ausnahmsweise zu gestatten sei. Kalte Mineralwässer werden nach seiner Ansicht noch am besten des Abends vertragen, wenn sie nicht zu reichhaltig an flüchtiger Kohlensäure sind; warme hingegen verlangen viel mehr Vorsicht, und eisenhaltige Säuerlinge eignen sich nur selten dazu. Jugendliche Subjecte vertragen das Abendtrinken am wenigsten, besonders an stärkenden Quellen; zu Blutwallungen Geneigte ebenfalls nicht. Wer nicht bloß trinkt, sondern auch Mineralwasser-, Moor- oder Schlamm-bäder gebraucht, wird durch eine Abend-Drinkcur sehr leicht einem Zustande von Uebersättigung zugeführt werden.

*) C. S. Heidler „Ueber den Gebrauch mineralischer Wässer am Abend, mit besonderer Rücksicht auf Marienbad.“ Leipzig 1836.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtshof Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.